Ft. coll.
26/12

It. coll. 26-12

<36619996170017

<36619996170017

Bayer. Staatsbibliothek

Geschichte
der
merkwürdigsten
Reisen
welche
seit dem zwölften Jahrhunderte zu Wasser und zu Land unternommen worden sind.

Von
Theophil Friedrich Ehrmann.

XII. B.

Die Stadt Benin.

Zwölfter Band.

Frankfurt am Main, 1794
in der Hermannschen Buchhandlung.

Ob/50/102

Geſchichte
der
merkwürdigſten Reiſen.

Zwölfter Band.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Innhalts-Verzeichniß
des zwölften Bandes.

Reisen nach Guinea.

Dritte Unterabtheilung.

Reisen nach der Küste Benin und Biafara, und Beschreibung der Küstenländer vom Rio Formoso bis zum Kap Lopo Gonsalvo. Seite 3.

Einleitung. S. 6.

Reiſen nach Benin, und der Küſte Kalabar. S. 11.

I. Jakob Welſch's zwei Reiſen nach Benin. In den Jahren 1588 und 1590.

Erſte Reiſe, S. 15.

Zweite Reiſe, S. 27.

II. Jakob Barbot's und Johann Grazilhier's Reiſe nach der Küſte Kalabar, und längs derſelben hin. S. 35.

1. Barbot's Reiſe nach Kalabar. Ebend.

2. Grazilhier's weitere Fahrt an der Küſte Kalabar. S. 53.

3. Beſchluß von Barbot's und Grazilhier's Reiſe. S. 61.

Beſchreibung von Benin, und den übrigen Küſtenländern bis zum Kap Lopo Gonſalvo. S. 65.

Einleitung. S. 67.

I. Beſchreibung des Königreichs Benin, und ſeiner Einwohner. S. 69.

1. Allgemeine Beſchreibung und Geographie von Benin. Ebend.

II. Schilderung der Einwohner von Benin, ihrer Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungsverfassung. S. 84.

§. 1. Allgemeine Schilderung der Negern von Benin, ihrer Sitten und Gebräuche. Ebend.

§. 2. Religion der Negern von Benin. S. 98.

§. 3. Regierungsverfassung und Gesezze von Benin. S. 105.

II. Kurze Beschreibung des Königreichs Warih oder Awerri. S. 124.

III. Kurze Beschreibung der Küste Kalabar. S. 132.

IV. Kurze Beschreibung des Landes der Ambozer und Kalbongoer. S. 146.

V. Kurze Nachricht von der Küste der Kamaronen, und dem Lande Biafara. S. 153.

VI. Kurze Beschreibung der Küste zwischen dem Kamaronen- und Gabonflusse, und den Korisko- und Moucheron-Inseln. S. 156.

VII. Kurze Beschreibung der Küste am Flusse Gabon und der Pongo-Inseln. S. 162.

VIII. Kurze Beschreibung des Landes am Kap Lopo Gonsalvo. S. 177.

Vierter Abschnitt.

Reisen nach Niederguinea. S. 181.

Einleitung. S. 183.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde von Niederguinea. S. 185.

Litteratur. Ebend.

a.) Quellenverzeichnisse.

b.) Reisebeschreibungen. S. 186.

c.) Allgemeine und besondere Beschreibungen. S. 192.

d.) Einzelne Aufsätze. S. 202.

e.) Andre Werke. —

f.) Karten. S. 203.

Allgemeine Ueberſicht von Niederguinea. S. 204.

§. 1. Kurze geographiſche Ueberſicht der Länder. Ebend.

§. 2. Von den Bewohnern dieſes Küſtenſtrichs. S. 207.

§. 3. Kurze Ueberſicht der Geſchichte dieſer Länder. S. 213.

Reiſen nach und in Niederguinea. S. 221.

I. Merkwürdige Reiſen des Portugieſen Eduard Lopez, und des Britten Andreas Battel's. Ebend.

I. Eduard Lopez Reiſe nach Kongo, im J. 1578, u. ff. S. 226.

II. Andreas Battel's Reiſen und Abentheuer in Niederguinea. Vom J. 1589 bis 1607. — S. 236.

II. Reiſe zweier italieniſcher Kapuziner Michael Angelo und Dionyſius Carli

nach Kongo. In den Jahren 1666 und 1667. — S. 267.

III. Des Kapuziners Hieronymus Merol Reise nach Niederguinea. In den J. 1682 bis 1688. S. 341.

Reisen

Reisen nach Guinea.

Dritte Unterabtheilung.

Reisen nach der Küste Benin und Biafara, und Beschreibung der Küstenländer vom Rio Formoso bis zum Kap Lopo Gonsalvo.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Der ganze Küstenstrich von der Mündung des Rio Formoso oder Beninflusses an bis zum Kap Lopo Gonsalvo, also vom 6 Gr. N. Breite bis zum 2 Gr. S. Breite hat eigentlich keinen gemeinschaftlichen Namen, sondern wird theils nach den einzelnen Küstenländern und Küstenflüssen, theils überhaupt, aber uneigentlich von den Schiffern die Küste Benin und Biafara genannt. Wir wollen ihr den passendern Namen von Ost-Guinea geben; da es hier ja bloß um eine allgemeine, das Ganze umfassende Benennung zu thun ist.

Dieser Küstenstrich von Ostguinea strekt sich vom Flusse Benin an südöstlich, dann biegt er sich vom Kap Formoso an ganz östlich, bildet mehrere Inseln, Buchten, Baien und einen grossen Meerbusen, und zieht sich dann vom Kamaronenflusse an gerade südlich herab. Mit allen diesen Krümmungen ist die ganze Strekke des Küstenlandes gegen 200 deutsche Meilen lang.

Dieser grosse Landstrich ist uns jedoch nur sehr wenig bekannt! Die Europäer haben auch keine Niederlassungen daselbst. Zwar besuchen die Sklavenhändlerschiffe aller europäischen Seenazionen diese Küsten sehr fleissig, und treiben daselbst einen einträglichen Handel; aber was läßt sich von grausamen Menschenhändlern für die Erdkunde erwarten? — Dennoch haben uns Schiffer, welche in älteren Zeiten diese Küste besuchten, Tagebücher und Nachrichten von derselben hinterlassen, mit welchen wir uns, so mager sie auch sind, doch begnügen müssen, weil wir ausser diesen gar keine Kunde von diesem unerforschten Lande haben würden.

Die Werke, in welchen diese Nachrichten sich gesammelt finden, sind:

1) Dapper's Afrika, wo dieser Küstenstrich von Seite 486 bis Seite 505 ziemlich genau beschrieben wird. Als seine Gewährsmänner nennt

der fleissige Kompilator Dapper einen Peter von Maree und einen Samuel Blomert, welche beide eine geraume Zeit sich in Guinea aufgehalten haben sollen. Von ersterm ist uns eine alte Beschreibung der Goldküste von Guinea bekannt, die im Jahre 1650 zu Amsterdam in holländischer Sprache in quart erschienen ist, und dies Werk ist es welches Dapper benuzte. *)

Von Samuel Blomert wissen wir durchaus nichts, **) als was Dapper in seiner Vorrede von ihm berichtet, wo er sagt, er habe die Schriften dieses Reisebeschreibers von dem berühmten Isaak Vossius zu seinem Werke geliehen bekommen, und rühmt die Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit dieser Schriften gar sehr. — Da kein Litterator weder den Namen, noch die Werke dieses Schriftstellers kennt, so läßt sich höchstwahrscheinlich vermuthen, diese Schriften seien dem Dapper von jenem Gelehrten handschriftlich mitgetheilt worden; denn wären sie je gedrukt erschienen, so würde sie Dapper wol nicht haben entlehnen dürfen, und sie wären der Aufmerksamkeit der Litteratoren schwerlich entgangen. Daraus läßt sich dann

*) M. s. im VII. B. d. W. S. 17.

**) M. s. was der Herausgeber (Meiners) der deutschen Uebersezzung des Proyart, in seinem Anhange, S. 315 — hierüber sagt.

auch die Unbekanntheit des Namens dieſes Reiſebeſchreibers gar leicht erklären.

2) In dem vierten Bande der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen (Seite 439 bis 507) finden ſich noch mehrere ältere Berichte von dieſem Küſtenſtriche geſammelt, und in ein zuſammenhängendes Ganzes bearbeitet, zu welchem benuzt worden ſind:

(1) Die Beſchreibung von Guinea, von einem ungenannten Holländer, die gewöhnlich von dem M. Gotthard Artus von Danzig benannt wird, welcher aber bloß der lateiniſche Ueberſezzer derſelben iſt. Sie ſteht deutſch in de Bry's Orientaliſchem Indien (fol. Frankf. 1606. u. ff.) im VIten Bande. *)

(2) Die Nachricht des Holländers David von Nyendael, welcher im Jahre 1702 in Benin war; dieſelbe ſteht in Bosmann's Beſchreibung von Guinea. Sie iſt in einem Briefe an Bosmann, vom 1 September 1702 abgefaßt. **)

(3) Barbot's Nachrichten von Guinea; wel-

*) M. ſ. im VII. B. d. W. S. 10 u. 11.

**) Allg. Hiſt. d. R. IV. B. S. 440.

ches Werk theils aus eigenen Reisebemerkungen und Erfahrungen, theils aus den Berichten Anderer zusammengeschrieben ist. *) Barbot's und Grazilhier's Reisen nach der Küste Kalabar werden hierunten in kurzen Auszügen geliefert.

Mit diesen ist in besagtem Werke hie und da auch Dapper, doch gar nicht sorgfältig, verglichen worden.

Neuere Nachrichten von diesem Küstenstriche besizzen wir nicht; was uns Römer **) und Pommegorge ***) davon sagen, ist nicht von Bedeutung, und es ist immer sehr zu bedauern, daß Isert's vorgefaßte Reise dahin vereitelt worden ist. †) Wir würden gewiß viel Neues durch ihn erfahren haben!

Wir müssen uns also zur Zeit noch mit jenen älteren Nachrichten begnügen, und sie so gut als möglich zu benuzzen suchen. Dies ist in der hierfolgenden Beschreibung geschehen. Die in der allgemeinen Historie der Reisen gesammelten Berichte

*) M. s. im VII. B. d. W. S. 12 u. 13.

**) Nachricht von Guinea, S. 14. u. ff.

***) Description de la Nigritie, p. 244 et suiv.

M. s. im XI. B. d. W. S. 136 u. S. 150.

sind mit den Dapperschen sorgfältig verglichen, alle geprüft, so weit es thunlich war, kritisch geläutert und in ein zusammenhängendes Ganzes bearbeitet worden. Voran gehen die wenigen Reiseberichte, die wir noch über diese Gegenden haben.

Reisen
nach
Benin
und
der Küste Kalabar.

Dem vestgesezten Plane dieses Werks gemäß müssen wir zuerst hier die noch übrigen Tagebücher von Reisen, die an diesen Küstenstrich gethan worden sind — denn in das Innere des Landes hat sich noch kein Europäer gewagt — in zwekmässigen Auszügen zusammenreihen, ehe wir die kurzen Beschreibungen der einzelnen Theile desselben aus den mageren Nachrichten unsrer genannten Quellen sammeln und ordnen.

Solcher Reisebeschreibungen besizzen wir aber nur noch sehr wenige. Von den ersten Reisen, welche die Portugiesen bei ihren Entdekkungsfahrten im fünfzehnden Jahrhunderte nach und längs diesen Küsten gethan haben, wissen wir nur sehr wenig, und besizzen keine Tagebücher von denselben. — Es war im Jahre 1471 daß die Portugiesen **Juan de Santaren** und **Pedro de Eskobar** diesen ganzen Küstenstrich bis zum Katharinenkap entdekten. *) Die Portugiesen fezten nachher ihre Reisen dahin fort; doch ist uns nicht viel davon bekannt.

Die einzigen Reisen hieher, von welchen wir noch Tagebücher besizzen, sind:

1) Die beiden Reisen des brittischen Oberschiffers **Jakob Welsh**, welcher zwei Mal in den

*) M. s. im II. Bande d. W. S. 268. u. ff. wo Alles gesagt wird, was wir noch von diesen Entdekkungsreisen wissen.

Jahren 1588 und 1599 für Rechnung der Londoner Kaufleute Bird und Newton, mit dem Schiffe Richard von Arundel und einer Pinnasse, eine Fahrt nach Benin gethan hat. Die kurzen Tagebücher von diesen beiden Reisen stehen im Originale in der Hackluytschen Sammlung, und deutsch in dem ersten Bande der allgemeinen Historie der Reisen, Seite 344. u. ff. Ebendaselbst findet man noch einen andern Bericht von Welsh's erster Reise, welchen Ingram, der diese Fahrt als Oberkaufmann oder Faktor mitgemacht hatte, in einem Briefe, von Plymouth aus, am Tage der Rükkunft, den Schiffsrhedern vorläufig ertheilte, weil er wegen Kränklichkeit nicht sogleich nach London reisen konnte.

2) Die Reisen des Jakob Barbot, Bruders des Johann Barbot, der nachher eine Beschreibung von Guinea herausgab, und seines Reisegesellschafters Johann Grazilhier nach der Küste Kalabar — stehen im IV Bande der allgemeinen Historie der Reisen, Seite 166 u. ff. Dieser Barbot war mit seinem Oheim, und andern Kaufleuten Theilhaber an der Ausrüstung dieses Schiffes, und machte die Reise selbst mit, als Oberkaufmann oder Faktor. Grazilhier war sein Unterfaktor.

Die Tagebücher dieser Reisen sind allein noch auf unsre Zeiten gekommen. Sie folgen hier in kurzen Auszügen.

I.

Jakob Welsh's zwei Reisen nach Benin.

In den Jahren 1588 und 1590.

Erste Reise. *)

Am 12ten Oktober des Jahres 1588 ließ Jakob Welsh zu Ratcliff die Anker lichten, und fuhr mit seiner Reisegesellschaft nach Blakwall; am folgenden Tage segelten sie von da wieder ab. Weil sie aber widrigen Wind und schlechtes Wetter hatten, so konnten sie vor dem 25sten Plymouth nicht erreichen; wo sie bis zum 14ten Dezember unglüklicher Weise durch das Wetter aufgehalten wurden. Um Mitternacht desselben Tages stiessen sie endlich in die See.

Donnerstags den 2ten Januar 1589 erbikten

*) Von dieser Reise haben wir noch einen Bericht, welcher auch am angef. Orte in der allg. Hist. der R. steht, den wir hier aber nicht ganz einrükken, sondern aus demselben nur das Wichtigste oder was zur Ergänzung und Berichtigung von Welsh's Tagebuche dienen kann, in Anmerkungen diesem Auszuge beifügen wollen.

sie die Küsten von Sahara und Westniarizien, und am siebenden darauf das grüne Vorgebirg.

Freitags den 17ten sahen sie das Vorgebirge Monte, welches ihnen Nordnordostwärts lag. Sie warfen das Senkblei aus, und hatten fünfzig Faden tief schwarzen Sumpfgrund. — Bald darauf erreichten sie auch das Kap Mesurado.

Am 19ten darauf waren sie schräg gegen dem Flusse Sestos über, und den folgenden Tag hatten sie das Vorgebirge dos Baixos (der Untiefen) nordwärts und gen West, da sie vier Meilen vom Ufer waren. Nachmittags kam ein Boot mit drei Schwarzen von einem Orte, Tabanuh genannt, wie sie sagten; und gegen Abend waren sie einer Insel gegen über, wobei eine Menge kleiner Inseln oder Felsen gegen Süden war.

Am 21sten Nachmittags sprachen sie mit einem französischen Schiffe, welches dicht bei einem Orte, Ratire genannt, vor Anker lag. Nahe bei diesem Orte lag ein anderer, Namens Krua. Das französische Schiff nahm einen Brief von ihnen mit an Herrn Newton, einen von den Rhedern. Weil sie während der Brief geschrieben wurde die Segel eingezogen hatten, so trieb sie die Flut südwärts, ein gut Stük längs dem Ufer hin. Am 25sten waren sie bei dem Vorgebirge der drei Spizzen. Am 28sten mußten sie stille liegen, und auf die Pinnasse warten.

Am-

Am lezten Januar waren sie an der Mitte des genannten Vorgebirges, drei Meilen davon. Um acht Uhr Morgens kam die Pinnasse bei ihnen vor Anker. Um sechs Uhr Abends richteten sie ihren Lauf gen Südwest und Südwest gen Süd, da das äußerste Land fünf Meilen gegen Ost gen Süd gieng. Sonnabends den 1sten Februar waren sie einer runden Landzunge gegen über, welche Welsh für den östlichen Theil des Vorgebirges hielt. In dieser Landzunge war eine grosse Bai, und darin eine kleine Insel.

Am 2ten waren sie bei dem Kastelle von Mina, und sahen durch ihr Seherohr ein Boot, mit einigen Negern und einem Portugiesen, das sich ihnen näherte. Welsh verlangte, der Portugiese sollte an Bord kommen; er wollte aber nicht. Auf den hohen Felsen über dem Kastelle erblikten sie zwei Wachhäuser, wie es ihnen vorkam, die sehr weiß zu seyn schienen. Sie segelten gen Nordnordost. Am 4ten des Morgens waren sie einem hohen großen Hügel schräg gegen über, und in dem Lande waren noch viele andere hohe rauhe Hügel. Sie waren aber ihrer Rechnung nach, nicht weit von Monte Rotundo, und etwa fünf deutsche Meilen südostwärts von Mina. Gegen eilf Uhr sah Welsh zwei Hügel im Lande, sieben Meilen von dem erstern, und gegen die See zu eine Bai, an deren östlichem Ende ein andrer Hügel war. Das Land bei den

Hügeln lag sehr niedrig. Ihr Lauf war Ostnordost und Ost gen Nord, zwei und zwanzig Meilen; und darauf ostwärts längs dem Ufer.

Am 6ten waren sie nicht weit von Villa Longa, und trafen eine portugiesische Karavelle an. Den folgenden Tag, welcher schön und von gelindem Wetter war, lagen sie vor Villa Longa vor Anker. Am 8ten gegen Mittag giengen sie wieder unter Segel, und ankerten zehn Meilen davon, wo sie die ganze Nacht in zehn Faden tiefem Wasser blieben. Am 9ten fuhren sie längs dem Ufer hin, welches mit sehr dikken Wäldern besezt war, und Nachmittags waren sie schräg gegen einem Flusse über, dem gegen Osten ein wenig davon entfernt, ein grosser hoher Baum stand, welcher ohne Laub zu seyn schien. Gegen Abend ankerten sie, da das Wetter schön und gemäßigt war. Am zehnten giengen sie gegen Osten und Ost gen Süd, drei Meilen längs dem Ufer, welches mit solchen dikken Wäldern bedekt war, daß nach Welsh's Urtheile ein Mensch genug zu thun haben würde, wenn er durchkommen wollte. Gegen Abend ankerten sie in sieben Faden tiefem Wasser, und hatten schönes Wetter. Am 11ten segelten sie weiter am Ufer hin. Alles Buschwerk, das sie auf der Küste sahen, war so gleich, als wenn es mit der Scheere des Gärtners abgeschnitten wäre. Da sie weiter fuhren, so entdekten sie einen hohen Busch von Bäumen, vorn auf einem Lande, welches wie der Kopf eines Meerschweins aussah,

und als sie dahin kamen, fanden sie, daß es nur ein Stük von dem Lande war. Eine Meile weiter sahen sie eine sehr niedrige Landspizze voller Bäume, und eine grosse Strekke vom Ufer, da sie sehr seichtes Wasser hatten, giengen sie tiefer in die See, um die Sandbänke zu vermeiden, und darauf ankerten sie in der Mündung des Flusses Jaya *), in fünf Faden tiefem Wasser.

Den 12ten schikten sie die Pinnasse und das Boot ans Land nebst den Kaufleuten, welche erst den andern Morgen wieder kamen. Der seichteste Theil dieses Flusses ist gegen Westen, wo er nur vier und einen halben Faden tief Wasser hat, und sehr breit ist. Hier geht die Flut westwärts, und das östliche Land ist höher, als das westliche. Den 13ten giengen sie unter Segel, und fuhren südsüdostwärts längs dem Ufer hin, wo die Bäume auf eine wunderbare Art gleich hoch waren. Nachdem sie achtzehn Meilen gefahren, fanden sie einen großen Fluß, und ankerten in drei und einem halben Faden tiefem Wasser. Die Flut gieng westwärts. Dieser Fluß war der **Benin**, oder **Rio Formoso**, der eine Meile vom Ufer sehr seicht ist. Am 15ten schikten sie das Boot und die Pinnasse mit den Kaufleuten in den Fluß, und weil sie in seichtem Wasser ankerten, so giengen sie südsüdostwärts, bis sie fünf Faden tief Wasser hatten.

*) Dieser Fluß fehlt auf unsern Karten; es scheint ein unbedeutender Küstenfluß zu seyn.

Während der Zeit kam das Boot aus der Bucht zurük, und gieng an Bord der Pinnasse. Das Land gen Westen war vorne hoch, das gegen Osten war niedriger und hatte drei Büsche von Bäumen, wie Kornhaufen, auf sich. Hier lagen sie von dem 14ten Februar bis zum 14ten April bei einem Südwestwinde vor Anker.

Am 16ten Februar kamen das Boot und die Pinnasse wieder aus dem Flusse zu ihnen zurük, und berichtete ihnen, daß bei der Einfahrt nur zehn Fuß tief Wasser wäre. Die ganze Nacht war trübe und dennoch gelinde. Am 17ten war der Himmel wolkig, der Wind noch aus Südwest. Die Kaufleute brachten nun ihre Waaren an Bord der Pinnasse. Es kam daselbst eine grosse Flut aus dem Flusse und gieng westwärts. Am folgenden Tag giengen sie mit ihren Waaren in den Fluß. *) Das Wetter war finster und trübe,

*) Sie fuhren denselben hinauf bis zur Stadt Goto (eigentlich Gato) wo sie am 20sten Febr. anlangten. Von da schikten sie sogleich einige Negern in die Hauptstadt Benin, um dem Könige ihre Ankunft und Absicht zu melden; diese kamen am 22sten wieder zurük, mit einem vornehmen Neger, der ihnen die Erlaubniß brachte, in die Stadt zu kommen, und mit zweihundert gemeinen Negern, die ihre Waaren tragen sollten. Diese überlieferten sie auch am 23sten dem königlichen Faktor, zogen mit ihm, und kamen am 25sten zu Benin an; sie konnten aber wegen eines Fe-

nebst Donner, Regen und Blizzen. Am 24sten war das Wetter Morgens wolkig und gemäßigt. Nachmittags kam das Boot aus dem Flusse von den Kaufleuten.

Am 16ten März kam die Pinasse mit Anton Ingram *) an Bord, und brachte vier und neunzig Säkke Pfeffer und acht und zwanzig Elefantenzähne. Inzwischen wurde Welsh mit der ganzen Equipage krank. Am 19ten darauf gieng die Pinasse wieder in den Fluß und nahm den Zahlmeister und Wundarzt mit sich. **) Am 25sten

---

ties erst am ersten März zur Audienz bei dem Könige gelangen, der sie sehr freundlich empfieng, und ihnen den beßten Handel versprach. Unterdessen bekamen die Britten alle, des (sehr feuchten) Klima's ungewohnt, das Fieber. Der Schiffshauptmann schikte daher am 9ten März den Oberkaufmann mit den übrigen Kranken, und mit den eingehandelten Waaren nach Gato; er selbst blieb mit einigen Andern in Benin zurük. Die zu Gato gebliebenen Engländer waren inzwischen auch alle krank geworden, und hätten die Waaren nicht an Bord schaffen können, wenn ihnen das Boot vom Schiffe nicht zu Hülfe gekommen wäre. Ingram, der Oberkaufmann, gieng wegen seiner Kränklichkeit mit den Waaren auch an Bord zurük. (Ingram.)

*) Der erstgenannte Oberkaufmann, von welchem wir den erwähnten Reisebericht haben.

**) Ersterer, welcher Samuel Dunne hieß, wurde von Ingram dahin geschikt, um an seiner Stelle den Han-

sandten sie das Boot in den Fluß. Bald darauf kam auch die Pinasse von **Benin** zurük, und brachte hundert und neun und fünfzig Serons oder Säkke Pfeffer und Elefantenzähne mit sich, nebst der betrübten Nachricht, daß **Thomas Hempsteede** und auch ihr Schiffshauptmann gestorben wären. *)

Hiebei merkt **Welsh** an, daß die ganze Zeit über, da sie sich in der Mündung des Flusses **Benin** und an der Küste daselbst aufgehalten, schönes Wetter gewesen, solang der Wind aus Südwesten wehte. Wenn er aber nordwestlich oder nördlich war, so regnete und stürmte es mit Donner und Blizzen.

Am 13ten April Morgens giengen sie mit einem Südwestwinde unter Segel, um nach Hause zurükzukehren. **) Sie fuhren wieder längs der

---

del zu besorgen — lezterer, um nach den Kranken in Gato und Benin zu sehen. — Dunne starb nachher auf der Rükfahrt. (Ingram.)

*) Dieser Schiffshauptmann hieß William Bird, und war der Sohn eines der Rheeder des Schiffs. Er starb zu Benin noch vor der Ankunft des Wundarztes. (Ingram.)

**) Sie eilten darum so sehr, weil das Sterben unter ihnen so stark einriß, daß sie kaum gesunde Leute genug hatten, um die Anker zu lichten. Auf der Rükreise erholten sie sich nur langsam wieder, und viele starben dahin. (Ingram.)

Küſte von Guinea hin. Am 8ten Mai waren ſie am Kap Monte.

Am 12ten Julius trafen ſie unter dem 20ſten Grade Norder-Breite (alſo in der Gegend der kapwerdiſchen Inſeln) eine große Menge Meergras an, welches ſo dicht zuſammen ſtak, wie Trauben, und dies dauerte bis zum 17ten, da ſie unter dem zwei und zwanzigſten Grade waren, da ſahen ſie es nicht mehr. Am 25ſten um ſechs Uhr Morgens erblikten ſie die Inſel Piko gegen Norden, und am 27ſten redeten ſie mit einem Paketboote aus London, das ihnen viel gute Neuigkeiten aus England berichtete. Am 29ſten ſahen ſie die (azoriſche) Inſel Corvo, und am folgenden Tag die Inſel Flores. *) Am 27ſten Auguſt, unter dem ein und fünfzigſten Grade der Breite ſahen ſie neun brittiſche Segel, und wurden von dreien derſelben bis gegen Mittag verfolget, da ſie ſie dann fahren lieſſen.

Am 13ten ſahen ſie das Vorgebirge Finisterre. Den 8ten des Herbſtmonats gegen Abend kamen ſie in den Sund bei Plymouth und lagen

*) Als ſie die azoriſchen Inſeln erreichten, riſſen die Krankheiten aufs neue unter ihnen ein, und Viele ſtarben dahin. Sie würden auch ſchwerlich das Schiff haben nach Hauſe zurükbringen können, wenn ihnen nicht zum Glük eine Barke begegnet wäre, die denſelben Rhedern (Eigenthümern) gehörte, und die ihnen ſechs geſunde Matroſen an Bord ſchikte. (Ingram.)

die ganze Nacht in Causons-Bai vor Anker. Am 9ten giengen sie in Ratwater, und lagen daselbst bis den 28sten, wegen Krankheit und Mangel an Leuten. Am 29sten giengen sie von Plymouth unter Segel, und kamen den 2ten Oktober 1739 nach London.

Die Waaren, welche sie auf dieser Reise mitgenommen hatten, waren leinen und wollen Zeuch, Eisenwerk von allerhand Art, Armbänder von Kupfer, Glasknöpfchen und Korallen. Die Waaren, die sie dagegen zurük brachten, waren Pfeffer *) und Elefantenzähne, Palmöl, Zeuche sowol von Baumwolle, als von Palmrinden sehr artig gewebt. Das Geld in dem Lande Benin besteht in schönen, weissen Muschelschalen. Gold und Silber aber sahen unsre Engländer nicht. Baumwolle wächst in grosser Menge. Ihr Brod wird aus einer Art Wurzeln gemacht, welche Ignames genannt werden. **) Es schmekte unserm Welsh, nach seiner Versicherung, besser als das englische Brod, das doch von vorzüglicher Güte ist. Seine Reisegefährten zogen auch die Wurzel

*) Der Pfeffer war aber nicht gereinigt, weil sich die Negern nicht auf die Ankunft europäischer Schiffe versehen hatten, da schon lange keine mehr bei ihnen gewesen waren. (Ingram.)

**) Wir kennen diese Wurzel schon, und bedürfen Welsh's Beschreibung nicht. (M. s. im V. B. d. W. S. 88.)

selbst, mit Essig und Oel gegessen, ihren Stokfischen vor. Es gibt in diesem Lande auch unzählige Palmbäume, und der Wein, der davon kömmt, ist im Ueberflusse zu haben. Er ist weiß und sehr angenehm, und dabei so wolfeil, daß man acht englische Maaß für zwanzig Muschelschalen (Kauris) kaufen konnte. Die Negern haben eine Seife, die wie gestossene Violen riecht. Sie machen artige Matten und Körbe, die sehr fein sind, wie auch elfenbeinene Löffel, die mit Figuren von Vögeln und Thieren sehr artig gearbeitet sind.

Heftige Donnerwetter sind an dieser Küste häufig. Der Donner rasselt so fürchterlich, daß Welsh versichert, noch in keinem andern Lande so starken Donner gehört zu haben; denn das Verdek des Schiffes oder der Boden zitterten unter den Füssen; und ehe sie daran gewöhnt waren, erschraken die Leute sehr darüber; es geschah aber kein Schaden.

Die Negern zu Benin (sagt Welsh) sind sehr freundlich und gesellig. Sowol Männer als Weiber gehen nakt, bis sie verheurathet sind. Dann bedekken sie sich von der Mitte bis ans Knie. Die Engländer konnten für hundert Muschelschalen irdene Töpfe voll Honig, ohngefähr so viel, als acht englische Maaß, kaufen. Sie wollten ihnen auch eine grosse Menge von Pomeranzen und Pisangfrüchten bringen.*)

*) Die nähere Beschreibung des Landes Benin und seiner Einwohner folgt weiter unten.

Hier endigt Welsh sein erstes Tagebuch; doch sezt er noch hinzu, er besizze die Kunst, das Wasser auf der längsten Seereise immer frisch zu erhalten, und versichert, daß, als er nach Plymouth gekommen, der Versuch mit wenigen Kosten gemacht worden sei; wie er denn auch von dem Wasser, das sechs Monate lang auf dem Schiffe gewesen war, den vornehmsten Personen in der Stadt etwas mitgebracht, welche sich darüber verwundert, und bekannt haben, daß kein süsseres Wasser in irgend einem Brunnen seyn könne. *)

*) Von diesem sonderbaren Umstande finde ich sonst nirgends Erwähnung; auch ist Welsh's angebliche Entdekkung dieser den Seefahrern doch so nüzliche Kunst, das Wasser frisch zu erhalten, nicht weiter genüzt worden; denn jezt kann sich wol kein Seemann rühmen, sie zu besizzen.

Welsh's zweite Reise nach Benin.

Im Jahre 1590.

Welsh gieng am 3ten September 1590 wieder mit denselben Schiffen von Ratcliff unter Segel, um nach Benin zu fahren. Am 18ten darauf kamen sie nach Plymouth, und am 22sten stachen sie wieder in See. Darauf sezten sie ihre Reise fort bis den 4ten Oktober, da sie an Forteventura, einer von den kanarischen Inseln, die ihnen sehr rauh zu seyn schien, vorbeifuhren. Am 16ten unter der Breite von vier und zwanzig Grad, neun Minuten trafen sie eine sehr hohe See an, dergleichen der Steuermann an dieser Küste niemals gesehen hatte. An diesem Tage hob ein ungeheurer grosser Fisch, den man für einen Gobarto, oder Seevielfraß *) hielt, seinen Kopf bis zu den Pökelfässern auf, wo der Koch die Lebensmittel verwahrte, welcher daher in grosser Gefahr stand, weggeführt zu werden.

Am 21sten unter achtzehn Grad Breite trafen sie einen grossen Gegenstrom an, der aus Norden kam. An diesem Orte hatten sie auf der lezten Reise einen aus Süden, da beide Male das Wetter

*) Dies war wol nichts anders, als der grösse Haifisch, der Menschenfresser, Squalus Carcharias L.

windſtille war. Am 24ſten ſahen ſie das grüne Vorgebirge, und am 25ſten gieng das Meer ſehr hohl, aus Norden her, welches ein gewöhnliches Zeichen iſt, daß der Wind nordlich ſeyn wird; und es erfolgte auch. Am 15ten November hatten ſie drei Ströme aus Weſt und Nordweſt, innerhalb einer Stunde, einen nach dem andern. Dies war unter der Breite von ſechs Graden, zwei und vierzig Minuten. Dieſe Strömungen des Meers wechſelten nun oft ab.

Am 5ten Dezember wandten ſie ſich, und fuhren gegen Oſtnordoſt und Nordoſt; und hier unter dem fünften und einem halben Grade verließ ſie ihre Pinaſſe. Am 7ten, bei Untergange der Sonne, ſahen ſie einen groſſen ſchwarzen Flekken in derſelben, welcher auch den 8ten, ſowol bei der Sonnen Aufgange als Untergange erſchien. Er war, wie es ihnen vorkam, ohngefähr ſo groß, wie ein engliſcher Schilling. *)

Am 16ten trafen ſie ein franzöſiſches Schiff von Honfleur an, welches ihre Pinaſſe weggenommen hatte. Sie ſchikten ein Schreiben durch ſie

*) Von den Sonnenflekken ſehe man: Bode's Sternkunde, Rösler's aſtronomiſches Handbuch, Gehler's phyſikaliſches Wörterbuch u. ſ. w. Auch wird in der Einleitung zu meiner allgemeinen Länder- Völker- und Staatenkunde, deren erſter Band zur Michaelismeſſe dieſes 1794er Jahrs erſcheinen ſoll, das Nöthigſte hierüber geſagt.

ab, und diesen Abend sahen sie einen andern Flekken in der Sonne bei ihrem Untergange. Gegen Abend waren sie schräg gegen einem Fluß über, und gerade über dem Flusse war ein grosser Wald von Bäumen.

Den 17ten darauf ankerten sie in der Mündung des Flusses, und fanden, daß das Land das Palmen-Vorgebirge war.

Der 19te war ein schöner gelinder Tag, und der Wind aus Süden. Sie fuhren gen Osten, und das Land hinter ihnen zur Linken gieng westwärts; es schien an der Wasserseite niedrig zu seyn, wie Inseln. Dies war die Ostseite von dem Vorgebirg das Palmas. Sie fuhren die ganze Nacht ostwärts, und am Morgen waren sie noch drei oder vier Meilen vom Ufer.

Am 29sten gegen Mittag waren sie schräg gegen Arda *) über, und daselbst nahmen sie eine Karavelle weg; die Leute davon aber waren ans Land geflüchtet. Als sie an Bord derselben giengen, fanden sie nichts weiter darinn, als ein wenig Oel von Palmbäumen, und einige wenige Wurzeln. Am folgenden Morgen giengen der Schiffshauptmann und die Kaufleute den Portugiesen entgegen, welche in einem Boote ankamen, um mit ihnen wegen der Auslösung der Karavelle

*) Dieser Name ist in der neuern Geographie unbekannt. Soll es vielleicht Akra seyn?

zu ſprechen. Sie boten dafür eine gewiſſe Anzahl Stiere und Elefantenzähne, gaben ihnen auch von jeder Art ein Stük und ſagten, ſie wollten ihnen die übrigen den andern Tag bringen. Am 1ſten Januar 1591 gieng der Schiffshauptmann ans Land, um mit den Portugieſen zu ſprechen; weil er aber merkte, daß ſie nicht redlich zu Werke gehen wollten, ſo kam er bald wieder an Bord, und ließ ſogleich die Karavelle abtakeln, und ſie vor der Stadt anzünden. Darauf fuhr er längs dem Ufer weiter fort, wo ſie an der Waſſerſeite einen Dattelbaum ſahen, dergleichen auf der ganzen Küſte ſonſt nicht iſt. Sie kamen an einem Orte ein wenig auf den Strand, worauf ſie **Villa longa** *) erreichten, und daſelbſt ankerten.

Am 2ten waren ſie bis an den Fluß **Lagos** gekommen, wo die Kaufleute ans Ufer giengen, und gleich bei der Einfahrt drei Faden tief Waſſer fanden. Sie giengen aber nicht hinein, weil es ſpät war. Oſtwärts von dieſem Fluſſe ſteht ein Dattelbaum, welcher höher iſt, als alle die andern Bäume da herum. Sie fuhren alſo längs der Küſte, welche voller Bäume und dikken Wälder war, und ankerten alle Nacht. Am 6ten des Mor-

*) Dies war vermuthlich der portugieſiſche Name eines Negerdorfs, das jezt nicht mehr unter dieſem Namen bekannt iſt; er iſt wenigſtens in der neuern Geographie ganz unbekannt.

gens war es sehr neblicht, so daß sie kein Land sehen konnten. Um drei Uhr Nachmittags aber klärte der Himmel sich auf, und sie fanden, daß sie dem Flusse Jaya gegen über waren. Weil sie daselbst seicht Wasser hatten, so giengen sie weiter hinaus in die See, wie auf der vorigen Reise, und kamen in fünf Faden tiefem Wasser vor Anker. Am folgenden Tage giengen sie wieder unter Segel, und gegen Mittag kamen sie vor dem Flusse Benin in fünf Faden Wasser. Am 10ten um zwei Uhr Nachmittags gieng der Schiffshauptmann mit der Schaluppe ans Land. Alle Morgen, diese Woche durch, war es sehr neblicht bis um zehn Uhr, und bis hieher war das Wetter so gelinde, als der Sommer in England. Diesen Tag giengen sie auf die Rheede, von welcher die westliche Spize gen Ostnordost von ihnen gieng, und ankerten in vier Faden tiefem Wasser.

Am 21sten war ein schöner gelinder Tag. Hassald gieng nach der Stadt Goto, um von dem Hauptmann einige Nachrichten zu erhalten. Den 23sten kam die Karavelle, und den 28sten war ein schöner und gelinder Tag; gegen die Nacht aber kam viel Regen, Bliz und Donner. An diesem Tage kam das Boot von Goto an Bord. Am 24sten Februar erhandelten sie zwei hundert und acht und neunzig Serons oder Säkke Pfeffer, und vier Elefantenzähne. Am 26sten brachten sie ihre übrigen Güter in die Karavelle, und Hassald

gieng damit nach Goto. Am 5ten März kamen sie zurük, und brachten ein und zwanzig Säkke Pfeffer und vier Elefantenzähne. Den 9ten April kamen sie mit Wasser an Bord, und an diesem Tage verloren sie ihre Schaluppe.

Am 17ten war ein trüber regniger Tag. Nachmittags sahen sie drei große Wasserhosen, zwei an der linken Seite, und eine zur rechten Hand vor dem Schiffe. Sie kamen aber nicht näher. An diesem Tage nahmen sie ihr leztes Wasser ein, und den 26ten versahen sie die Karavelle mit Lebensmitteln, um mit ihnen zur See zu gehen. Am 27sten segelten sie nach Hause mit Südwestwinde; und um zwei Uhr des Nachmittags war der Fluß Benin gen Nordost acht Meilen von ihnen.

Am 3ten Mai hatten sie einen so schröklichen Sturm aus Südost, mit Regen, Donnern und Blizzen, daß ihr Foksegel zerrissen und zersplittert wurde, wie auch das Vorder- und Hauptsegel der Karavelle. Auch am 12ten hatten sie um Mitternacht einen gewaltigen Sturm von Regen mit einem Nordostwinde. Am 24sten waren sie dem Palmenkap nahe, und am 1sten Junius erblikten sie Brava, eine von den Inseln des grünen Vorgebirges. Am 13ten stießen sie auf die Flotte des Admirals Lord Thomas Howard, und des Vizeadmirals Richard Greenvil, welche hier herum kreuzte, und auf die spanischen Schiffe lauerte. Sie wurden bis den 15ten gegen Abend aufgehal-

ten;

ten, und darauf hatten sie Erlaubniß, nebst einer mit Zukker beladenen Flüte, welche von St. Thomas kam, und von den königlichen Schiffen weggenommen worden war, abzureisen. Der Admiral befahl dem Welsh ernstlich an, die Flüte nicht zu verlassen, bis sie in England in den Haven gelaufen wäre.

Am 17ten September trafen sie ein Schiff von Plymouth an, welches aus Westindien kam. Es konnte ihnen aber nichts Neues sagen. Den folgenden Tag bekamen sie ein anderes Schiff zu Gesichte. Am 23sten redeten sie mit dem Drachen des Grafen von Cumberland, auf welchem der Schiffer Jvie Steuermann war. Am 2ten Oktober begegnete ihnen ein Schiff von Newcastle, welches von der Insel Neuland kam, und dreihundert Paar Stokfische geladen hatte.

Am 18ten darauf ankerten sie endlich bei Limehouse in der Themse, wo sie fünfhundert und neun und achzig Säkke Pfeffer, hundert und fünfzig Elefantenzähne, und zwei und dreißig Fäßer Palmöl ans Land brachten. Die Waaren, welche sie auf dieser zweiten Reise ausgeführet hatten, bestanden in breiten Zeuchen, Kersies, Boi, Leinwand unverarbeitetem Eisen, kupfernen Armbändern, Korallen, Schellen, Kazzenwedeln, Hüten u. d. gl.

Diese Reise war nicht so beschwerlich, als die erste, weil sie eine Menge von frischem Wasser bei sich hatten; ja das Wasser, welches sie aus dem

Fluſſe Benin am 1ſten April mitnahmen, war am 7ten Junius am Borde des Schiffes noch ſo klar und ſüß, als es aus irgend einem Brunnen kommen konnte. *) Auf dieſer Reiſe ſegelten ſie drei hundert und fünfzig Meilen unter dem halben Grade der Linie, und daſelbſt fanden ſie es gemäßigter, als da, wo ſie vor Anker lagen. Unter der Linie fiengen ſie eine Menge von kleinen Delphinen und andern guten Fiſchen. Dies thaten ſie auch den ganzen Weg durch, welches eine ſehr große Erfriſchung für ſie war. Die Fiſche verließen ſie nicht eher, als bis ſie gegen Norden von den Azoren waren; und da dieſe Fiſche ſie verließen, trafen ſie ihre Landesleute an, welches ihnen ein großer Troſt war, da ſie vorher fünf Monate lang ohne Geſellſchaft in der See geweſen waren.

*) Hierdurch ward alſo Welſh's obengemeldete Kunſt wieder beſtätigt.

II.

Jakob Barbot's und Johann Grazilhier's Reise nach der Küste Kalabar, und längs derselben hin.

1.

Barbot's Reise nach Kalabar.

Am 13ten Januar 1699, segelte Jakob Barbot von den Dünen ab, in der Fregatte Neu-Albion, von drei hundert Tonnen und vier und zwanzig Stükken, einem Zehnprocentschiffe oder Privat-Kaufmannsschiffe, welches Kaufleuten von London gehörte. Sie fuhren an Madera, dem grünen Vorgebirge, und dem Vorgebirge Mesurado vorbei. Am 25sten Februar ankerten sie vor Rio Sestro, wo sie verweilten, um Holz, Wasser und Lebensmittel einzunehmen. Barbot fand den König Peter *) noch beim Leben und gesund, bekam aber wenig Elefantenzähne, weil sie jezt sehr theuer waren.

Am 20sten März reisten sie wieder ab, und

*) M. s. im VIII. B. d. W. S. 140.

ankerten am 8ten April vor Groß-Friedrichsburg *), an dem Vorgebirge der drei Spizzen. Hier wurden sie von dem preußischen Generale höflich empfangen, der ihnen aber meldete, es sei wenig Handel auf der Küste, weil die Negern unter sich Kriege führten, **) und von den Holländern an einander gehezt würden, damit diese den Handel für sich allein behielten. Er meldete gleichfalls dem Barbot, er wäre sechs Wochen zuvor, auf seiner Rükreise von dem Vorgebirge Lopo hieher, von einem Seeräuber angefallen worden, den er aber genöthigt hätte, abzuziehen; es kreuzten zwei oder drei solche Schiffe um Kap Lopo Gonsalvo und die Insel St. Thomas.

Am 10ten April ankerte eine kleine portugiesische Barke bei ihnen. Ihr Führer, welcher ein Schwarzer war, sagte, er wäre drei Wochen von St. Thomas unterwegs gewesen, und vor drei Monaten hätte er daselbst vier große französische Schiffe gesehen, die von der guineischen Küste ge-

*) M. s. im IX. B. d. W. S. 67. u. ff.

**) Dies bestätigt schon, was auch alle neueren Reisebeschreiber versichern; daß nämlich der Krieg der Negern immer dem guineischen Handel, und insbesondere dem Sklavenhandel sehr nachtheilig sei. — Zugegeben! Aber nach dem Kriege gibt es doch meistens Sklaven in Menge zu kaufen? — Dies bestätigen wenigstens auch alle Schriftsteller!

kommen wären, und zu Fidah Sklaven gekauft hätten; der Ritter Damon hätte sie geführet. *)

Der König von Frankreich hatte diese Schiffe besonders mit der Verordnung gesandt, Sklaven in Guinea zu kaufen, um den Freibeutern von St. Domingo, wegen ihrer Forderungen, die Beute betreffend, die Herr de Pointis und Herr du Casse zu Cartagena gemacht hatten, Sklaven statt Geldes zu geben, und sie dadurch zu bewegen, daß sie sich wieder nach ihrer Wohnung zu St. Domingo begeben sollten, die sie verlassen hatten. Man hatte sich vereinigt, ihnen diese Sklaven, das Stük für zwei hundert und fünfzig Livres, zu St. Domingo zu lassen, welches verursachte, daß sie wieder dahin zurükgiengen. Von diesen Sklaven aber kostete das Stük fast fünfzig Kronen **) zu Fidah, weil sie damals theuer waren. —

Weil die Negern am Dreispizzenkap den Kanal des süssen Wassers ins Land abgeleitet hatten, so befahl der preußische General, auf ihr Beschweren, daß sie Wasser bekommen sollten, und schikte einige seiner Männer, ihre Kessel am Ufer aufzusezzen.

Der Führer der portugiesischen Barke bat sie,

*) Von welchem auch im IX. B. d. W. S. 215. u. f. w.

**) Crowns, also 75 Rthlr. oder 300 Livres — 137 fl. 24 kr. rhein. oder 75 Thlr. sächs.

sie sollten ihn nach Kap Kors geleiten. Hier hatten sie wegen der unerträglichen Hizze, viel Kranke und einige Todte. Sie konnten wenig Lebensmittel bekommen, ausgenommen einige Ziegen, und diese waren sehr theuer. Sie kauften von den Portugiesen eine Ziege, ein Schwein, und sieben Hünchen, für fünf Akkis in Golde. *) Die Pferdebohnen, die sie zum Unterhalte ihrer Sklaven aus London mitgebracht hatten, und die auf hundert Pfund am Werthe betrugen, fanden sie verdorben und vermodert.

Am 17ten April fanden sie, daß sie über das Kastell von Mina weg waren, und sahen sieben Segel in der Rheede, von denen drei oder vier grosse Schiffe waren. Unter denselben befanden sich zwei Fregatten, jede von dreissig Stükken und hundert und dreissig Mann, die zum Kreuzen auf der Küste gehalten wurden. Sie hatten vor kurzem drei seeländische Schleichhändler weggenommen, von denen einer sechs und dreissig Stükke geführet, und sich stark gewehrt hatte, aber dem Hauptmann sollte der Prozeß um sein Leben gemacht werden. Eine von diesen Fregatten war zwei Jahre auf der Küste gewesen, und war im Begriffe, mit tausend Mark Goldes nach Holland zurük zu gehen.

Am 18ten ankerten sie in der Rheede von Kap Korse gleich bei zwei englischen Schiffen, in acht

*) Ein Akki thut in Gold: 5 Schill. engl. oder 2 fl. 40 kr. rhein.

Faden Wasser, auf morastigem sandigem Grunde. Das portugiesische Schiff, das mit ihnen von dem Vorgebirge der drei Spizzen kam, ward auf den Sand getrieben, sein Tau riß, und wie es sein Boot ausschikte, die Anker zu lichten, warf es um und verlor drei Mann. Man konnte kein Korn zu Cap Corse bekommen, weil es auf der Küste zu theuer war.

Am 21sten April segelten sie wieder ab, und kamen bei Anamabo vor Anker, wo sie mit vieler Mühe und in sehr theuerm Preisse etwas weniges Wälschkorn einkauften, und viel Perpets *) und Pulver verkauften, wobei sie für jede Kiste Korn, den ausserordentlichen Preis von drei Akkis bezahlten. Aber weil sie ihren Vorrath von Pferdebohnen verloren hatten, so mußten sie dafür geben, was man forderte. Die Negern halten die Perpets in gemalten Umschlägen und Wachsleinewand mit vergoldeten Bleie, mit dem grossen gemalten Wappen von England, sehr hoch.

Am 11ten Mai reisten sie von Anamabo wieder ab, segelten bei Apong und Winneba, deren eines ein holländisches, das andere ein englisches Fort ist, vorbei, und langten den 16ten zu Akra an. Sie hielten sich hier bis zum 26sten auf, und handelten Gold, Sklaven und etwas Elefantenzähne ein.

*) Perpets oder Perpetuanas (Perpetuels) sind eine Art Sarsche.

Als sie am 26sten ihren kleinen Barrenanker lichteten, rissen die Taue, so daß sie mit Zurüklassung des Ankers fortsegeln mußten; denn dieser hatte sich in die Felsen eingehangen. Sie kauften längs der Goldküste fünf und sechzig Sklaven, ausser dem Elfenbeine, und verliessen Akra, steuerten aber nach Neu-Kalabar, um daselbst noch mehr Sklaven zu kaufen.

Am 27sten befanden sie sich, der Wahrnehmung nach, unter dem fünften Grade vier Minuten Breite, und hatten gelindes Wetter, den Wind Südwest gen Westen, und ihre kleine Schaluppe folgte ihnen unter Segel. Bei Nacht erhob sich ein so starker Wind, daß sie, um ihre Gesellschaft zu halten, die Segel einziehen mußten. Am 29sten hatten sie einen heftigen Sturm mit Regen, und die See gieng sehr ungestümm; sie schäzten sich nahe beim Vorgebirge Formoso. Am Tage darauf kamen sie innerhalb zwei Meilen ans Land, in zehn Faden morastigem Sand, und die Fluth trieb sie nach dem Ufer. Sie muthmaßten, daß sie hundert und zehn Seemeilen von Akra gelaufen wären, und hatten das Vorgebirg Formoso verfehlt. Die Flut hatte sie zu ihrer Verwunderung fünfzehn Meilen Nordwestwärts desselben in den Meerbusen von Benin getrieben, welches sie an der Erreichung ihrer Absichten hinderte.

Am 31sten ankerten sie etwa ein und eine halbe Meile vom Ufer, ihrer Schäzzung nach unterm

vierten Grade fünf Minuten nordlicher Breite. Sie fanden, daß der Strom dieſen Tag ſehr ſchnell nach Norden, die Stunde eine halbe Meile gieng. Das Land liegt gegen Norden und Süden ſehr flach und niedrig, und iſt über und über waldig. Seit ſie Akra verlaſſen hatten, war das Wetter ſtäts trübe, mit ſtarkem Regen.

Die Seeleute irren ſich ſehr, wenn ſie die Schifffahrt hier von dieſem Monate bis in den Auguſt leicht nennen; man muß noch einmal ſo viel Anker mit ſich führen. Denn die See geht gewöhnlich hoch, und der Wind ſtreicht von Südſüdweſt ſehr ſtark nach dem Lande zu, mit ſtarkem anhaltenden Regen, die ein Schiff, das vor Anker liegt, beſtändig übergießen. Auch iſt der Boden an manchen Orten, als zu Seſtro, Axim, am Dreiſpitzzenkap, und zu Akra, ſehr felſig. Man bildet ſich auch ſonſt ein, bei heftigen Regengüſſen wären die Wellen nicht ſo ſtark; aber unſre Seefahrer fanden gerade das Gegentheil; denn während fünf Wochen hatten ſie nichts als hohe See und beſtändig trübes Wetter, auch Tag und Nacht eine Kälte, wie ſie im September im engliſchen Kanale iſt.

Vom erſten Junius bis zum 15ten, wandten ſie beſtändig ſich hinauf, und ankerten immer an der Küſte mit widrigen Südweſtwinden. Am 16ten ſteuerten ſie Südoſt in acht und neun Faden, worauf ſie das Vorgebirg Formoſo erreichten, das nicht leicht zu erkennen iſt. Um zwei Uhr kamen ſie

von Nordweſt bei Rio Non vorbei, und ſteuerten gegen Oſten. Um vier Uhr giengen ſie bei Rio Oddy in ſieben Faden vorbei. Um ſechs Uhr des Abends ankerten ſie in ſechs Faden Nordnordoſt und Südſüdweſt, von Rio Tilana oder St. Juan. Den 17ten giengen ſie oſtwärts, längs dem Ufer in ſechs oder ſieben Faden, und um neun Uhr hatten ſie Rio St. Nikolas nordlich, um eilfe Rio St. Barbara, und um ein Uhr giengen ſie beim Fluſſe St. Bartholomeo vorbei, und um halb drei beim Fluſſe Sombreiro; um drei Uhr kamen ſie zwiſchen dieſem und dem Fluſſe Neu-Kalabar in fünf und einem halben Faden Schlamm zu ankern; ſie ſchäzten ſich von Norden und Süden von der Spizze Foko entfernt zu ſeyn.

Am 18ten ſandten ſie ihr Boot mit Anbruche des Tages ans Land, um Nachrichten einzuziehen, und einige Negern herbei zu bringen, die ſie als Piloten in den Kalabarfluß führen ſollten. Mit den drei Leuten im Boote ſchikten ſie auch Muſter und Proben von ihren Waaren ans Land. Sie ſahen ein Segel, ſo weit als ihr Geſicht reichte, entfernt, im Fluſſe Bandi. Um zehn Uhr, da die Flut oſtwärts ſtrich, ankerten ſie etwa vier Seemeilen vom Ufer, weil ſie glaubten, ſie würden müſſen da liegen bleiben, und mit ihrer Schaluppe und dem langen Boote handeln; denn ſie bildeten ſich unmöglich ein, daß hier ein Fahrwaſſer für ein ſo groſſes Schiff zu finden ſeyn würde,

das fünfzehenthalb Fuß im Waſſer gienge. Am 21ſten mit Anbruche des Tages riß ihr Tau, das nach Südoſt zu beveſtigt war, weil der Wind heftig die ganze Nacht von Südſüdweſt und Südweſt gen Süd wehte; das Wetter war ſehr kalt und die Ebbe ſtark. Sie fanden hier, daß der Junius wirklich ein Teufel war, wie der portugieſiſche Schiffer am Vorgebirge der drei Spizzen ihnen geſagt hatte.

Am 23ſten um ein Uhr kam ein groſſer Kahn mit neun ſchwarzen Ruderern nebſt noch andern Negern und dem Schiffer ihres Langboots, der ſeinen Anhängehaken verloren hatte, und nach dem Fluſſe Bandi war zurük getrieben worden.

William, der König von Bandi, hatte ihnen in dieſem Kahne zwei oder drei ſeiner Piloten geſchikt, die zugleich ſchriftliche Zeugniſſe von verſchiedenen andern engliſchen Hauptleuten, die ſie glüklich hingeführt hatten, vorzeigten, obwol einiger ihre Schiffe dreizehn Faden tief gegangen waren. Ihre Leute erzählten ihnen, das Schiff, das ſie geſehen hätten, ſei ein Engländer, deſſen Führer Eduard hieße, und der ſeine Ladung von fünfhundert Sklaven innerhalb drei Wochen völlig bekommen hätte, ſo daß er nach Weſtindien zu ſegeln fertig wäre. Der Schiffer ſezte hinzu, ſo bald die Negern ihr Schiff in der See geſehen hätten, wären ſie ſogleich den Fluß hinauf gegangen, um Sklaven einzukaufen. Es hätten ſich deren ſchon

hundert und fünfzig bei seiner Abreise in der Stadt Bandi befunden, und König William hätte sich gegen ihn anheischig gemacht, ihm eine Ladung von fünf hundert jungen starken Sklaven zu verschaffen; worauf sie beschlossen, das Schiff, um besserer Beschleunigung willen, wo möglich, den Fluß hinauf zu bringen.

Am 24sten wollten sie früh bei schönem Wetter ihren einzigen Anker lichten; aber das Tau, ob es gleich ganz neu war, gab nach, welches sie nöthigte, es abzukappen. Um ein Uhr des Nachmittags riß das Ankertau, so daß sie, um ihr Schiff und ihr Leben zu retten, unter Segel gehen mußten. Sie hielten das Vordertheil des Schiffs gegen Südost, um die Wellen, die sich an der Barre brachen, zu vermeiden. Auf diese Art giengen sie immer hin und her, und erforschten beständig die Tiefe. Um drei Uhr, da sie sich etwa drei Meilen von den Spizzen Foko und Bandi befanden, fielen sie plözlich in vierthalb Faden, darauf in zwei, in zwei und dreiviertel, und zulezt in dritthalb Faden. Hier hielten sie alle ihr Schiff für verloren; sein Hintertheil berührte oft den Grund, und der dritte Stoß war sehr heftig; aber sie sezten alle ihre Segel aus, und kamen glüklich über die Barre und hinein. Sie hatten also zwei Stunden lang von drei zu vier, und von vier zu drei Faden ungleiche Tiefe. Plözlich kamen sie zu dritthalben Faden, und das Schiff reichte leicht an den Grund.

Weil aber die See nicht hoch gieng, so widerfuhr ihnen kein Unglük.

Um fünf Uhr erreichten sie die Mündung des Flusses Bandi, und sahen des Hauptmanns Eduards Schiff vor des Königs Stadt vor Anker, in welchem Augenblikke sie gerade Nordost nach dem Flusse steuerten, und mit eben der Flut in vierzehn Faden vor der Stadt Bandi zu ankern kamen. Sie hatten jezt nur noch einen kleinen Anker von dreihundert Pfunden übrig. Weil dieser zu leicht war, und die Flut stark gieng, so konnten sie ihn lange Zeit nicht bevestigen. Bald darauf schikte ihnen Hauptmann Eduard einen andern von sechshundert Pfunden, um ihn nur auf diese Nacht zu brauchen, bis er den grossen, den er ihnen versprochen hatte, entbehren konnte. Die schwarzen Piloten dienten ihnen bei dieser Noth nichts, und wandten vor, sie hätten nie von so wenigem Wasser über der Barre etwas gewußt, und sie wären bei todter Flut und noch dazu bei niedrigem Wasser so glüklich hinüber gekommen. Eduard berichtete ihnen nachgehends, wenn sie da, wo beide Vorgebirge ihnen gegen Osten und Westen gewesen, an statt Nordwest gen Norden, und Nordnordwest, unmittelbar gegen Norden und Nordost gesteuert hätten, so würden sie zu fünf und acht Faden Wasser zur Durchfahrt an dem Orte, wo er mit seiner Pinnasse stand, gefunden haben.

Am 25sten Junius Morgens begrüßten sie den

schwarzen König von Großbandi mit sieben Schüssen. Die Bedienten giengen denselben Tag ans Land, ihm aufzuwarten, und die Handlung zur Richtigkeit zu bringen. Aber er berichtete ihnen, sie müßten ihm für jeden Sklaven eine Stange Eisen mehr, als Hauptmann Eduard, geben, machte auch viele Einwendungen gegen ihre Bekken, Becher, gelbe Korallen, Glaskorallen und viele andere Dinge, als nach welchen jezt keine Nachfrage wäre. Am 26sten hatten sie eine andere Unterredung mit dem Könige und den Vornehmen, die Handlung betreffend. Diese dauerte bis drei Uhr Nachmittags, ohne einige Wirkung. Denn jene bestanden auf dreizehn Eisenstangen für einen Sklaven, und zehn für eine Sklavinn, und sagten, weil ihrer schon so viel ausgeführt worden, so wären sie jezt selten. Der König ließ sie Abends mit sich speisen. Am 27sten ließ er ein Fäßchen Branntwein von fünf und dreißig Gallonen bei ihnen holen, den Gallon für zwei Eisenstangen gerechnet. Um zehn Uhr giengen sie ans Land, konnten aber zu keinem Schlusse kommen; den 28sten schikten sie ihr Boot den Fluß hinauf nach Doni, einer Stadt etwa sechs Meilen von Bandi, um Lebensmittel und Erfrischungen zu holen. Den Tag darauf bekamen sie drei grosse Krüge Palmöl, giengen aber, weil es schlimm Wetter war, nicht ans Land.

Am 30sten Junius hatten sie wieder eine Unterredung, die aber ebenfalls fruchtlos war. Pepperell, des Königs Bruder, meldete ihnen: „Es

sei ihm leid, daß sie seine Vorschläge nicht annehmen wollten, die Schuld läge aber nicht an ihm, und er liebe die Weissen sehr, die ihn durch ihren Handel bereichert hätten; er beständе auf dem Preisse, weil das Landvolk die Sklaven auf den Märkten, die tiefer im Lande gehalten würden, ebenfalls theuer hielten, da es so viel grosse Schiffe nach Bandi kommen sähe. Aber die Sachen billig einzurichten, wollte er sich mit dreizehn Stangen für einen Sklaven, und mit neun Stangen und zwei kupfernen Ringen für eine Sklavinn, auch mit einem diesem gemäßen Preisse für Mädchen und Knaben begnügen." — So giengen sie, ohne etwas zu schliessen, anseinander.

Aber den Tag darauf ließ der König sie ans Land holen, und der Handel ward auf die Bedingungen, die Pepperell vorgeschlagen hatte, geschlossen; nämlich dreizehn Stangen für einen Sklaven und neun für eine Sklavinn. Der König versprach, den folgenden Tag an Bord zu kommen, und die Sache in Richtigkeit zu bringen; auch seine Abgaben einzunehmen. An demselben Tage fiengen sie einen grossen Haifisch, und gaben ihn den Negern zu Bandi zum verschmaussen. Ihre Pinnasse kam noch dieselbe Nacht von Doni zurük, und brachte einen Sklaven, der um zehn Stangen und ein Trinkgefässe von einer Pinte war gekauft worden, nebst einer Kuh, die hundert und fünfzig Kupferringe kostete.

Am 2ten Julius kam der König, nach einem heftigen Regen, der den ganzen Morgen gedauert hatte, in ihrem Boote an Bord. Alle seine Kaboschire und Offiziere begleiteten ihn in drei grossen Kähnen, und als er in das Schiff trat, ward er mit sieben Schüssen begrüßt. Er hatte ein altväterisches scharlachenes Wamms, mit Gold und Silber gestikt an, welches aber sehr angelaufen war, und einen schönen Hut auf, gieng aber barfuß. Alle seine Begleiter bezeigten sich sehr ehrerbietig gegen ihn, und sobald er angekommen war, wagte sich keiner von den Eingebornen, mit ihnen zu handeln, bis der König geschlossen hatte.

Sie hatten eine lange Unterredung mit Seiner Majestät und Pepperellen, in Betreff der Waarenpreisse und der königlichen Abgaben; Pepperell zeigte dabei, daß er gut schwazzen konnte. Sie bewirtheten ihre Gäste mit Punsch und Branntwein, wovon die Gesellschaft, an der Zahl vierzehn, ausser dem Könige, sehr aufgeräumt ward. Endlich brachte man die Sachen zur Richtigkeit, und der König befahl, der Ausrufer sollte die Erlaubniß zum Handel bekannt machen. Dies geschah mittelst Trompeten von Elefantenzähnen, wie auf der Goldküste. Der Ausrufer bekam sechzehn Kupferringe für seine Bemühung. —

Die Negern wissen allemal Entschuldigungen zu finden, wenn sie ihr nur mündlich gegebenes

Wort

Wort brechen; und weil sie weder lesen noch schreiben können, so müssen die Fremden sich ihnen hier unterwerfen. Sie gaben dem Könige und dessen Offiziere die gewöhnlichen Geschenke, als:

1) Dem Könige einen Hut, ein Flintenschloß, und neun Bündel Glaskorallen, statt eines Wammses.

2) Dem Hauptmann **Forty**, des Königs Feldherrn, dem Hauptmann **Pepperell**, dem Hauptmann **Boileau**, dem Aldermann **Bougsby**, dem Lord **Willyby**, dem Herzog von **Monmouth**, dem trunkenen **Harty** *) und einigen andern, zwei Flintenschlösser, acht Hüte und neun schmale guineische Stoffe. Sie verglichen sich auch mit ihnen wegen der Verhältniß ihrer Waaren zu Eisenstangen, als dem gemeinen Maaße, auf folgende Art:

Ein Bündel Glaskorallen galt			1	Eisenstange.	
Vier Schnüre Ringe, jede Schnur zehn Ringe	=	=	1	=	=
Vier Stangen Kupfer	=	=	1	=	=
Ein Stük schmalen guineischen Zeuchs			1	=	=

*) Es ist bekannt, daß die Europäer den Negern allerlei europäische Namen, Titel und Prädikate gegeben — besonders den Vornehmen — die oft sehr komisch lassen. Der hiergenannte schwarze Herzog von Monmouth mag wol oft gerubet haben, bei einem englischen Matrosen um einen Schluk Branntwein zu betteln.

Ein Stük breiten Hamburger Zeuch	1	Eisenst.
Ein Stük Nikanees = =	3	= =
Kupferringe = = =	1	= =

und so nach diesem Maaße für andere Waaren. Sie machten auch den Preis für Lebensmittel und Holz aus, nämlich:

Sechzig Königs-Ignames galten	1	Eisenst.
Hundert u. sechzig Sklaven-Ignames	1	= =

Eine Butte Wasser = =	2	Ringe.
Ein Faden Holz fertig gehauen =	7	Stangen.
Eine Ziege = = =	1	= =
Eine Kuh je nach der Grösse	8 bis 10	= =
Ein Schwein = = =	2	= =
Ein Kalb = = =	8	= =
Ein Krug Palmöl = =	$1\frac{1}{4}$	= =

Sie bezahlten des Königs Abgaben in Waaren. Von fünfhundert Sklaven kostete jeder zwei Kupferringe. Sie streken auch dem Könige, als ein Darlehn, hundert und fünfzig Eisenstangen werth, allerlei Waaren vor, und seinen Vornehmsten liehen sie dreihundert Stangen werth, jedem nach seinem Vermögen und Range. Dem Hauptmann Forty, und einem andern, jedem vierzig Stangen; den Andern zwanzig. Sie thaten dies in der Absicht, sich weiter hinein nach den inländischen Marktplätzen zu begeben, um grösserer Beschleunigung wegen, Ignames zu kaufen; da sie gewöhn-

lich mit jeder Reise den Fluß hinauf, in ihren langen Kähnen, acht bis zehn Tage zuzubringen pflegen.

Nachdem man mit diesen Einrichtungen zu Stande war, so ward das Essen aufgetragen, und es war theils lustig, theils ekelhaft anzusehen, wie sich die Gäste bei der Tafel bezeugten. Der König und seine Unterthanen machten so vielen Lärm, als möglich, und leerten die Schüsseln, sobald sie aufgesezt waren. Jeder füllte sowol die Taschen, als den Bauch, besonders mit Schinken und Ochsenzungen, ohne auf Rang oder Wolstand zu sehen. Als sie sich so vollgefressen hatten, daß sie hätten bersten mögen, so kehrten sie ans Land zurük, und wurden wieder mit sieben Schüssen begrüßt.

Am 3ten kam der König wieder, seinem Vorgeben nach, um Waarenproben zu sehen; in der That aber erfuhren sie, daß sein Besuch nur darauf abzielte, wieder seinen Bauch unentgeldlich zu füllen. Bei dem Abschiede beehrten sie ihn mit drei Schüssen. Am 5ten schikte er dreißig Sklaven an Bord, sowol männliche als weibliche, von welchen sie neunzehn auslasen, und die andern zurük sandten. Am 6ten kam er mit vier Sklaven, die nebst den vorigen neunzehn drei und zwanzig ausmachten; sie bezahlten ihm für dieselben zwei hundert und vierzig Eisenstangen; drei von den Sklavinnen hatte jede ein Kind. Sie verglichen sich

mit ihm, für vier und zwanzig Sklaven, auf hundert und zwölf Eisenstangen in Natur, zehn Stangen in Rangos, sechs und vierzig an Glaskorallen, ein und fünfzig in Kupfer, und acht und zwanzig in guineischen Zeuchen; zusammen zweihundert sieben und vierzig Stangen.

Auf diese Art handelten sie bis zum 29sten August zu Bandi sowol als zu Neu-Kalabar und Doni, mittelst ihrer bewaffneten Schaluppen, und bekamen in dieser Zeit sechshundert acht und vierzig Sklaven, von jedem Geschlecht und Alter; die fünf und sechzig, die sie auf der Goldküste hatten, mitgerechnet, alle frisch und gesund, wenige über vierzig Jahre, nebst Lebensmitteln, als Ignames, Ziegen, Schweinen, Vögeln, Holz und Wasser, einigen Kühen und Kälbern. Fische fanden sie wenig im Flusse, und dies war ein grosser Schaden für sie; denn sie mußten das Schifsvolk, unter denen sich viele an der Kolik krank befanden, auch einige starben, immer mit frischen Speisen vom Lande erhalten, welches ihnen grosse Kosten verursachte, da ihre mitgebrachten Speisen und ihr Zwiebak meist verzehrt waren.

2.

J. Grazilhier's weitere Fahrt an der Küste von Kalabar.

Am 22sten Julius 1699, fuhr Grazilhier, welcher des genannten Barbot's Reisegesellschafter und Gehülfe war, von der Spizze bei Bandi, wo der Neu Albion vor Anker lag, mit einer kleinen Ladung in der bewaffneten Schaluppe (deren in voriger Reise schon erwähnet worden ist) ab, nach Neu-Kalabar, einer Negerstadt am Rio Real. Er ankerte bei Nacht vor einer Stadt, Namens Bandi, die in dem nordnordwestlichen Theile der Insel der Interloopers (Schleichhändler) liegt, wo die Portugiesen gewöhnlicher Weise Sklaven einhandeln. Am 23sten segelte er mit der Flut ab, und kam ungefähr um zwölf Uhr Nachts im Flusse Kalabar vor Anker; er brannte ein Steinstük los, aber es ließ sich Niemand am Ufer sehen.

Am 24sten kam er vor die Stadt Neu-Kalabar, und begrüßte den König mit drei Schüssen; worauf er die gewöhnlichen Geschenke, nämlich ein Faß Bramtwein, ein Fäßchen Pulver, und einen Hut an den König, einen Hut an den Herzog von Monmouth, ein Stük Leinenzeuch an den Herzog von York, und ebenfalls dergleichen an den

Hauptmann Joh. Alkmaers ſandte. Dieſe vier ſind hier die Vornehmſten unter den Negern, und fordern Geſchenke, ehe ſie es zulaſſen, daß man handeln darf. Nachdem nun die Preiſe der Sklaven und Waaren beſtimmt worden, beſchenkte ſie Grazi hier noch mit einem Hute, einer Flinte, und einem Wammſe; erhielt auch darauf Erlaubniß, zu handeln, welche, wie zu Bandi, ausgerufen ward. Zwölf Eiſenſtangen wurden für einen Sklaven, neun für eine Sklavinn, und ſechs für einen Knaben oder Mädchen veſtgeſezt.

Am 25ſten darauf bekam er fünfzehn Sklaven, lauter junge Leute, an Bord. Den Morgen darauf ſegelten über vierzig Kähne den Fluß von Kalabar hinauf, um Sklaven aus dem innern Lande zu holen. Zu Mittage ſchikte er das Schiff mit den erhaltenen Sklaven nach Bandi zurük, um wieder Waaren zum Einkaufe neuer Sklaven, bei Wiederkunft der Kähne zu holen. Dieſe kamen den 27ſten, um neun Uhr in der Nacht, mit vielen Sklaven zurük, und er fand, daß ſolche hier leichter, als zu Bandi zu bekommen waren. Die Negern von Kalabar blieben nur drei bis vier Tage aus, und die von Bandi wol acht bis zehn. Am 29ſten kam die Schaluppe zurük, und er gieng bei Nacht mit vier und vierzig Sklaven nach den Schiffen bei Bandi ab, ob es gleich gewaltig regnete.

Am Tag darauf kam er an die Spizze Foko,

vier Meilen südlich von Kalabar, und langte am 31sten Morgens am Borde an. Um die Bänke, die nordwärts von der Spizze Foko liegen, zu vermeiden, steuerte er eine halbe Meile Ost, und nachgehends Nordost. Er schiffte also längs den Wellen, die sich an den Sandbänken brechen, windwärts hin, in drei und dritthalben Faden, bei niedrigem Wasser, nach der Interloopersinsel, wo er eine Bank sorgsältig vermied, die sich auf eine Seemeile von da heraus erstrekt. Auf ihrem Wege nach der Spizze von Bandi, und von da nach der Stadt, hatten sie beständig zehn Faden Tiefe.

Eben diesen Abend kam Grazilhier nach Kalabar mit der Schaluppe, und einer neuen Ladung, in Begleitung des Barbots zurük. Sie langten am ersten August Abends an. Als sie am 2ten zwei und vierzig Sklaven bekommen hatten, so kehrte Grazilhier denselben Abend nach Bandi zurük, und ließ unsern Barbot zu Kalabar, um daselbst zu handeln; die Waaren wurden in König Robert's Hause aufgehoben. Am 3ten langte er an Bord an, und kehrte den folgenden Tag frühe nach Kalabar zurük, nebst einem portugiesischen Schiffe, wo er dreißig Sklaven fand, mit welchen er den Tag darauf nach Bandi segelte.

Auf diese Art handelten sie hin und her von Bandi nach Kalabar, bis sie ihre volle Ladung von Sklaven hatten. Manchmal, wenn die Win-

de widrig, oder zu ſtark waren, ſteuerten ſie durch den Kanal, zwiſchen der langen ſchmalen Inſel, die weſtwärts der Rheede liegt, wo einige Fiſcherhütten ſind, deren Bewohner ihnen oft Fiſche an Bord brachten.

An der Nordſeite des Kanals ſteht ein hölzern Gebäude, das man ſo weit ſieht, als das Ufer. Die vorerwähnte Inſel iſt viel höher, als das Land daherum. Das Gebäude ſieht von fern wie eine Scheune aus, und iſt mit einigen Fiſcherhäuſern, oder Dörfchen, in keiner gar zu groſſen Entfernung, umgeben. Barbot war einmal darin, und ſah fünf und zwanzig oder dreißig getrokuete Elefantenköpfe, die rund im Hauſe herum auf Bretter geſezt waren, und welche die Götzen des Landes ſind. Die Einwohner begeben ſich hieher, als in einen Tempel, um ihre Andacht dabei zu verrichten.

Nach dieſem machte Grazilhier noch einige Reiſen nach Doni, in dem langen Boote, welches auch Barbot that. Auf der zweiten Reiſe, am 6ten Auguſt, kam er gegen Abend nach Doni, und ſchaffte ſeine Waaren in des Königs Haus, der etwa fünf und vierzig Jahr alt war. Am 9ten bekam er drei Sklaven, drei Kühe, und eine Ziege, zuſammen für ſieben und fünfzig Eiſenſtangen, und kehrte an Bord zurük; wegen der übeln Witterung aber erreichte er Bandi nicht eher, als am 10ten Morgens, wo er Barbot fand, der ſo eben mit

sieben und dreißig Sklaven in der Schaluppe von Kalabar angelangt war.

Grazilhier hat nachher in der Fregatte Albion noch drei andere Reisen nach Kalabar, als Befehlshaber über englische und holländische Schiffe, gethan. Er erzählte dem Barbot im Jahr 1705; es wäre bei den Holländern etwas geringes, mit Schiffen von drei bis vierhundert Tonnen, Sklaven von Kalabar zu holen. Diese Nazion hätte unter allen Europäern die stärkste Handlung dahin, nach Sklaven und Elfenbein; und er kenne den Fluß Neu-Kalabar so gut, daß er ein Schiff von sechshundert Tonnen ohne Gefahr hinein bringen wollte, weil er eine Durchfahrt gefunden hätte, wo zwischen fünfthalb und fünf Faden Tiefe bei niedrigem Wasser wäre.

Im Oktober des Jahres 1700 segelte er von den Dünen gerade nach diesem Flusse, in zwei Monaten Zeit, in einem kleinen englischen Schiffe, und kaufte zweihundert Sklaven, zu vier und zwanzig und sechs und zwanzig Stangen die Mannspersonen, und die Weibsleute in verhältnißmäßigem Preiße; weil eine so grosse Menge Schiffe, manchmal zu zehn, oder mehr, hier beisammen waren, wodurch die obern Märkte ganz ausgeleeret wurden. Er langte am folgenden April zu Barbados an.

In den Jahren 1703 und 1704 war der Preiß

der Sklaven zu Kalabar, für einen Mann zwölf Stangen, und für eine Frau neun Stangen.

Die Sklaven, die man hier bekommt, sind insgemein sehr groß, aber weichlich und schwach, weil sie so schlechte Nahrung haben; denn ihre besten Speisen sind Ignames, oder noch geringere Speisen. Die Europäer führen jährlich eine grosse Menge weg; denn es sind manchmal viele Schiffe zugleich hier, und dies ist die Ursache, daß sich der Preiß so sehr verändert, und bisweilen noch einmal so hoch steigt, als zu einer andern Zeit. Grazilhier rechnet, daß auch jährlich dreissig oder vierzig Tonnen Zähne, alle schön und groß, meist von den Holländern ausgeführt werden.

Die besten Waaren, um damit Sklaven zu Neu-Kalabar zu kaufen, waren im Jahre 1704 Eisen- und Kupferstangen, in grosser Menge, besonders die erstern; Rangos, Glaskorallen von Johannisbeerfarbe, groß und klein; indische Nikanees, kleine Glokken von Metall, Kupferbekken von drei Pfund, und einige von zwei Pfund; guineische Zeuche; Ochsenhörner zu Trinkgeschirren; zinnerne Becher von verschiedener Grösse; blaue Leinwand; blaue lange Glaskorallen, oder Perlen; Branntwein; auch etwas blaue Perpets.

Grazilhier bemerkte, daß im Julius, August, und September die Wellen des Meers, um die Mündung des Flusses Kalabar, überall herum, und ausserhalb desselben, an den Gränzen der

Barre auf fünfzig bis zwanzig Fuß hoch steigen, welches eine gute Erinnerung für die Schiffe ist; aber in den folgenden sechs Monaten, im Oktober, November u. s. w., wenn die Barre mit sieben, acht, und neun Fuß Wasser bedekt ist, wird mehr Vorsicht erfordert. Im August und September kann man auch leichter eine Ladung Sklaven, als den nöthigen Vorrath von Ignames zu ihrem Unterhalte bekommen; aber im Januar, Februar u. s. w., wenn die Ignames in Menge und wolfeil zu haben sind, ist das erste, was man thun muß, sich damit zu versorgen, und dann erst Sklaven einzunehmen.

Ein Schiff, das fünfhundert Sklaven einnimmt, muß sich mit hundert tausend Ignames versorgen, die so viel Raum erfordern, daß man sie nicht wol aufheben kann; dennoch muß man ihrer so viele haben, indem die Sklaven, die man hier kauft, an keine andere Nahrung gewöhnt sind. Wälschkorn, Bohnen, und Maniok bekommen ihnen nicht; sie werden davon krank, und sterben nacheinander weg.*) Dies geschah auch auf der Fregatte Albion, als ihre Ignames verzehrt waren; sie ankerten dann sogleich zu St. Thomas, und hatten, von der Spizze bei Bandi und Kalabar, bis dahin vier Tage zugebracht.

Ausserdem sind diese Sklaven von Neu-Ka-

*) Pommegorge (Description de la Nigritie p. 244.) sagt dasselbe von den beninischen Sklaven.

Iabar eine besondere Art viehischer Menschen, sehr weichlich und kränklich, aber von einem grausamen und blutdürstigen Karakter. Sie zanken, beissen und schlagen sich beständig am Borde, und bringen einander bisweilen selbst um, wie verschiedenen, die Grazilhier an Bord hatte, widerfuhr. Wer von diesem Flusse Sklaven nach Westindien führt, der hat um eine geschwinde Reise zu beten, damit er sie alle gesund und lebendig überbringe. Daher thut man wol, wenn die Sklaven zu Kalabar so versehen werden, daß man gerade nach Kap Lopo, und nicht nach St. Thomas, oder der Prinzeninsel gehen darf. Alle Schiffe, die mit der Fregatte Albion Sklaven zu Kalabar luden, verloren wenigstens die Hälfte, einige sogar zwei Drittheile derselben, ehe sie Barbados erreichten; und diejenigen, die lebendig ankamen, starben entweder sogleich bei dem Aussezzen, oder wurden sehr krank, so daß über sechzig von Hunderten verloren gieng, welches vorzüglich dem Mangel tüchtiger Nahrung und Wassers zuzuschreiben ist; wie auch der übeln Aufführung der Schiffseigenthümer am Borde.

3.

Beſchluß
von
Barbot's und Grazilhier's
Reiſe nach Kalabar.

Während Barbot und Grazilhier (im J. 1699) ihre Ladung von Sklaven zu Groß-Bandi einnahmen, wandten ihre Bootsleute, mit Beiſtande des Hauptmann Eduards, des portugieſiſchen Schiffers, deſſen Schiff bei ihnen lag, und der erfahrenſten ſchwarzen Piloten, verſchiedene Tage an, die Tiefen des Kanals, und des Waſſers über der Barre und den Bänken, die zwiſchen Koko und der Spizze von Bandi liegen, zu unterſuchen. Dies geſchah mit aller erforderlichen Richtigkeit, und es ward eine Karte davon aufgenommen, welche die Flüſſe Neu-Kalabar und Doni in ſich faßte.*)

Der König von Bandi hat die Gewohnheit, die Bedienten eines jeden Handelsſchiffes, bei ihrer erſten Ankunft, zu Gaſte zu bitten, und dieſe erwiedern die Gefälligkeit einige Tage, ehe ſie abſegeln. Dieſem gemäß bewirtheten ſie am 12ten Au-

*) Sie iſt ins Kleine gezogen auch im IV Bande der allg. Hiſt. d. R. zu finden.

guſt den König, und ſeine vornehmſten Bedienten, mit einer Ziege, einem Schweine, und einem Fäßchen Punſch. Dieſe Gaſterei iſt eine Art von Erinnerung für die Negern im Lande, die ihnen ſchuldig ſind, ihre Schulden zu bezahlen, und die verſprochenen Sklaven und Ignames zu liefern, weil ſonſt der König ſie dazu antreibt. Die Landeseinwohner, welche Geſchenke von ihnen empfangen haben, erwiedern ſolche ebenfalls zu dieſer Zeit mit einem Knaben oder Mädchen als Sklaven. Nach dieſer Gewohnheit bewirtheten ſie die Negern zu Lande am 15ten Auguſt, wozu ſie den portugieſiſchen Schiffer, und das ſchwarze Frauenzimmer einluden. Der König lieh ihnen ſeine Muſikanten; nach deren Getöſe ſie ſich lange mit Tanzen ergözten, welches nicht unangenehm anzuſehen war.

Am 22ten Auguſt ließen ſie ihre Flaggen wehen, und brannten ein Stük los, als ein Zeichen für die Negern, daß ſie abzuſegeln fertig wären; damit jene ſich förderten, ihnen die verſprochenen Sklaven und Ignames zu bringen.

Am 26ſten kam ein ſeeländiſcher Interlooper (Schleichhändler) an, welcher ſechzehn Stükke und vierzig Mann führte, und zwei Tage von der Prinzeninſel bis dahin unterwegs geweſen war. Er hatte längs der Elfenbein- und Goldküſte gehandelt. Von da ſegelte der Hauptmann nach St. Thomas, wo er ſeine Waaren hatte aufzuheben gegeben, und jezt nach Neu-Kalabar kam, um Elfenbein einzunehmen; von da wollte er nach dem

Fluſſe Gabon, nach Kongo, und Angola um eben denſelben Handel zu treiben. Sie bekamen von dieſem Schiffe einen Anker von eilf hundert Pfund gegen ihre Schaluppe, mit derſelben Maſten und Segeln. Dies war ſehr theuer; denn ihre Schaluppe würde zu St. Thomas vierhundert Stük von Achten gegolten haben; aber die Noth zwang ſie, den Handel zu ſchließen, da ſie bei einem ſo groſſen und ſchweren Schiffe nur noch einen einzigen Anker hatten.

Am 28ſten Auguſt, um ſechs Uhr Abends, ſegelten ſie ab von Bandi mit der Ebbe, und hielten ſich nahe an dem Ufer, um die Bänke, die weſtwärts der Spizze liegen, zu vermeiden, da ſich auf derſelben auch einige Klippen befinden. Darauf ankerten ſie zwiſchen der Bandi-Spizze, die ihnen nordöſtlich lag, in neun Faden Waſſer, etwa eine Drittels-Meile vom Lande, und eine halbe Meile von den Wellen der See, die ſich an der Bank brachen, durch welche verſchiedene Durchfahrten ſind.

Der Kanal iſt nach Südweſt und Nordoſt von der Spizze ſicher, und hat fünfzehn bis ſechzehn Fuß bei niedrigem Waſſer. Weil er aber enge iſt, ſo kann man nicht wol durchſegeln, ausgenommen mit Landwinde, der zu ſolcher Jahreszeit ſelten iſt. Dieſerwegen beſchloſſen ſie, den Tag darauf die Südoſt-Durchfahrt zu verſuchen, welche weiter, und bei Südweſtwinden ſicherer iſt.

Man muß bemerken, daß hier zwei Barren oder Bänke ſind, über die man ſegeln muß. Die

erſte liegt zwiſchen zwei Untiefen, wo die See Wellen macht. Wenn man daſelbſt die Spizze von Bandi Nordoſt, und die Spizze Foko Weſtnordweſt gebracht hat, iſt keine Gefahr an den Bänken, auf der Südweſt-Seite ſehr nahe hinzufahren, damit man deſto ſicherer im Kanal bleibe, der auch da am tiefſten iſt; denn man hat daſelbſt vier, fünftehalb und fünf Faden. Fährt man längs beſagter Barre hin, und hat ſie an Bord bekommen, ſo ſteuert man eine Meile Südſüdoſt, um unter den Wellen der See, die man linker Hand hat, wegzukommen; darauf geht man Südoſt gen Süden fort, bis man die Spizze von Bandi völlig nordwärts bringt, da man denn in kurzer Zeit von drei Faden zu drei und drei Viertel in einer Meile haben wird; und wenn die Spizze von Bandi gen Norden etwas weſtwärts liegt, iſt man auſſer aller Gefahr, und kann kühn auf einige Zeit ſüdöſtlich ſteuern, da die Tiefe des Waſſers vier, fünf, ſechs und ſieben Faden beträgt. Auf dieſem Wege kann man ein Schiff leicht aus dem Fluſſe bringen.

Die Einfahrt iſt noch ſchwieriger, und die Negern verſicherten, ſie hätten nie geſehen, daß ein ſo groſſes Schiff, das fünfzehn Fuß tief im Waſſer gieng, in ihren Fluß gekommen wäre, und Barbot hält es für ein Wunderwerk, daß ſie bei der ſo gefährlichen Einfahrt ſo glüklich durchgekommen waren.

Beſchreibung

von

Benin,

und

den übrigen Küſtenländern

bis zum Kap Lopo Gonſalvo.

Der ganze Küstenstrich des westlichen Theils von Oberguinea, vom Rio Formoso oder Beninflusse bis zum Kap Lopo Gonsalvo ist uns noch zu wenig bekannt, als daß wir seine Eintheilung in einzelne Länder geographisch genau bestimmen, und diese einzelnen Länder mit gehöriger Ausführlichkeit beschreiben könnten.

Es ist daher immer noch gewagt, wenn wir diesen Küstenstrich in folgende einzelne Länder abtheilen, die nach ihrer Lage von Norden nach Süden diese sind:

1. Das Königreich Benin, ein mächtiger Negerstaat.

2. Das Königreich Warih oder Awerry.

Zwischen diesem und dem folgenden Lande ist die Küste ganz unbekannt, und wird nie von europäischen Schiffen besucht, vermuthlich weil die Landung zu gefährlich ist.

3. Die Küste Kalabar.

4. Das Land der Ambozer und Kalbongoer.

5. Die Küste der Kamaronen und das Land Biafara.

6. Die Küste von Jumbo; die Korisko- und Moucheron-Inseln.

7. Das Land Gabon, nebst den Pongo-Inseln.

8. Das Land am Kap Lopo Gonsalvo.

Von allen diesen Ländern haben wir nur die älteren Nachrichten in den obengenannten Werken, und nur von Benin wissen wir etwas Ausführliches; die Beschreibungen der übrigen Länder sind nur unvollständige Bruchstükke.

Alle hieher gehörigen Berichte sind in den hierfolgenden Länderbeschreibungen kurz zusammengefaßt. Es ist wenig, aber dies Wenige ist auch Alles, was wir zur Zeit noch von diesen unbekannten Ländern wissen! —

I.

Beschreibung des Königreichs Benin, und seiner Einwohner.

I. Allgemeine Beschreibung und Geographie von Benin.

Das heutige Königreich **Benin** (Benein, Binnin oder Benni) gränzt nordwestlich an das Königreich **Ulkami**, an Schabu, Isago und **Udobo**, nördlich an **Gabou**, östlich an das Königreich **Istanna** und **Awerri**, südlich an das Meer. Unsre Reisebeschreiber haben aber dies Land nicht genug durchreißt, um diese Gränzbestimmung für ungezweifelt richtig angeben zu können. Seine Länge längs der Seeküste soll 75 Meilen betragen. *) Andere **) bestimmen die Ausdehnung dieses Landes längs der Küste vom Vorgebirge **Lagos** an bis an den **Rio Forkado**, und geben ihm eine Länge von ungefähr hundert und zwanzig bis hundert

*) Dapper S. 486.

**) A. Hist. d. R. IV. B. S. 443.

und dreiſſig Meilen. Nach der Karte des Norris fängt das heutige Königreich Benin etwa zwölf Meilen nordweſtlich von dem Fluße Benin an, und erſtrekt ſich ſüdöſtlich bis an den Rio Forkado, der es wenigſtens zum Theil von Awerri ſcheidet. Des Landes Gränzen im Innern giebt Norris nicht an, welche auch im eigentlichen Verſtande kein Reiſebeſchreiber beſtimmen kann. Der Hauptſtrom dieſes Landes iſt der Rio Formoſo gemeiniglich der Fluß Benin genannt, die Eingebohrnen nennen ihn Arbo. Er nimmt mehrere Nebenflüſſe auf, von welchen vorzüglich der gröſſere Nebenfluß oder Arm zu bemerken iſt, an welchem Gato liegt. *) Gegen der Küſte zu ziehen ſich mehrere Kanäle von dieſem Nebenfluſſe ſowol, als von dem Hauptfluſſe, in den langen Kanal, der ſich von der Mündung des Fluſſes Lagos und dem See Kradu an längs der Küſte hin erſtrekt, und nur durch eine ſchmale und niedrige Landzunge von dem offnen Meere getrennt wird. Solche Kanäle ſind auf der Nordſeite (nach der Norriſſchen Karte) der Lagos Krik, der Schabu Krik, der Lago Krik, und der beträchtlichere Benin Krik — auf der Südſeite der Warih Krik und der Kalabar Krik,**)

*) Nach der Norriſſchen Karte, die allen Glauben verdient. Die älteren Reiſebeſchreiber ſcheinen Gato an den Hauptfluß zu ſezzen.

**) Krik (Creek) iſt eine Bucht, ein ſeichter natürlicher Kanal, auch eine vorragende Landſpizze.

welche beide den Fluß Benin nahe bei seiner Mündung mit dem Flusse Warih, oder Rio dos Forkados verbinden. Diese Kanäle bilden mehrere niedrige und mit Buschwerk bewachsene Inseln.

Die Mündung des Flusses Benin ist gegen zwei deutsche Meilen breit. Die Westspizze derselben ist hoch, die Ostspizze aber niedrig und flach; an dieser Mündung ist eine Sandbank die nur acht Fuß Wasser hat, doch können Schaluppen und andere kleine Fahrzeuge ziemlich bequem hinüber kommen; weiter hinauf ist der Fluß bald eng bald breit; er soll sehr weit hinauf gehen, und sogar durch einen oder mehrere Arme mit dem Flusse Neu-Kalabar zusammenhängen. *) Er hat Krokodille und Flußpferde und ist sehr fischreich. Die Ufer desselben sind angenehm, mit Bäumen bewachsen, aber sehr sumpfig und daher äuserst ungesund; die Europäer sterben hier haufenweis weg. **) Die vielen Mükken oder Müskiten ***) sind eine andere Plage auf diesem Strom.

Das Land, so weit die Europäer es bereist haben, die sich freilich nicht weit von dem Flusse entfernen konnten, ist niedrig, moraſtig und wal-

*) Nach Nyendael (A. H. d. R. IV. 444.) der sogar einen Zusammenhang zwischen dem Rio Volta, und dem Beninflusse angibt!

**) M. s. oben Welsh's erste Reise.

***) Culex pipiens L. (M. s. im V. B. d. W. S. 262.)

dig, es erhebt ſich aber nach und nach je weiter man ſich von der Küſte entfernt. Es iſt ſehr wol bewohnt und hat viele Städte und Dörfer. Doch liegen die Ortſchaften, ſowol am Fluſſe als im Innern, etwas weit auseinander.

Das Land bringt alle guineiſchen Früchte, und unter andern eine Art kleinen Pfeffer, den die Holländer beninſchen Pfeffer *) nennen. Von der hier reichlich wachſenden Baumwolle verfertigen die Negern Zeuche. Es giebt hier ferner Panther, Leoparden, wilde Schweine, Hirſche (wahrſcheinlich Antelopen) Zibet- und andere wilde Kazzen, Elefanten, Pferde, Eſel, Ziegen, Schafe die keine Wolle tragen, Meerkazzen, Eichhörnchen, Landſchildkröten, Schlangen u. dergl. Papagaien, Tauben, Feldhüner, Störche, Turteltauben und viele andre groſſe und kleine Vögel.

Die merkwürdigſten den Europäern bekannten Orte dieſes Landes ſind:

Benin oder Oedo die Hauptſtadt und Reſidenz des Königs, ſie liegt nach Angabe der Bellinſchen Karte (in der A. H. d. R.) achtzehn Meilen von der Küſte an der rechten Seite des Hauptſtroms. Norris ſezt ſie aber auf ſeiner Karte etwa ſechzehn Meilen nordöſtlich von der Mündung des Hauptſtroms etwa ſieben Meilen ſeitwärts von

*) Zu welcher Gattung derſelbe gehöre, läßt ſich nicht wol errathen.

dem Flusse. *) Diese Stadt liegt in einer schönen Ebene, die ziemlich waldig ist, hie und da sind in der Gegend Sümpfe. Sie soll drei bis vier Meilen im Umkreise haben. Auf der einen Seite wird sie durch eine Mauer geschüzt. Diese Mauer ist eine Art Wall, zehn Fuß hoch, und besteht aus zwei Reihen Pallisaden, die an der inwendigen Seite durch Querbalken oder Querhölzer mit einander verbunden sind. Der Raum zwischen diesen Pallisaden ist mit Erde ausgefüllt, die zusammen gestampft ist. Auf der andern Seite wird die Stadt durch einen Moraſt und einen dichten Wald gedekt. Die Stadt hat mehrere acht oder neun Fuß hohe und fünf Fuß breite Thore die aus Einem Stükke gehauen sind und in einem Zapfen gehen. Jedes Thor hat eine Wache. Vor den Thoren befinden sich noch Vorstädte. — Die Stadt selbst besteht aus vielen breiten, langen und geraden Straßen. Die Häuser sind auch ordentlich an einander gebaut wie in Europa. Die der Vornehmen sind höher als die andern und man steigt auf Stufen hinan. Am Eingang ist ein Vorhaus, wo man Schuz vor der Hizze findet. Diese Plätze werden jeden Morgen von den Sklaven gesäubert und mit Strohmatten bewegt. Die innere Kammer ist ein Vierek, mit einem Dache das in der Mitte offen

*) Damit stimmt auch die hier folgende Beschreibung und Ingram's oben mitgetheilte Reisenachricht überein.

ist, damit das Licht hineinfällt. Hier schlafen und essen die Negern, die Speisen werden aber an einem abgesonderten Plazze zugerichtet, wo verschiedene Familien ihre gemeinschaftliche Küche haben. Die Häuser des gemeinen Volks haben nur eine Wand, mit einer hölzernen Thüre in der Mitte. Sie empfangen das Licht auch durch eine Oeffnung in der Dekke.

Alle ihre Gebäude sind von rother Erde mit Wasser geknätet, welche an der Sonne getroknet eine dikke Mauer gibt. Um der Witterung desto besser zu widerstehen, von der sie oft verderbt werden, sind sie zwei Fuß dik. —

Die Stadt ist in Viertel oder Wachen abgetheilt, deren jede einen Vorsteher hat. Die Strassen werden durch die Weiber, jede vor ihrer Thüre, sauber gehalten.

Der königliche Pallast ist weitläufig und begreift viele grosse vierekkige Plätzze in sich, die mit Gallerien umgeben sind; jeder Plaz hat sein Thor mit einer Wache. Er steht in einer grossen Ebene, um welche keine Häuser herum sind. Zuerst kommt man in eine sehr lange Gallerie, die auf acht und fünfzig starken Planken zwölf Fuß hoch ruht; von dieser kommt man zu einer lehmernen Mauer, welche drei Thore hat, eines in der Mitte, und an jedem Ende eines. Das beste ist oben mit einem hölzernen Thürmchen geziert, das sechzig oder siebenzig Fuß hoch ist, und oben eine

wolgerathene groſſe kupferne Schlange mit hängendem Kopfe trägt. Bei dem Eintritt in dieſes Thor findet man einen Plaz von einer Meile ins Gevierte, der von einer niedrigen Wand umgeben iſt. Am Ende dieſes Plazzes iſt eine andere Gallerie, wie die erſte, aber ohne Mauer und Thurm, die durch den Bliz verwüſtet worden ſind. An jedem Ende hat ſie ein Thor. Dann kommt man zu einer dritten Gallerie, die von der Vorigen nur darin unterſchieden iſt, daß die hölzernen Säulen, worauf ſie ruht, ſehr elend menſchliche Geſtalten vorſtellen. Hinter einer weiſſen Kattundekke liegen ſehr ſchlecht gerathene in Kupfer gegoſſene Menſchenköpfe, an jedem Kopfe iſt ein Elefantenzahn. Dies ſind einige von des Königs Götzen. Durch ein Thor in dieſer Gallerie kommt man in eine groſſe Ebene, und ſieht eine vierte Gallerie, über welcher des Königs Wohnung iſt. Hier iſt eine andere Schlange, wie auf der erſten Mauer. In der erſten Abtheilung, am Eingange der Ebene, iſt des Königs Audienzzimmer. Neben den verſchiedenen Plätzen ſind Wohnungen und Ställe. —

In den groſſen Straſſen der Stadt wird jeden Morgen und Nachmittag Markt gehalten, wo man Vieh, Baumwolle, Elfenbein, andere Landesprodukte, und europäiſche Waaren antrifft. Man ſagt, es ſeien hier zwei Marktplätze, davon der gröſte Dia de Ferro, der kleinere Ferro heißt. Auf beiden werden lebendige Hunde verkauft, deren

Fleisch diese Negern für einen Lekkerbissen halten, dann auch gebratene kleine und grosse Affen, Fledermäuse, grosse Razzen, Papagaien, anderes Geflügel, an der Sonne getroknete Eidechsen, Früchte, Palmwein, hölzerne Teller und anderer Hausrath, kattunene Zeuche, eiserne Werkzeuge zur Fischerei und zum Akkerbau, Wurfspiesse, Pfeile und andere Waffen. Jede Art von Waaren hat ihren bestimmten Plaz, und alle stehen in guter Ordnung.

Die Einwohner sind alle Landskinder; Fremde dürfen sich hier nicht niederlassen. Viele Reiche halten sich wegen des Hofs hier auf, und bekümmern sich weder um Handel noch Akkerbau. Ihre Weiber und Sklaven müssen sie ernähren, welche sie aufs Land schikken, um zu handeln und um Lohn zu arbeiten. Den Gewinn müssen sie gröstentheils ihren Herren bringen. *)

*) Dapper liefert uns (Seite 486) einen Prospekt von der Hauptstadt Benin — ob derselbe ein Fantasiestük, oder nach bloß mündlicher Schilderung in Europa gezeichnet, oder wirklich im Lande selbst aufgenommen worden ist, läßt sich nicht wol entscheiden — genug er stellt eine sehr grosse, nach der beschriebenen Art gebaute, mit einem Erdwalle umgebene Stadt vor, welche hölzerne Thürme und Thürmchen hat, die unseren Kirchthürmchen ähnlich, und auf deren Spizzen Vögel bevestigt sind. — Nyendael (A. H. d. R. IV. S. 448) sagt, die Stadt Benin sei sehr herunterge-

Ferner kennen wir noch folgende Orte:

2) **Gato** (**Goto, Gatton, Agatton**) eine Negerstadt oder grosses Dorf, etwa sieben Meilen von der Hauptstadt Benin, liegt auf dem südlichen Ufer des schon erwähnten grössern Nebenflusses, auf welchem die Europäer ihre Waaren bis dahin bringen; dieser Ort ist daher ein lebhafter Handelsplaz.

3) **Aguna** oder **Agunna**, ein Negerdorf, auch an dem genannten Nebenflusse, auf der Nordseite desselben, zwei Meilen unterhalb **Gato**.

4) **Arabo** oder **Arbon**, zwei Meilen unter vorigem, und etwa fünf Meilen von der Mündung des Hauptstroms, liegt auf der Südseite des gedachten Nebenflusses, und ist ein grosses, volkreiches Negerdorf, das mit seinem Gebiete unter einem besondern Statthalter steht. Es ist ein Handelsplaz, den die Europäer in neuern Zeiten besuchen. *)

---

kommen, und gar nicht mehr so ansehnlich, wie ehmals, weil die Grausamkeit eines Königs sie entvölkert habe. Der ungenannte Engländer, beim Römer (S. 15) welcher diesem die Stadt als sehr ansehnlich schilderte, sagte, Nyendael müsse nie in Benin gewesen seyn, wenn er glaubt, man könne dies Reich und seine Hauptstadt mit den Negerkönigreichen und ihren Städten auf der Goldküste vergleichen.

*) Die Lage dieser drei genannten Orte ist nach der Norrisschen Karte angegeben; nach der Bellinschen

5) Bodedo soll noch weiter unten liegen. *)

6) Regio, ein Dorf auf der Spizze, wo der oftgenannte Nebenfluß in den Hauptstrom fällt.

7) Fischstadt, 8) Neustadt, 9) Lobu, und 10) Salzstadt — wahrscheinlich lauter europäische Namen von Negerdörfern, die (nach der Norrisschen Karte) an der Mündung des Beninflusses, und auf den von den vielen Kanälen gebildeten Inseln liegen.

Ausser diesen auf den Karten verzeichneten Orten nennen die Reisebeschreiber noch einen Handelsplaz Meiborg (der Name ist holländisch) wo die Holländer ehmals eine Faktorei gehabt hatten. Die Lage des Orts findet sich aber nirgends angegeben. Der lezte Faktor daselbst hieß Beeldsnyder, er entführte dem königlichen Statthalter des Orts eine seiner Weiber, worauf dieser ihn mit gewaffneter Hand verfolgte, so daß der Faktor kaum noch Zeit hatte, auf das daliegende Schiff zu entfliehen; doch erhielt er vorher noch eine Wunde von seinem Verfolger, an welcher er auch bald darauf durch Ungeschiklichkeit des

(A. H. d. R. IV. B. N. 38.) liegen sie am Hauptstrome, und jener Nebenfluß fehlt ganz.

*) Fehlt auf der Norrisschen Karte; nach der Bellinschen liegt es unterhalb Arabo am südlichen Ufer des Hauptstroms.

Wundarztes am Borde ſtarb. Sobald der holländiſche Generaldirektor in Guinea dies erfuhr, ſchikte er eine wolbewaffnete Jacht von El Mina nach Benin, um den Tod des Faktors zu rächen. Die unmenſchlichen Holländer vollzogen auch dieſen Befehl, und machten alle Einwohner von Meiborg, die ihnen nicht zeitig genug entrannen, entweder nieder oder zu Sklaven. Der Statthalter war zwar mit den Seinigen entronnen, da aber der König von Benin, welchem wol an der Freundſchaft der Holländer mehr, als an dem Leben ſeiner Unterthanen gelegen ſeyn mochte, denſelben zur Rechenſchaft forderte, ſo gieng er nur einem deſto ſchmälichern Tode entgegen; denn der König ließ ihn mit ſeiner ganzen Familie hinrichten, die Leichen den wilden Thieren Preiß geben, und die Häuſer der Unglüklichen niederreiſſen. Solche ſchrökliche Folgen hatte die Wolluſt eines niederträchtigen Europäers! — Seither iſt das gute Vernehmen zwiſchen den Holländern und Beninern nie mehr getrübt worden. *)

Dies iſt Alles, was wir von der Geographie dieſes Landes wiſſen!

Benin ſoll ehmals eine ſehr mächtige Monarchie geweſen ſeyn; wenigſtens geht noch in Guinea

*) Allg. Hiſt. d. R. IV. B. S. 446.

die Sage davon. Römer *) nimmt es als erwiesen an, daß ehe die Europäer an die Küste von Afrika gekommen waren, der König oder vormals Kaiser von Benin die ganze Küste von Guinea bis an die Gambia beherrscht, und daß sein Reich nach der Sage Einiger sich eben so weit gegen Süden ausgedehnt habe, so daß dies Reich (nach ihrer Meinung) Sina an Grösse weit übertroffen hätte. — „Ich glaube (sezt Römer hinzu), daß nur wenige Europäer auf der Küste dieses wissen, da sie doch täglich Anzeigen davon sehen können. Die rothen Korallen, (*Contreterre*) welche die Negern tragen, sind ein kaiserliches Ehrenzeichen gewesen; die altväterischen Säbel, welche die Negern als eine grosse Herrlichkeit ihrer Familie ansehen, dienen ihnen als Beweis, daß sie von einem kaiserlichen Feldherrn oder Kapitän abstammen. ——— Man findet auch Fußstapfen dieser Herrschaft auf der obern Küste; aber nicht so viele als auf der Goldküste, wo einige Familien wirklich ihre Ahnen von diesen beninischen Generalen, oder Vizekönigen herleiten, und ihre Roßschweife als eine grosse Herrlichkeit vorzeigen, welche, wie bei den Türken, ein ansehnliches Ehrenzeichen gewesen und noch sind. Man sieht diesen Roßschweifen an, daß sie ein Paar hundert Jahre alt sind. Ihre Spiesse oder Assagaien sind von eben der Art, und ihr Eisen ist viel härter als das europäische."

Römer.

*) M. s. dessen Nachrichten von Guinea S. 13. u. ff.

Römer hat diese Nachrichten von einem Engländer, der oft am königlichen oder kaiserlichen Hofe zu Benin gewesen ist. Dieser fragte einst den König, ob er nicht ein Verlangen trage, die verlornen, von seinen Vorältern besessenen Länder wieder zu erobern? Er antwortete aber lächelnd: Seine Aeltern hätten sich nicht um diese Sachen seiner Vorfahren bekümmert, er wolle es auch nicht thun; könnten die verlornen Länder seiner entbehren, so könne er ihrer auch entbehren. —

Was von all diesem zu glauben ist, läßt sich jezt nicht mehr bestimmen. Daß die Beniner ehemals auf einer ziemlichen Stufe der Kultur standen, wird von den Reisebeschreibern, durch mehrere aufgefundene Spuren *) wahrscheinlich gemacht; daß sie jezt noch etwas kultivirter sind, als ihre Nachbarn, ist wol nicht zu läugnen; doch über die ganze Geschichte dieses Volks, das die Schrift nicht kennt, und keine Geschichtschreiber hat, ist ein dichter Schleier gezogen. —

Auch jezt ist Benin noch ein sehr mächtiger Negerstaat, welchem die benachbarten Königreiche Lagos, Schabu, Udobo **), Isago, Istanna und Awerry oder Warih als Zinnsläu-

*) Nach Römer, S. 16. soll man noch hieroglyphische Figuren in Benin finden; auch geben die Agrien (von welchen weiter unten) einen Beweis von ehmaliger Kultur.

**) Wovon im XI. B. d. W.

der unterworfen sind; folglich erstrekt sich das ganze Gebiet dieses Staats längs den Küsten hin von den Gränzen von Ardra bis jenseits des Warihflusses in einer Länge von ungefähr 50 deutschen Meilen, und da es sich noch viel weiter in das Innere hinein erstrekt, so dürfte vielleicht sein ganzer Flächenraum auf ein Paar tausend Quadratmeilen geschäzt werden. —

Das Königreich Isago liegt ostwärts von Benin; seine Einwohner sind kriegerische und berittene Negern, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer zahlreichen Kavallerie Benin angriffen. Die Beniner besiegten aber ihre Feinde durch List, indem sie dieselben in eine Art von künstlich angelegten Wolfsgruben lokten, in welche sie mit ihren Pferden stürzten, und dann von den Beninern ohne Mühe erschlagen wurden. Die Isagoer mußten hierauf den Beninern zinnsbar werden. *)

Istanna gränzt an Isago; mehr ist uns aber von diesem Negerkönigreiche nicht bekannt.

Awerry oder Warih liegt am Rio dos Forkados, und am Meere. —

(Dieses Land wird hierunten noch etwas ausführlicher beschrieben.)

*) Dapper, S. 495.

Auf den Inseln an der Mündung des Beninflusses lebt ein unabhängiges Völkchen, die Negern von Usa genannt. Diese Usaer sollen von der Seeräuberei leben. *)

*) Nach Nyendael. (A. H. d. R. IV. B. S. 479.) Diese Nachricht ist mir um so unglaublicher, da sonst kein Reisebeschreiber etwas davon sagt; auch fehlt der Name auf der Norrisschen Karte. Vermuthlich wohnen diese Usaer weiter südwärts; denn an der Mündung des Flusses Benin oder Formoso würde man wol keine Seeräuber dulden; vielleicht soll es heissen: am Kap Formoso.

II. Schilderung

der

Einwohner von Benin,

ihrer Sitten, Gebräuche, Religion und Regierungsverfassung.

§ 1.

Allgemeine Schilderung der Negern von Benin, ihrer Sitten und Gebräuche.

Die Bewohner von Benin sind lebhaft, gutmüthig, höflich und ehrlich, sowol untereinander, als gegen Fremde. Gegen Fremde sind sie insonderheit ehrerbietig, grüssen sie, und weichen ihnen aus, wenn sie auch gleich schwer tragen. Die Beleidigung eines Fremden wird mit dem Tode bestraft. Gibt man ihnen Geschenke, so hat man zweifache Vergeltung zu hoffen. Bittet man sie um etwas, so werden sie es selten abschlagen, wenn sie auch dessen selbst benöthigt wären. Hart darf man ihnen aber nicht begegnen, oder ihnen etwas abzwingen wollen. Im Handel sind sie sehr klug und erfahren, und halten über ihre alten Sitten. Wenn man sich nach diesen richtet, so ist es leicht

mit ihnen auszukommen. Ohnerachtet ihrer Höflichkeit und Ehrlichkeit sind sie doch gegen einander sehr mißtrauisch, besonders im Handel, da keiner sich auf den andern verläßt. Sie lieben alle Europäer, die Portugiesen ausgenommen. *)

Die hiesigen Negern haben auch einige Kenntnisse; sie haben hieroglyphische Figuren und steinerne Bildnisse, durch deren Hülfe sie sowol ihre eigene Schiksale, als die Sagen aus der Geschichte ihres Landes erzählen können. **)

Die hiesigen Negern sind gut gebildet, die Weiber stehen aber hierin den Männern nach; sie sind sehr geil, welches man dem Palmweine und ihren guten nahrhaften Speisen zuschreibt. Doch kann man nicht sagen, daß sie im Umgange Unflätereien vorbrächten; aber Zweideutigkeiten lieben sie sehr, und wer solche Einfälle geschikt anbringen kann, wird für einen wizzigen Kopf gehalten.

Die Kleidung dieser Negern ist sauber, zierlich und viel besser als die Kleidung der Goldküstenbewohner. Auf dem blossen Leibe tragen die Reichen ein Stük weissen Kaliko oder Kattun, etwa eine Elle lang und halb so breit, statt der Hosen.

*) Pommegorgé (Descr. de la Nigr. p. 244.) sagt von diesen Negern, sie seien sehr empfindlich und grämlich, und stärben leicht vor Kummer, weßwegen man die Sklaven dieser Nazion wenig schäzte.

**) Römers Nachrichten, S. 16.

Darüber haben sie ein feines Stük Kattun, gewöhnlich sechszehn bis zwanzig Ellen lang, das sie in der Mitte sehr zierlich falten, darüber legen sie eine Binde von etwa einer Elle lang und zwei Spannen breit, die am Ende mit Franzen oder Spizzen besezt ist, und dem Weiberputzze auf der Goldküste etwas gleicht. Der Oberleib ist meistens nakt. Dies sind ihre Kleider zum Ausgehen; denn zu Hause tragen sie nur ein grobes Pagne, statt der Hosen, und bedekken solches mit einem grossen Stükke gefärbten Zeuchs von ihrer Arbeit, das sie wie einen Mantel tragen. Die Weiber der Grossen tragen Pagnes von Kaliko, die in diesem Lande gemacht werden, welche sehr fein und schön buntfärbig sind. Diese Art von Kleidung ist nicht lang, und wird wie diejenige, die man zu Fidah trägt, zugeknöpft, nur daß sie nicht wie diese vorn offen, sondern daselbst zu, und hinten oder auf der Seite offen ist. Der Oberleib ist mit einem schönen Stükke Zeuch von einer Elle lang, statt eines Schleiers bedekt, wie die Weiber auf der Goldküste tragen. Am Halse haben sie korallene Halsbänder, die artig gemacht sind. Ihre Arme und bei manchen auch die Füsse sind mit glänzenden Ringen von Kupfer oder Eisen geziert, und ihre Finger so voll Kupferringe, als sie nur tragen können. Die Aermeren von beiderlei Geschlechten sind von den Reichen nur durch die Kostbarkeit der Kleider unterschieden. Jeder kleidet sich so gut er kann.

Fast alle Kinder gehen nakt, die Knaben bis ins zehnte oder zwölfte Jahr, die Mädchen bis die Natur entdekt, daß sie reifen; bis dahin tragen sie nur einige Korallenschnüre um den Leib. Nach Andern sollen beide Geschlechter nakt gehen, bis sie heurathen, wenn ihnen nicht der König die Freiheit gibt, eher Kleider zu tragen, welches als eine grosse Gnadenbezeugung angesehen wird, weßwegen besondere Feste und Freudensbezeugungen angestellt werden. *)

Die Männer lassen ihr Haar wachsen, wie es von Natur ist, nur legen sie es an zwei oder drei Orten in Lokken, um eine grosse Koralle daran zu hängen. Die Haare der Frauenspersonen werden künstlich in kleine und grosse Lokken aufgewikkelt, und oben am Wirbel, wie ein umgekehrter Hahnenkamm getheilt, wodurch die kleinen Lokken genau in Ordnung liegen bleiben. Manche theilen ihr Haar in zwanzig oder mehr Lokken, nachdem es dik oder dünne ist, andere salben es mit Palmöl, dadurch verändert sich die schwarze Farbe der Haare nach und nach in eine Art grün oder gelb, die sie sehr gerne haben, obgleich europäische Augen keinen Geschmak daran finden.

Die Reichen unter den hiesigen Einwohnern lieben das Wolleben; ihre gewöhnlichen Speisen sind Rindfleisch, Schöpsenfleisch und junge Hüner,

*) Nach dem Ungenannten bei De Bry. Auch Dapper sagt dies S. 488.

nebst Ignames statt des Brods. Sie kochen sie, reiben sie sehr klein, und machen Kuchen daraus. Sie bitten einander oft zu Gaste, und geben das Uebriggebliebene den Armen.

Die Armen begnügen sich mit geräucherten oder getrokneten Fischen, die sie salzen, wodurch ein Gericht daraus wird, das die Holländer Raf oder Reekel nennen. Ihr Brod besteht aus Ignames, Bananas und Bohnen, ihr Getränke ist Wasser, Palmwein, aber nicht eben der beste. Die Reichern trinken Wasser und Branntwein, wenn sie welchen haben können.

Ihre musikalischen Instrumente sind grosse und kleine Trommeln, die denen, welche auf der Goldküste gebraucht werden, nicht unähnlich sind. Ausserdem haben sie noch eine Art eiserner Glokken, auf welchen sie spielen, auch Kalabaschen rund um mit Buschis behangen, die sie als Kastagnetten gebrauchen; dies alles zusammen gibt einen widrigen schwirrenden Ton.

Dann haben sie auch ein Instrument, das mit sechs oder sieben ausgespannten Stükken Schilf bezogen ist, auf dem sie künstlich spielen, und zugleich dazu sehr angenehm singen und tanzen. Diese Negern übertreffen hierin selbst die von Arim. Dem Spielen sind sie auch ergeben, sie spielen mit Bohnen, aber nur zum Vergnügen, nie um Geld.

Die Negern von Benin nehmen so viele Weiber,

als ihre Umstände erlauben. Der Heurathszeremonien sind wenig. Gefällt einem Mann oder Jüngling ein Mädchen, so entdekt er es einem seiner Verwandten, und dieser wirbt bei den Freunden des Mädchens um dasselbe; wenn es nicht schon versprochen ist, so ist nicht leicht ein Korb zu befürchten. Nach erhaltener Einwilligung schenkt der Bräutigam seiner Braut kostbare Kleider, Halsbänder und Armbänder. Zur Vollziehung der Hochzeit fehlt dann nichts mehr, als die Bewirthung der beiderseitigen Verwandten. Es wird aber kein gemeinschaftlicher Schmauß gegeben; sondern wenn die Speisen zugerichtet sind, wird Jedem sein Theil ins Haus geschikt.

Gegen ihre Landsleute sind diese Negern sehr eifersüchtig; den Europäern verstatten sie aber alle Freiheit mit ihren Weibern, die in den Gränzen der Bescheidenheit bleibt; sogar wenn Geschäfte ihre Entfernung erfordern, lassen sie Europäer allein mit ihren Weibern und befehlen leztern ihnen die Zeit zu vertreiben; aber kein Neger untersteht sich, sich dem Aufenthalt der Weibern zu nähern.

Aller Unterschied zwischen den vornehmen und gemeinen Weibern besteht darin, daß leztere ihrer Arbeit nachgehen; erstere aber zur Verhütung aller Verlezzung der ehelichen Treue eingesperrt sind.

Wenn ein Mann in seinem Hause besucht wird, so begeben sich die Weiber jedesmal auf die andere

Seite des Hauſes, ausgenommen wenn es Europäer ſind, in welchem Falle ſie der Hauswirth da bleiben läßt.

Die Weiber werden zu Benin ſo ſklaviſch gehalten, als in einem Theile des Küſtenſtrichs. Sie müſſen täglich zu Markt gehen, die Haushaltung und die Kinderzucht beſorgen, die Kühe beſtellen, und die Feldarbeit verrichten, ſo daß ſie alle Hände voll zu thun haben, und doch verrichten ſie eines nach dem andern freudig und vergnügt.

Weil die Weiber hier nicht unfruchtbar ſind, und die Männer unter ihnen die Wahl haben, ſo vermehret ſich das menſchliche Geſchlecht hier ſtark; die fruchtbaren Weiber werden hochgeſchäzt, die unfruchtbaren verachtet.

Eine ſchwangere Frau wird bis zu ihrer Niederkunft von aller Beiwohnung des Mannes ausgeſchloſſen. Gebärt ſie einen Knaben, ſo wird er dem Könige, als ihm zugehörig, vorgeſtellt, denn alle Mannsperſonen heißen des Königs Sklaven; die Mädchen aber gehören dem Vater und bleiben bei ihm, bis ſie zu ihren Jahren kommen, da er ſie nach ſeinem Gefallen verheurathet.

Acht oder vierzehn Tage nach der Geburt, bisweilen ſpäter, werden ſowol Knaben als Mädchen beſchnitten, erſtern wird die Vorhaut, leztern ein klein Stükchen von dem Schamzüngelchen weggenommen. Die Weiber werden in ihrem kritiſchen

Zeitpunkt für so unrein gehalten, daß man sie nicht einmal in ihres Mannes Haus gehen läßt, oder ihnen erlaubt etwas anzurühren, als Speiße zuzurichten und das Haus zu reinigen. Sie müssen sich diese ganze Zeit über in einem besondern Hause aufhalten. Sobald aber diese Krankheit vorüber ist, und sie sich gewaschen haben, werden sie wieder in ihren vorigen Stand eingesezt. Diese Negern wissen wegen dieser zwei lezteren Gewohnheiten keine andern Ursache anzugeben, als daß ihre Vorfahren es eben so gemacht hätten.

Ausser den Schmerzen, die den Kindern die Beschneidung verursacht, zerrizzen sie ihnen auch den Leib mit kleinen Einschnitten, die ordentliche Figuren bilden. Die Weiber sind mehr als die Männer auf diese Art geziert. Es muß den Kindern sehr schmerzlich fallen; wird aber für eine grosse Zierde gehalten.

Wenn ein Kind sieben Tage alt ist, so stellen die Aeltern ein grosses Fest an, in der Einbildung, es habe alsdann die größte Gefahr überstanden, und damit die bösen Geister Schaden zu thun verhindert werden, bestreuen sie alle Wege mit Speisen, um sie damit zu besänftigen.

Bringt eine Frau zwei Kinder zur Welt, so wird es als eine gute Vorbedeutung angesehen, und dem Könige sogleich gemeldet, da man denn die öffentliche Freude durch allerler Arten von Mu-

sik ausdrükt. In diesem Falle stellt der Vater gewöhnlich eine Amme an, in der Meinung, daß zwei Kinder zu säugen, für eine Frau zu viel sei.

Zu Arabo ist man gerade der entgegengesezten Meinung, und geht mit der Frau die Zwillinge zur Welt bringt barbarisch um; sowol Mutter als Kinder werden einem gewissen Geiste geopfert, der in einem Walde bei dem Flekken wohnen soll. Gemeiniglich kauft der Mann die Frau durch eine Sklavinn los; aber die Kinder werden ohne Barmherzigkeit gemordet. Im Jahre 1699 ward eine Kaufmannsfrau auf diese Art gelöset, die Kinder aber umgebracht, deren Schiksal sie oft beweinte. Das folgende Jahr begegnete das nämliche einer Priestersfrau; der Vater mußte seine eigenen beiden Kinder, nebst einer Sklavinn, statt der Frau von Amtswegen opfern; dessenohngeachtet hatte sie das Jahr hernach wieder Zwillinge, deren Schiksal weiß aber Nyendael, der dies erzählt, nicht.

Diese betrübten Begebenheiten haben die Wirkungen gehabt, daß die Männer ihre Weiber, wenn sie der Geburt nahe sind, in benachbarte Länder schikken; daher ist zu vermuthen daß dieser Gebrauch, wenn er noch nicht abgeschafft ist, es doch bald seyn werde.

Der erwähnte Wald bei Arabo wo der Zwillingsfeind wohnt, wird für so heilig gehalten, daß keinem fremden Neger oder Negerin hinein zu-

gehen erlaubt ist. Wenn Jemand von ungefähr auf einen Weg kömmt, der in diesen Wald führt, so muß er ohne umzukehren bis ans Ende gehen, und die Negern sind der Meinung, wenn dies, und die erwähnten Menschenopfer nicht beobachtet würden, so würde ein grosses Unglük über das Land kommen. Ayendael gieng, um ihres Aberglaubens zu spotten, oft in den Wald auf die Jagd und kehrte zurük ehe er an das Ende des Wegs gekommen war; sie stuzten nicht wenig, weil sie erwarteten, daß eine schwere Strafe ihn treffen würde; der Priester war aber gleich mit einer Entschuldigung fertig; der Geist, sagte er, bekümmert sich nicht um ihn, weil es ein Weisser ist, thäte aber dies ein Neger, so würde man bald die schrökliche Folge davon sehen.

Die hiesigen Negern scheinen sich nicht so sehr vor dem Tode zu fürchten, als in andern Ländern. Sie werden auch nicht traurig, wenn man davon redet; weil sie glauben, jedem Menschem sei das Ziel von den Göttern gesezt. Doch suchen sie ihr Leben auf alle Art zu fristen. Bei Krankheiten ist ihre erste Zuflucht zum Priester, der hier, so wie in West-Guinea, auch den Arzt macht. Anfangs gibt er grüne Kräuter, wenn diese nicht helfen, muß geopfert werden. Kömmt der Kranke davon, so wird der Priester sehr gelobt; legt sich aber die Krankheit nicht, so wird er fortgeschikt und man nimmt einen andern, von dem man mehr hofft.

Die Hochachtung wegen einer gemachten Kur ist aber nur vorübergehend, daher diese geistlichen Aerzte, weil sie nichts anders zu leben haben, gemeiniglich arm sind; denn Jeder opfert seinen Götzen selbst, ohne sie zu bemühen. — Wenn Jemand stirbt, so wird der Leichnam gewaschen und gereinigt; stirbt Jemand aus Benin in einem fremden Lande, so troknen sie die Leiche bei einem gelinden Feuer ganz aus, thun sie in einen Sarg, dessen Breter mit Lehme wol vermacht sind, und bringen ihn bei erster Gelegenheit nach Benin zur Beerdigung. Weil es aber bisweilen lange an der Begleitung fehlt, so heben sie die Leiche während der Zeit oft viele Jahre lang über der Erde auf.

Die Trauer der nächsten Verwandten, Weiber und Sklaven, besteht darin, daß sie ihre Haare abscheeren. Manche thun das nämliche mit den Bärten; Viele scheeren sich nur den halben Kopf. Ihr Geschrei und ihre Klagen richten sich nach dem Tone gewisser Instrumente, die dann und wann inne halten, da sie dann brav trinken. Die öffentliche Trauer dauert vierzehn Tage. Nach dem Leichenbegängnisse geht Jeder nach Hause, und die nächsten Verwandten, die in der Trauer bleiben, sezzen ihre Klagen verschiedene Monate fort.

Bei der Beerdigung vornehmer Personen werden dreißig oder vierzig Sklaven hingerichtet, und man

weiß, daß bei dem Begräbniß einer vornehmen Frau acht und siebenzig Sklaven, die alle ihr zugehört hatten, hingerichtet wurden; um die Zahl achtzig vollzumachen, wurde ein Knabe und ein Mädchen hingerichtet, die die Verstorbene sehr geliebt hatte. Bei dem Tode ihrer Könige ist diese Gewohnheit mit noch mehr Grausamkeit verbunden.

Sobald der König von Benin stirbt, wird in dem Pallaste eine Grube in die Erde gemacht, so tief, daß die Arbeitsleute bisweilen in Gefahr kommen zu ersaufen. Diese Grube ist oben enge und unten weit. Zuerst wird der königliche Leichnam hineingelegt, und dann diejenigen seiner Hausgenossen beiderlei Geschlechts, die dieser Ehre theilhaftig werden, denn es wird viel daraus gemacht. Hernach wird in Gegenwart einer grossen Menge Volks, das Tag und Nacht wartet, die Oeffnung mit einem grossen Steine verschlossen. Den Tag darauf wird der Stein weggenommen, und einige dazu verordneten Beamte fragen die Eingesperrten, ob sie den König gefunden haben? Antworten sie, so schließt man die Grube wieder zu, und öffnet sie den folgenden Tag mit den nämlichen Zeremonien wieder. Dies wird alle Tage wiederholt, bis keiner mehr lebt und antwortet.

Darauf melden es die vornehmsten Minister dem Nachfolger, der sich sogleich zu der Grube begibt, den Stein wegnehmen, und auf dem-

ſelben allerlei Arten von Speiſen zur Bewirthung des Volks zurichten läßt. Wenn die Leute tüchtig gegeſſen und getrunken haben, ſo laufen ſie des Nachts in der Stadt herum, ſchreien, richten groſſen Unfug an, bringen die um, die ihnen begegnen, und hauen ihnen die Köpfe ab. Die Leichname werfen ſie, ſammt ihren Kleidern, Hausrathe und Buſchis dem Könige als Todtenopfer in die Gruft.

Der König, die groſſen Herren und jeder Statthalter, der in mittelmäßigen Umſtänden iſt, unterhalten verſchiedene Arme an den Orten, wo ſie wohnen, denen, welche noch etwas arbeiten können, geben ſie Beſchäftigung, die übrigen ernähren ſie aus bloſſer Menſchenliebe. Es gibt alſo hier keine Bettler, auch keine, die gar zu arm wären.

Mit Geſchenken ſind ſie ſehr freigebig, und geben den Europäern mehr Erfriſchungen, als ſie verlangen. Manche gehen hierin weiter, als ihr Vermögen ihnen geſtattet, bloß um ſich bei Fremden in Anſehen zu ſezzen.

So reich aber auch Kaufleute, und Andere ſeyn mögen, ſo ſuchen ſie es doch ſorgfältig zu verbergen, damit nicht die Statthalter oder der König einen Vorwand ausſinnen, ſich ihr Vermögen zuzueignen. Weil ſie ſich deswegen ärmer ſtellen, als ſie ſind, ſo nöthigt ſie dies zu beſtändiger Höflichkeit, um ſich keine Ankläger auf den Hals zu ziehen.

Wenige

Wenige sind hier recht arbeitsam und ämsig, ausser denen, die höchst arm sind. Die meisten legen alle Last der Arbeit auf die Weiber und Sklaven, die das Feld bauen, die Baumwolle besorgen, Zeuche weben und alle andere Handarbeit verrichten müssen, obwol, das Weben ausgenommen, wenig Künste in diesem Lande bekannt sind. Wenn die Männer nur etwas im Vermögen haben, so legen sie sich ganz allein auf den Handel. Die vornehmsten Handwerker sind hier Schmiede, Zimmerleute und Lederbereiter; aber alle ihre Arbeit ist so ungeschikt, daß ein europäischer Lehrjunge, der einen Monat in der Lehre gestanden ist, sie übertreffen würde.

Die Handwerker treiben ihre Arbeit, ohne sich mit Kaufmannschaft abzugeben; Andere bauen das Feld.

Die Kaufleute gehen gewöhnlich müssig, bis sie hören, daß Schiffe in dem Flusse sind, und bringen ihnen darauf die Güter, die sie im Vorrathe haben. Kommen keine Schiffe an, so senden sie ihre Sklaven nach Rio Lagos oder an andere Plätze um Fische zu kaufen, mit denen sie einen sehr vortheilhaften Handel tiefer ins Land hinein treiben.

Ihre schlimmste Eigenschaft ist, daß sie in ihrem Handel sehr langweilig und verdrüßlich sind. Manchmal bringen sie mit einem Vorrathe von Elfenbein acht bis zehn Tage zu, ehe sie schlies-

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

sen, gleich wol machen sie bei allem diesem so viele Komplimente, daß es unmöglich ist, böse auf sie zu seyn.

Eine andere Beschwerlichkeit ist es, daß die Europäer ihnen die Zeuche borgen müßen, aus denen sie Pagnes oder Kleider machen und damit oft so lange aufgehalten werden, daß die verstreichende Jahrszeit, Krankheiten, und Sterben unter ihren Leuten und Mangel an Lebensmittel sie nöthigen, ohne ihr Geld abzureisen, ob sie wol bei der nächsten Zurükkunft, allezeit ehrlich bezahlt werden.

Die Regierung bestellt die Unterhändler zwischen den Europäern und Negern. Sie heißen Merkadors oder Fiadors. Sie sprechen etwas verdorben portugiesisch, welches sie zum Handel mit den Europäern geschikt macht; denn ohne diese einzige Vollkommenheit würden sie, als der Abschaum des Volks anzusehen seyn. Die Europäer müssen bei ihrer Ankunft ihnen und den Statthaltern einige kleine Abgaben entrichten, die aber sehr unbedeutend sind.

Alle Sklaven männlichen Geschlechts, die man aus diesem Lande erhält, sind Fremde; denn die Landskinder dürfen nicht verkauft werden, und heissen alle Sklaven des Königs. Auch darf man keinen in dem Lande gekauften Sklaven aus dem Lande führen. — Mit den Weibsleuten geht man nach Gefallen um.

Ausser den Sklaven holen die Europäer hier baumwollene blaue oder blau und weißgestreifte Tü-

cher die im Lande in verschiedener Grösse verfertigt werden, Jaspissteine, Leopardenfelle, einigen Pfeffer, Akoris u. s. w. Dagegen führen sie ein: allerlei wollene, baumwollene, seidene und leinene Zeuche, Glaskorallen, Kristalle, messingene Armringe, rothe gläserne Ohrgehänge, Eisenstäbe, vergoldete Spiegel, Buschis, u. s. w.

§ 2.

Religion der Negern von Benin.

Die Religion dieser Negern ist im Ganzen genommen mit derjenigen einerlei, die auf der ganzen Küste von Guinea herrscht, und diese ist der schon beschriebene Fetischendienst. Nach Nyendael nehmen die Beniner alles Ausserordentliche in der Natur für einen Gott an und opfern demselben, z. B. Elefantenzähne, Klauen, Menschenschädel und Gerippe. Diese sehen sie als untergeordnete Gottheiten oder Mittler zwischen ihnen und dem obersten Gott an, von dem sie verschiedene eben nicht unrechte Begriffe haben, und ihn für ein unkörperliches Wesen halten; deswegen sie es für ungereimt halten ein Bild von ihm zu machen. Alles Böse nennen sie Teufel, stellen aber solchen nicht durch ein sichtbares Bild vor, denn sie opfern einerlei Götzenbild, bald als Gott, bald als Teufel. *)

*) Hier scheint sich Nyendael zu widersprechen. Denn

Dapper sagt, sie haben einen Begriff von einem obern unsichtbaren Wesen, Namens Orissa, das Himmel und Erde erschaffen hat und die Welt regiert. Weil es aber allzeit gut ist, so halten sie es für unnöthig es anzubeten, da sie im Gegentheil den Teufel mit Opfern zu besänftigen suchen.

Sie reden sehr viel von Erscheinungen ihrer verstorbenen Vorfahren und Verwandten im Schlafe, die ihnen befehlen, diese oder jene Opfer zu thun. Sobald der Tag anbricht richten sie solches ins Werk und borgen lieber von Andern, wenn sie es selbst nicht haben, als daß sie diese Pflicht versäumen sollten.

Ihre täglichen Opfer betragen nicht viel; sie bestehen aus wenigen gekochten Ignames mit Oele vermengt, die sie vor ihre Götzen legen. Manchmal opfern sie einen Hahn; der Fetisch bekömmt aber nur das Blut, das Fleisch behalten sie selbst.

Die Grossen thun jährliche Opfer, die sehr kostbar und prächtig sind. Bei solchen Gelegenheiten schlachten sie häufig Kühe, Schafe und alle Arten grosses Vieh, und stellen noch eine grosse Gasterei an, bei welcher sie sich mit ihren Freunden viele

---

erst sagte er die Negern machen kein Bild von Gott, und dann redet er doch von Götzenbildern, wenn man aber unter diesen bloß die Fetischen versteht, so ist der Widerspruch gehoben.

Tage hintereinander lustig machen, und sie auch beschenken.

Das Meer ist ihrer Einbildung nach der Siz des zukünftigen Glüks und Elends. Eines Menschen Schatten nennen sie seinen Passador *) oder Führer, und glauben, er wird Zeugniß ablegen, ob der Mensch wol oder übel gelebt habe. In dem ersten Falle wird er an vorerwähntem Orte, zu grosser Glükseligkeit und Ehre erhoben, in dem andern aber stirbt er in Hunger und Armut.

Ihre Götzenbilder oder Fetische sind überall in ihren Häusern zerstreut, so daß kein Plaz davon frei ist, auch sind noch besondere Hütten ausser dem Hause mit denselben angefüllt, wo sie manchmal hingehen und opfern. Ihre Fetischirer oder Priester geben vor, sie ständen mit dem Teufel in Verbindung, und könnten das Zukünftige im Kriege und andern Fällen vermittelst des Schalles aus einem Topfe mit drei Löchern vorhersagen. Jeder Neger hat seinen eigenen Priester, diesen befragen sie in allen zur Religion gehörigen Sachen, und befolgen dessen Antwort.

Nach Barbots Angabe ist es eine unverbrüchliche Gewohnheit in Benin, daß kein Priester, ohne des Königs Erlaubniß bei hoher Geldbuße

*) Dies Wort ist portugiesisch, so wie mehrere andere Benennungen, welche die Beniner von den Portugiesen angenommen haben.

und oft Lebensstrafe ausser Landes gehen darf, und besonders dürfen sie nicht nach Oedo oder Benin, der Hauptstadt gehen. Dies scheint in Rükſicht auf die Hochachtung, die man für die Priester hat, etwas sehr seltsames.

Der Priester von Loebo, einer Stadt an der Mündung des Rio Formoso oder des Flusses Benin, war vor Zeiten sehr berühmt, er konnte, nach dem Glauben der Negern, See und Wetter nach Gefallen regieren, die Ankunft und Verunglükkung der Schiffe vorhersagen u. s. w. Der König gab ihm deswegen die Stadt Loebo, mit den dazu gehörigen Ländereien und Sklaven. Man rechnete ihn unter die obersten Priester, und das Volk fürchtete ihn so sehr, daß Niemand, selbst des Königs Gesandten nicht, sich unterstanden ihm nahe zu kommen, noch vielweniger seine Hand zu berühren. Die hiesigen Negern fürchten sich auch vor einer gewissen Art Vögel, denen man bei Lebensstrafe nicht das Geringste zu leid thun darf. Gewisse dazu bestellte Leute tragen ihnen Fressen an einen gewissen Ort in den Bergen, wo sie für dieselben hinlegen.

Die Beniner theilen die Zeit in Jahre, Monate, Wochen und Tage ein. Jede Eintheilung hat ihren besondern Namen, aber sie haben vierzehn Monate im Jahr. Alle fünf Tage fällt ihr Sabbat ein, den die Grossen mit Schlachten einiger Kühe, Schafe und Ziegen begehen; das gemeine Volk schlachtet

Hunde, Kazzen, und junge Hüner, oder was es sonst zu kaufen bekommen kann. Alle theilen reichlich den Armen mit, damit diese das Fest auch feiern können.

Sie haben sehr viele Festtage. An einem Tage im Jahr begehen sie das Andenken ihrer verstorbenen Vorfahren oder Freunde mit grossem Aufwande, um sich ihrer stäts zu erinnern. Bei dieser Gelegenheit opfern sie gemeiniglich sehr viele Thiere und selbst Menschen, gemeiniglich werden Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, hiezu aufgehoben. Sind ihrer nicht fünf und zwanzig, welches die erforderliche Zahl ist, so befiehlt der König seinen Bedienten bei Nacht in den Straßen von Oedo herum zu gehen, und sich ohne Unterschied aller Personen zu bemächtigen, die kein Licht mit sich tragen. Haben die, welche man auf diese Art ertappt viel Buschis, so können sie sich loskaufen, wo nicht, so werden sie geopfert. Der Vornehmen Sklaven können auch durch andere gelöst werden, wenn man sie auf diese Art ergriffen hat. Diese Menschenfängerei gereicht den Priestern zu grossem Vortheil, denn das Lösegeld für die Gefangenen gehört ihnen, und sie bereden das Volk, sie wären insgeheim geopfert worden.

Ihr vornehmstes Fest heißt das **Korallenfest**. Es wird im Mai gefeiert, und ist der einzige Tag, an welchem sich der König öffentlich zeigt. **Nyendael**, der im Jahr 1702 dabei war, er-

zählt: Der König kam prächtig gekleidet in den zweiten Plaz oder Vorhof vor seinem Pallaste, wo ein Siz unter einem reichen Himmel für ihn bereitet war, seine Weiber, und eine grosse Menge seiner vornehmsten Bedienten stellten sich rings um ihn her. Bald darauf gieng eine grosse Prozession an, nach deren Ende stieg der König von seinem Throne, um dem Götzen unter freiem Himmel zu opfern, und so das Fest anzufangen. Dabei erhob das Volk ein lautes und allgemeines Geschrei. Nach einer Viertelstunde kehrte der König auf seinen Siz zurük, und saß zwei Stunden lang daselbst, um dem Volke Zeit zu seiner Andacht zu lassen. Hernach kehrte er in den Pallast zurük. Die übrige Zeit des Tags wurde mit Schmaussen und Ergözlichkeiten zugebracht, wo der König Palmwein und Essen durchgängig austheilen ließ; die Grossen thaten desgleichen, so daß man nichts als Schmaussen in der Stadt sah. Nyendael konnte die Beschaffenheit und die Absicht dieses Fests nicht erfahren. Seine Fragen blieben unbefriedigt.

Römer *) behauptet, in Benin sei die Abkunft der Fetischen-Religion von dem Judenthum und der Religion der Kaldäer oder Feueranbeter ganz kennbar. —

*) In seinen Nachr. S. 15. — Aehnlichkeiten, auf welche solche Behauptungen gegründet werden, sind überall leicht zu finden.

§. 3.

Regierungsverfassung und Gesezze von Benin.

Die Negern am Fluß Benin und in der benachbarten Landschaft haben verschiedene Fürsten, jede Völkerschaft wird von einem eigenen Könige beherrscht, sie sind aber alle Vasallen des Königs von Benin.

Die Negern sind alle freie Leute, werden aber doch vom Könige als Sklaven betrachtet, und sind so wenig geneigt, dies als ein Unglük anzusehen, daß vielmehr der Titel eines königlichen Sklaven bei ihnen ein besonderes Ehrenzeichen ist. *)

Der König herrscht nach seinem eigenen Willen, der statt Gesezzes gilt; ausser ihm gibt es noch drei Klassen von Staatsbeamten. Die erste besteht aus drei grossen Herren oder Ministern, die beständig um des Königs Person sind; alles muß durch sie an den König gelangen, und sie ertheilen alle Antworten. Daher melden sie ihm nur, was sie für gut finden, und ertheilen Antworten nach ihrem Gefallen, daß also die Regierung eigentlich in ihren Händen zu seyn scheint, um so mehr, weil sehr wenig Leute vor den König gelassen werden, und noch weniger Erlaubniß erhalten, mit ihm zu reden.

Die zweite Klasse heissen hier Are de Roes **)

*) Ein in despotischen Staaten gewöhnliche Sitte.

**) Diese und die folgenden Benennungen von Staatsbedienten sind portugiesischen Ursprungs.

oder Straßenkönige, von denen einige über das gemeine Volk, andere über die Sklaven gesezt sind, andere verwalten Kriegssachen, noch andere haben die Aufsicht über das Vieh und die Feldfrüchte. Kaum ist etwas zu erdenken, das nicht seinen besondern Aufseher hätte.

Aus diesen Are de Roes oder Straßenkönigen werden die Unterkönige und Statthalter der Provinzen, die unter dem Könige stehen, erwählt; sie sind alle den drei vorerwähnten Grossen unterworfen, müssen vor ihnen Rechenschaft geben, und werden von ihnen vorgeschlagen.

Die Fiadors oder Unterhändler machen die dritte Klasse aus.

Ausser den erwähnten drei Ministern, welche Groß-Fiadors, das ist Oberaufseher genannt werden, ist hier auch noch ein Generalfeldmarschall, welchem alle Kriegssachen anvertraut sind, wie den drei andern die Geschäfte, welche die Handhabung der Gerechtigkeit und die Verwaltung der Einkünfte betreffen. Alle vier sind verbunden, von Zeit zu Zeit in den Provinzen herumzureisen, die Beschaffenheit des Landes zu untersuchen, und über gute Ordnung zu halten. Sie haben ihre Unterbedienten. Der erste heißt Onegwa, der zweite Ossade, und der dritte Arribon. Diese halten sich beständig am Hofe auf, und alles, was an den König soll, geht durch ihre Hände.

Wenn Jemand zu einer dieser drei Ehrenstellen erhoben wird, so gibt ihm der König als ein Ehrenzeichen eine Korallenschnur, welches ungefähr so viel sagen will, als in Europa ein Ritterorden. Eben diese Ehre wiederfährt auch den Merkadors oder Kaufleuten, den Fiadors oder Unterhändlern, und den Veilles oder Aeltesten.

Sie müssen diese Schnur beständig um den Hals tragen, welche sie um keiner Ursache willen, sie mag Namen haben wie sie wolle, ablegen dürfen. Geht sie verloren oder wird ihnen gestohlen, so werden sie unvermeidlich mit dem Tode bestraft. Die Beispiele sind nicht sehr selten.

Es hatte sich einst ein Neger aus Unachtsamkeit seine Schnur stehlen lassen, er ward sogleich hingerichtet, sowol als der Dieb, der die That eingestand, und drei andere, die darum gewußt und es nicht entdekt hatten; eine Korallenschnur, die nicht drei Pfennige werth war, kostete also fünf Menschen das Leben!

Ein zweiter Fall geschahe zu Bodedo im Jahr 1700. Der Hauptmann eines portugiesischen Schiffs hielt sich daselbst auf, um Schulden einzutreiben, und als es ihm zu langsam gieng, ließ er einen Kaufmann, der einer seiner vornehmsten Schuldner war, am Borde seines Schiffs anhalten. Der Neger wehrte sich aber, und suchte zu entwischen. In dem Streite mit den Matro-

sen faßte der Steuermann die Korallenschnur, riß sie in Stükken und warf sie über Bord. Dies benahm dem Unterhändler so sehr den Muth, daß er sich sogleich ergab. Bald darauf aber schoß er dem Steuermann im Schlafe mit einer Büchse eine Kugel durch den Kopf. Damit war er aber noch nicht zufrieden, sondern er verwundete noch den todten Körper an verschiedenen Stellen, dann warf er das Messer weg mit den Worten: „Nun habe ich mich gerächt, es ist mir gleichgültig, was ihr mit mir machen wollt; denn da meine Korallen über Bord geworfen wurden, so war ich ein Mann des Todes, und jezt bin ich es auch!"

Der portugiesische Hauptmann wagte es nicht, den Mörder zu bestrafen, er überlieferte ihn dem Statthalter des Orts, der ihn nach Benin schikte. Daselbst behielt ihn der König gefangen, in der Absicht, ihn in Gegenwart des ersten Portugiesen, der ankommen würde, aufs schärfste zu bestrafen.

Der König hat diese Korallen selbst in Verwahrung, sie nachzumachen, oder ohne seine Erlaubniß zu besizzen, wird mit dem Tode bestraft. Sie sind aus blaßrother gebakner Erde oder Steinen gemacht, wol glasirt, und sehen aus wie Marmor mit rothen Adern. *)

*) Nach Nyenael (Allg. Hist. d. R. IV. B. S. 460.) Dies sind die sogenannten Akori oder Agrien, von welchen Römer (S. 16.) sagt: „Diese Agrien sind länglichte hohle Pfeifen, deren Oeffnung so dik als

Wann der regierende König empfindet, daß er sterben wird, so schikt er nach dem Onegwa, wel-

ein kleiner Finger ist; ihre Länge ist etwa ein Zoll, sie sind von einem schönen Porzellan, das aber schwerer ist, als das sinesische, auch unterscheiden sie sich von diesem dadurch, daß ihre Farben durch hinein gehen. Sie sind schön hochroth, schön grün, sächsisch blau, gelblich und weiß gefärbt, oft geflammt, oft gestreift; es gibt auch einfärbige; die gelben sind die geringsten. Wo diese schönen Agrien verfertigt werden ist noch unbekannt; man findet sie gemeiniglich in der Erde, wohin sie vermuthlich mit den Leichen der Vornehmen kommen!" — Dapper hingegen (S. 490.) sagt: „Diese Agrien seien eine Art Korallen, die aus dem Meere gefischt, und von den Beninern geschliffen werden, welche sie auch an die Europäer verkaufen, die sie auf der Goldküste mit Vortheil wieder absezzen." — Diese Widersprüche weiß ich nicht anders zu vereinigen, als durch die Vermuthung, daß es mehrerlei Arten von Agrien gebe, und zwar künstliche und natürliche, die von unsern Reisebeschreibern mit einander verwechselt werden. Dapper spricht auch nur von blauen Agrien, welche vielleicht mit den Aigrissteinen zu Issini — der Name ist wenigstens verwandt — einerlei seyn möchten. (M. s. im IX. B. d. W. S. 265.) Die kostbareren Agrien, die zu den erwähnten Ordenszeichen gebraucht werden, möchten doch wol Kunstprodukte seyn, deren Verfertigungsart in Benin jezt unbekannt ist. — Mehr läßt sich wol hierüber nicht sagen. (M. s. auch im X. B. d. W. S. 198.)

chem er befiehlt, bei Lebensstrafe seinen lezten Willen bis nach seinem Tode geheim zu halten, welcher darin besteht, daß er einen seiner Söhne zum Nachfolger ernennt. Sobald der König todt ist, nimmt dieser Staatsbediente sogleich alle Schäze und Kostbarkeiten in Verwahrung, und läßt sich alle Söhne des Königs auf den Knien schwören, welches keiner abschlägt, da keiner weiß, ob er zum Nachfolger ernannt ist; sie müssen ihm also hierin gefällig seyn.

Wenn die Zeit zur Ausrufung des neuen Königs herannaht, so läßt der Onegwa den Generalfeldmarschall holen, welchem er des vorigen Königs Befehl wegen der Nachfolge kund thut, der Marschall läßt sich diesen Befehl fünf oder sechs Mal wiederholen, worauf er sich nach Haus begibt; und ohne Jemand etwas von dem, was er gehört hat, zu sagen, sich einschließt.

Hernach schikt der Onegwa nach dem Sohne des Verstorbenen, der zum Nachfolger ist ernannt worden, und befiehlt ihm, dem Marschall in seinem Hause aufzuwarten, und von demselben zu verlangen, daß er dem Staate einen König geben möchte; worauf der Prinz, nach dem vom Marschall erhaltenen Befehl, in den Pallast zurük geht. Fünf oder sechs Tage hernach kömmt der Großmarschall wieder in den Pallast, um mit dem Onegwa die Ausrufung des neuen Königs zu verabreden. Er läßt ihn des vorigen Königs Verordnung

wegen der Thronfolge von neuem wiederholen, und fragt ihn, ob er sich nicht etwa in dem Namen des Sohns irre. Dann lassen beide den jungen Prinzen holen, der seines Vaters Willen kniend erfährt, ihnen für ihre Treue in Erfüllung des Auftrags danket, aufsteht und sogleich mit den Zeichen der königlichen Würde geschmükt wird, worauf man ihn als König von Benin ausruft, und die Grossen nebst dem Volke ihm auf den Knien huldigen.

Wenn man ihm nun gehuldigt hat, so begibt sich der neue König gewöhnlich in die Stadt Oaseboe, die nicht weit von Oedo und Benin liegt, wo er Hof hält, bis er in der Regierungskunst hinlänglich unterrichtet ist.

Nach diesem sucht er seine Brüder hinzurichten, um sich dadurch seine Regierung zu sichern, man erstikt sie oder zwingt sie auch wol, sich selbst zu erhängen, weil Niemand so leicht sich am königlichen Blute vergreifen will; nach dem Tode werden sie aber prächtig begraben.

Nach Andern zeigt sich der König ausser dem schon berührten Korallenfeste zweimal, und nach Dapper einmal des Jahrs öffentlich zu Pferde, in seiner größten Pracht, in Begleitung seiner Weiber, deren er über sechshundert hat, und drei bis vierhundert seiner vornehmsten Staatsbedienten, einige zu Pferde, andre zu Fuß, mit Schilden und Wurfspießen bewaffnet; vor und nach gehen

Musikanten. Vor dem Zuge werden an Ketten durch Stumme und Zwerge etliche zahme Leoparden und Hyänen hergeführt. Ordentlich machet den Schluß ein Opfer von zehn oder zwölf Sklaven dem Könige zu Ehren, die das Volk kauft. *)

Der König hat viele Edelleute zu seiner Aufwartung, die nach Hof reuten, aber nach Art der Weiber in Seitensatteln, mit beiden Füssen auf einer Seite. Ein Knecht führt das Pferd, und an jeder Seite geht ein Sklave, auf den sie sich lehnen. Ein Zug von Knechten und Sklaven folget nach, von denen einige Sonnenschirme über des Herrn Kopf halten, die übrigen ziehen in Ordnung, einige schlagen Trommeln, andere spielen auf Hörnern oder Flöten.

Der Adel vom ersten Range hat ausser diesen Instrumenten eines, das ihm eigen ist. Es ist ein Nez, wie die Handnezze unsrer Fischer, das bei Feierlichkeiten nachgetragen wird, es ist etwas darin, das beim Schütteln wie Nüsse in einer Büchse rasselt.

Der König hat sehr viele Haussklaven beiderlei Geschlechts. Man begegnet ihnen überall, sie tragen allerlei Arten von Früchten, Palmöl, Wasser, Gras für die Pferde auf den Köpfen, alles

zum

*) Einen solchen Zug findet man bei Dapper, im Vordergrunde des Prospekts der Stadt Benin, abgebildet.

zum Dienst des Pallastes. Bisweilen schikt der König einem Edeln Essen, welches durch seine Knechte mit grossem Prunk hingetragen wird. Verschiedene gehen mit Stäben voran, um Plaz zu machen und das Volk abzuhalten.

Für seine Mutter hegt der König grosse Hochachtung. Sie hält Hof in einem besondern Pallaste ausser der Stadt **Benin**, wo sie ihre besonderen Bedienten und Aufwärter hat; der König läßt sie oft durch seine Minister in Staatssachen um Rath fragen; denn es ist wider die Gesezze, daß er selbst zu ihr gehen sollte, und könnte zu einem Aufruhr Gelegenheit geben.

Nyendael hatte bei einem Könige Audienz, der ein leutseliger Mann von ungefähr vierzig Jahren war. Er stand, der Gewohnheit gemäß, dreißig Schritte entfernt, er bat aber um die Erlaubniß, seiner Majestät näher kommen zu dürfen. Ob nun gleich dies nicht gebräuchlich war, so gestattete es der König doch lächelnd, und winkte ihm, worauf er sich bis auf acht oder zehn Schritte näherte. Es war sonst Niemand in der Halle als die drei grossen Herren, und ein Neger mit einem gezükten Schwert in der Hand, der so gefährlich aussah, als eine Schildwache vor einem fürstlichen Zimmer.

Da alles was man dem Könige zu sagen hat, erst diesen drei Herren vorgetragen werden muß, die es ihm hinterbringen und wieder Antwort melden, wo-

bei sie hin und her gehen; so kann man nicht wissen, ob sie die Nachrichten von beiden Seiten getreulich überbringen.

Zur linken Hand sah Nyendael an einer schönen Tapete verschiedene weisse abgepuzte Elefantenzähne, auf elfenbeinernen Gestellen. Auf diese Art werden alle Götzen des Königs in seinem Hause ausgesezt. Er beschenkte den König mit einem seidenen Schlafrokke, worüber dieser eine grosse Freude bezeugte. Alle Geschenke werden mit Matten bedekt überreicht, und es gehen verschiedene Negern mit weissen Stäben vor und nach. Alle, denen dieser Zug begegnet, müssen aus dem Wege gehen, oder sie bekommen derbe Schläge. Diese Vorsicht soll dazu dienen, daß aller Gelegenheit des Königs Sachen zu vergiften, oder ihn umzubringen vorgebeugt werde.

Seine Einkünfte sind sehr beträchtlich; die verschiedenen Statthalter seiner weitläufigen Länder wissen, wie viel Säkke voll Buschis jeder dem Könige liefern muß, welches sich auf eine sehr grosse Summe beläuft. Die geringen Statthalter bezahlen ihren Antheil statt Geldes in Vieh, Schafen, Hünern, Ignames oder Zeuchen, kurz in allem, was zu seiner Haushaltung nöthig ist. Daher hat der König hierin keine Ausgaben, und kann die Einkünfte in Geld unangegriffen hinlegen.

Auf eingeführte und ausgeführte Waaren sind keine Zölle gesezt, sondern Jeder bezahlt jährlich

dem Statthalter des Orts, wo er sich aufhält, eine gewisse Summe für die Freiheit zu handeln. Der Statthalter schikt einen Theil davon an den König, und da dieser bestimmt ist, so weiß er, wie viel jährlich für ihn übrig bleibt.

Den Europäern wird hier sehr wol begegnet, denn die Abgaben von jedem Schiffe an den König, die drei grossen Herren, die Statthalter der Plätze, wo sie handeln, nebst den Besoldungen der Mercadors oder Fiadors belaufen sich alle zusammen nicht über sechs Pfund Sterling, für welche man vollkommene Freiheit zu handeln bekommt.

Der König von Benin soll in einem Tage zwanzig tausend Mann, und im Nothfalle achtzig bis neunzig tausend Mann zusammen bringen können, so daß er allen seinen Nachbaren furchtbar ist. *) Niemand hat an der Beute Theil, als der General oder Feldmarschall, der Owe Aserri, oder Siassiri genannt wird; in der Schlacht sollen sie gute Ordnung halten, und Niemand, bei Lebensstrafe sich unterstehen dürfen, seinen Posten zu verlassen. Nyandael versichert aber, daß ob sie gleich sehr von Seeräubern beunruhigt, und oft von ihren Nachbaren angefallen würden, sie doch in der Kriegskunst ganz unwissend wären. Wenn sie ins Feld ziehen, hätten sie weder Ordnung noch Mannszucht, nicht einmal Heerführer und Offi-

*) Nach Dapper, S. 491.

ziere. Sie seien so feig, daß nur die höchste Noth sie fechten lehre, und vertheidigen sich so schlecht, daß sie bald geschlagen oder gefangen werden.

Ihre Waffen sind kurze Säbel, kleine Dolche, Wurfspiesse mit Bogen und Pfeilen, welche leztere vergiftet sind. Sie haben auch Schilde, die aber von Bambus gemacht, und deswegen so schwach sind, daß sie keinen starken Schlag aushalten, und mehr zur Zierde, als zur Vertheidigung dienen.

Wenn der Adel zu Felde zieht, so kleidet er sich in Scharlach; Andere haben Halsbänder von Elefanten- und Leopardenzähnen, und hohe rothe Kappen, die von Leoparden- und Zibetkazfellen künstlich gemacht und gestikt sind, an denen ein langer Pferdeschwanz zur Zierrat hängt. Die gemeinen Soldaten tragen ordentlich am Unterleibe ein Stük Zeuch, so fein als Seide, übrigens gehen sie aber ganz nakt. —

In Benin fällt die ganze Erbschaft auf den ältesten Sohn, *) der, wenn er von Stande ist, dem Könige einen Sklaven als Erbfall, und einen andern den drei Staatsbedienten schenken muß, wobei er bittet, daß er seinem Vater in der Wür-

*) Wenn es nämlich dem Könige so gefällt, denn nach Dapper, S. 489. fällt eigentlich die ganze Erbschaft, da alle Negern Sklaven des Königs sind, diesem anheim.

de nachfolgen möge. Dies gewährt ihm der König, und erklärt ihn zum einzigen Erben seines Vaters. Seinen jüngern Brüdern gibt er, was ihm gefällt, lebt seine Mutter noch, so sezt er ihr ein standesmäßiges Leibgeding aus, und läßt sie überdies dasjenige noch behalten, was sie von seinem Vater bekommen hat. Die anderen Wittwen seines Vaters, besonders die, welche keine Kinder haben, nimmt er zu sich, wenn sie ihm gefallen, und braucht sie für sich; wo nicht, so läßt er sie arbeiten, um besser zu leben, unterhält aber keine eheliche Verbindung mit ihnen. Von dieser leztern Art gibt es hier so viele, als in andern Ländern ausschweifende Weibspersonen, deren Gewerbe sie wol auch treiben. *)

Hat der Verstorbene keine Kinder, so erbt der Bruder, ausserdem der nächste Verwandte. Zeigt

*) Dapper, S. 488, sagt: Alle beschlafenen Weiber fallen nach des Manns Tode dem Könige heim, der sie an Andere verheurathet; die Unbeschlafenen bekömmt theils der Sohn, theils werden sie an Andere verheurathet. Doch aus dem, was Dapper einige Zeilen vorher und nach sagt, muß man schliessen, daß hierin alles auf den König ankömmt, der wol auch manchmal eine solche Wittwe zu einer privilegirten Hure macht, die ihm etwas Gewisses bezahlen muß, wovon die Geburt eines Knaben sie befreit. Diese Huren haben ihre Oberaufseherinnen, denen sie Rechnung thun müssen.

sich kein rechtmäßiger Erbe, so fällt die Erbschaft an den König.

Die Verbrechen werden folgendergestalt bestraft. Der Diebstal ist hier nicht sehr gemein, weil die hiesigen Negern nicht so spizbübisch sind, als an anderen Orten. Wenn indessen ein Dieb über der That ertappt wird, so muß er das Gestohlne wieder ersezzen, und wird noch um Geld gestraft. Kann er die Geldbusse nicht bezahlen, so wird er am Leibe bestraft. Wird ein Grosser oder Staatsminister bestohlen, so wird der Dieb mit dem Tode bestraft; dies geschieht aber selten.

Mordthaten sind noch seltener als Diebstähle. Sie werden mit dem Tode bestraft. Sollte aber der Mörder des Königs oder eines grossen Mannes Sohn seyn, so wird er an die äussersten Gränzen des Reichs verbannt, wo ihn eine starke Wache hinführt, und weil man von keinem dieser Verbannten ferner etwas sieht oder hört, so nehmen es die Negern als ausgemacht an, daß sie in die andre Welt befördert worden sind. Wenn einer Jemand ohne Vorsaz, und von ungefähr mit der Faust tödtet, der Todte nicht blutet, auch sein Tod nicht gewaltsam zu seyn scheint, so kann der Beleidiger sein Leben erkaufen, wenn er erstlich den Todten auf seine Kosten ehrlich begraben läßt, und nachgehends einen Sklaven stellt, für ihn zu leiden.

Der Sklave muß seine Knie mit seiner Stirne

berühren, wenn er hingerichtet wird; worauf der Verbrecher noch den drei Ministern eine grosse Summe gibt; alsdann wird er frei, und die Freunde des Ermordeten müssen zufrieden seyn.

Die gewöhnliche Art hinzurichten ist in Benin diese. Dem Verbrecher werden die Hände auf den Rükken gebunden, und ihm die Augen verbunden; nachgehends hebt ihn der Richter dergestalt in die Höhe, daß der Kopf nach der Erde zu hängt, der Scharfrichter haut solchen mit der Art ab, viertheilet den Leib und überläßt die Stükke den wilden Thieren.

Alle anderen Verbrechen, der Ehebruch ausgenommen, werden mit Gelde abgebüßt, und die Strafe richtet sich nach der Grösse des Verbrechens. Kann der Verbrecher die Geldstrafe nicht erlegen, so wird er am Leibe gestraft.

Der Ehebruch wird hier auf verschiedene Art bestraft. Unter dem gemeinen Volke versucht ein Mann alle Mittel, wenn er seine Frau im Verdacht hat, sie auf der That zu ertappen. Gelingt es ihm, so wird er berechtigt, sich alle Sachen des Ehebrechers an Sklaven, Buschis, Geld, Elfenbein und Waaren zuzueignen. Die Frau wird nach einer guten Tracht Schläge aus dem Hause gejagt, um ihr Glük anderswo zu suchen. Weil aber nach einem solchen Vorfall Niemand Lust hat, sie zu heurathen, so begibt sie sich an einen Ort, wo

man sie nicht kennt, und gibt sich für eine Wittwe aus, um daselbst einen andern Mann zu bekommen, oder sie ernährt sich mit einem Gewerbe, das sie nicht erst zu lernen braucht.

Die Reichen rächen sich fast auf die nämliche Art; aber die Verwandten der Frau besänftigen den Mann, um die Beschimpfung zu vermeiden, mit einer guten Summe Geldes, damit sie wieder aufgenommen wird. In diesem Falle wird sie für eben so tugendhaft angesehen als zuvor, und der Mann schenkt ihr wieder die vorige Zärtlichkeit.

Die Statthalter bestrafen den Ehebruch schärfer, denn wenn sie einen bei ihren Weibern ertappen, so tödten sie beide Verbrecher auf der Stelle, und werfen ihre Körper den Thieren zur Speise hin. Dies hilft so viel, daß diese Beleidigung selten gegen sie begangen wird.

Wo die Anklage nicht klar genug ist, da muß der Angeklagte seine Unschuld erhärten. Es gibt fünf Arten dies zu thun; vier werden bei leichten Verbrechen und Geldsachen, die fünfte beim Hochverrathe und Verbrechen, die das Leben verwirken, gebraucht. Die lezte Art von Reinigung wird nur Personen von Ansehen, und noch bloß auf besondern Befehl oder Erlaubniß des Königs gestattet.

Die erste Art ist folgende: Der Angeklagte wird vor den Priester gebracht, der eine Hahnenfeder fett macht, und ihm damit die Zunge durchsticht. Geht sie leicht durch, so ist es ein Zeichen der Unschuld, und die Wunde, die vom Kiele gemacht worden ist, wird bald zuheilen, und keine Schmerzen verursachen. Stokt aber die Feder in der Zunge, so ist es ein übles Zeichen, und er wird für schuldig erkennt.

Die zweite Prüfung geschieht folgendergestalt: Der Priester nimmt einen länglichten Erdklumpen, und stekt sieben oder neun Hahnenfedern hinein, die der Verdächtige eine nach der andern herausziehen muß; geht dies leicht, so ist es Zeichen der Unschuld, wo nicht, so wird er verurtheilt.

Bei der dritten Prüfung wird der Saft gewisser Kräuter dem Angeklagten in die Augen gespieen; thut er ihm keinen Schaden, so wird er losgesprochen, bekömmt er aber rothe und entzündete Augen, so ist er schuldig, und muß die auferlegte Geldstrafe bezahlen.

In der vierten Untersuchung fährt der Priester dem Gefangenen dreimal mit einem glühenden kupfernen Armringe über die Zunge; bleibt die Zunge unversehrt, so ist er unschuldig.

Nyendael sah alle diese Proben, aber alle

Angeklagten wurden für schuldig erklärt, und das nicht ohne Grund; denn es wäre gewiß was ausserordentliches, wenn glühendes Kupfer die Zunge nicht verbrennte.

Die fünfte und lezte Probe wird oft in zwanzig Jahren nicht einmal vorgenommen. Wenn nämlich Jemand wegen eines grossen Verbrechens angeklagt wird, und sich durch einen Eid reinigen will, so muß zuerst des Königs Erlaubniß erhalten werden. Darauf bringt man den Angeklagten an einen Fluß, der die ausserordentliche Eigenschaft haben soll, daß er jeden Unschuldigen sanft hinüberführt, wenn er auch noch so ungeschikt im Schwimmen wäre, im Gegentheil aber die Schuldigen, auch die besten Schwimmer, ersäuft. Denn wenn man die Schuldigen hineinwirft, so wird das Wasser unruhig, wie ein Wirbel, und wird nicht eher ruhig, bis derselbe auf dem Boden ist!

Alle Geldstrafen für Verbrechen werden auf folgende Art vertheilt. Erstlich wird der Beleidigte davon befriedigt, alsdann bekommt der Statthalter seinen Theil, und zulezt die vorerwähnten drei grossen Herren. Der König bekommt und erfährt nichts davon. Sind diese drei Herren mit dem Uebersandten zufrieden, so ist es gut; oft schikken sie aber ihren Theil dem Unterkönige zurük, und melden ihm: die Geldstrafen

seien zu geringe, und er hätte seine Pflicht nicht gehörig gethan, so daß, um sie zu besänftigen, man ihnen noch einmal so viel schikken muß.

So weit gehen für jezt noch unsre Nachrichten von Benin und den Beninern.

II.

Kurze Beschreibung
des Königreichs
Warih oder Awerry.

Das Königreich Warih (Awerri, Ouwerri oder Oveiro) liegt gröstentheils längs dem linken Ufer des Rio dos Forkados, welcher fünf Meilen südostwärts vom Fluße Benin ins Meer fällt; es ist ein hübscher, ziemlich grosser Fluß, dessen Ufer auf beiden Seiten mit Bäumen bewachsen sind; er ist eine kleine Viertelstunde breit, und kann von Schiffen, die sieben bis acht Fuß tief gehen, beschifft werden; eine Meile einwärts von der Mündung liegt das Fischerdorf Poloma.

Die Hauptstadt, von welcher das Land den Namen hat, liegt an eben dem Flusse, etwa sechs Meilen von seiner Mündung. Sie hat ungefähr eine halbe Meile im Umfange, ist an der Landseite mit Waldung und Gebüsche umgeben, und ist die gewöhnliche Residenz des Königs. Die Häuser sind durchgängig sauber und zierlich, und man gibt ihnen gewiß dies Lob, wenn man bedenket, daß sie von Negern erbaut sind; besonders artig sind die Häuser der Vornehmen. Die Wände sind von Thon oder Lehme, roth oder grau gemalt, und die

Dächer von Palmblättern. Des Königs Pallast ist nicht so groß, als der Pallast zu Benin, dem er aber in Gestalt, Bauart und Einrichtung gleicht.

Die Luft ist daselbst wegen der bösartigen Ausdünstungen des Flußes sehr ungesund. Diese Ausdünstungen verbreiten sich über das ganze Land, und verursachen grosse Sterblichkeit unter den Europäern, besonders unter denen, welche die Nebenflüsse besuchen, die in den Forkado fallen, und die dabei unordentlich leben, oder sich vor dem Abendthaue und Mondscheine nicht in Acht nehmen *).

Von allen seefahrenden europäischen Völkern handeln die Portugiesen und Holländer am meisten auf dieser Küste. Ihre Importen sind eben dieselben, wie bei der Handlung nach Benin. Sie führen hier starke muntere Sklaven aus, die viel besser bei Leibe sind, als die guineischen; aber man kann ihrer in einem Jahre nicht über fünf hundert haben. Sie bekommen auch hier einige Jaspissteine, und etwas Akory, **) aber von den lezten nur wenige, kleine und in sehr theuern Preißen.

*) Auch die Spanier scheuen den Mondschein. Die Furcht vor einem nachtheiligen Einflusse desselben möchte in manchen Ländern doch nicht ganz grundlos seyn. Doch hier ist der Ort nicht, dies zu untersuchen.

**) Oder Aigristeine, Agrien, wovon oben.

Die Portugiesen waren die ersten Europäer, die hieher gehandelt haben; sie pflegten ihre Waaren den Einwohnern anzuvertrauen, daß sie mit solchen das Land hinaufreisten und sie verkauften; aber die Holländer haben diese Gewohnheit abgebracht, und die Negern angewöhnt, nur Zug für Zug in den Faktoreien zu handeln, wohin selbst die Weibspersonen kommen, um zu kaufen und zu verkaufen. Sie sind in ihrem Handel höflich und ehrlich, aber verdrüßlich in dem langen Zaudern, eh' ein Preiß festgesezt wird, der nachgehends, wenn er einmal ausgemacht ist, für alle unverändert bleibt.

Das Land ist überhaupt nicht allzu fruchtbar, und der Thau nicht häufig; daher das Gras selten ist, und die Einwohner nur wenig großes Vieh, auch nicht so viel Pferde haben, als die Negern in Benin, und in den nördlicheren und westlicheren Gegenden.

Hünervieh gibt es hier in Menge und zwar größeres, als in irgend einem Theile von Guinea. Die Einwohner haben eine besondere Art, solches zuzurichten; denn wenn sie ein Hünchen braten, so begießen sie es mit dem, was von ihm herunter träuft, darin sie das Gelbe von einem Eie gerührt haben, und dies gibt ihm einen guten Geschmak.

Das Land hat Ueberfluß an Palmbäumen, Limonien, Pomeranzen, und guineischem Pfeffer

oder Malaghetta; es giebt hier auch viel Pisangbäume und Maniokstauden, welche die hiesigen Negern in ihrer Sprache Mandi Hoka nennen, daraus machen sie den Kassava (portugiesisch Farinha de Pao das ist Holzmehl) dessen sie sich gewöhnlich statt des Brodes bedienen.

Männer und Weiber sind wolgestaltet, und die lezten besonders artig. Beide Geschlechter haben drei breite Schnitte im Gesichte, einen auf der Stirne gleich über der Nase, die andern beiden einen auf jeder Seite der Augen unweit des Schlafes. Sie tragen ihr Haar lang und kurz wie es ihnen einfällt.

Sie sind arbeitsamer, als die Beniner und eben so reinlich, als sie. Die Stükke Zeuch, mit welchen sie sich bedekken, sind viel feiner, etwa sieben Ellen lang, die sie um ihren Unterleib und ihre Brust winden, daß die Enden herabhängen. Manche sind von Baumwolle, andere von Rinde, Flachs und Schilfe, der so fein als Seide gesponnen, und in Streifen und dergleichen gewebt wird; der Einwurf hängt an jeder Seite wie eine Franze herunter. Diese Zeuche werden mit Vortheile an der Goldküste verkauft.

Jeder Mann hat hier, wie in andern Theilen von Guinea, so viel Weiber, als er will; aber wenn er stirbt, gehören alle seine Wittwen dem Könige, der mit ihnen, wie zu Benin geschieht, umgeht, und sie zuweilen verschenkt.

Die Religion des Landes ist von der in Benin nur darin verschieden, daß sie ihren Götzen keine Männer und Kinder opfern; vor welchen Menschenopfern die Negern von Awerri einen Abscheu haben, und sagen: Menschenblut zu vergiessen, gehöre für den Teufel. Sie beten auch nicht so eifrig die Götzenbilder an, und das Vergiften ist bei ihnen nicht so gewöhnlich, als in anderen Theilen von Guinea.

Es scheint, als ob diese Negern noch einige Reste von dem Kristenthum hätten das ehmals unter ihnen gepredigt wurde; weil sich in der Stadt Awerri noch im Anfange dieses Jahrhunderts eine Kapelle mit einem Altare, und einem Kruzifixe auf demselben befand, um welches die Bildnisse der Maria und der zwölf Apostel rund herum, und zwei Leuchter vor ihnen standen. Die Einwohner begeben sich von allen Gegenden hieher, und murmeln einige Worte vor dem Kruzifixe, wobei sie Rosenkränze, wie die Portugiesen, in den Händen tragen. Man sagt, verschiedene von ihnen könnten lesen und schreiben, und die Portugiesen von St. Thomas und der Prinzeninsel versorgten sie mit Papier, Dinte und Büchern. Ihre Bekehrung würde daher leichter, als bei andern Völkerschaften auf der Küste, zu bewirken seyn.

Merolla *) erzählt eine hiehergehörige seltsame

*) In der Beschreibung seiner Reise nach Kongo. (A. H. d. R. IV. B. S. 481.)

same Begebenheit. Um das Jahr 1683 langten zwei Kapuziner, Namens Pater Angelo Maria d'Ajaccio, und Pater Bonaventura de Firenza, hier von St. Thomas als Missionarien an, und wurden vom Könige wol aufgenommen, der etwas gesitteter war, als gewöhnlich ist. Denn er war einst bei den Portugiesen erzogen worden, und verstand auch ihre Sprache vollkommen, welche Geschiklichkeit für einen Negerprinzen etwas seltenes ist. Bei ihrer ersten Zusammenkunft sagte der Pater Angelo dem König folgendes: „Wenn Eure Majestät verlangen, daß ich in Ihren Herrschaften bleiben soll, so müssen Sie Ihren Unterthanen befehlen, den heiligen Ehestand nach unserm Gebrauche anzunehmen, und da die ledigen Mannspersonen und Weibsleute, bis zu ihrer Verheurathung, nakt gehen, so bitte ich, daß ihnen befohlen werde, sich zu bedekken." Der König versicherte, was seine Unterthanen beträfe, wollte er besorgt seyn, daß sie sein Verlangen erfüllten; er selbst aber würde sich dazu nie verstehen, wofern er nicht mit einer weißen Frau verheurathet würde, wie einige seiner Vorfahren.

Die Schwierigkeit war, eine Portugiesin zu bekommen, die den König heurathen wollte; denn sie verachten alle die Negern. Gleichwol kehrte Pater Angelo nach St Thomas zurük, um eine Gemahlin für den König auszusuchen; nachdem er von einem armen tugendhaften Mädchen

gehört hatte, das unter der Aufsicht ihres Vetters stand, so wandte er sich eines Tags nach der Messe zum Volke, und beschwur den Vetter öffentlich, im Namen Gottes, einzuwilligen, daß seine Muhme den König von Awerri heurathe, um die Bekehrung der Nazion zu befördern. Solche fromme Bewegungsgründe wirkten bei dem Vetter, und der eifrige Geistliche hatte das Vergnügen, das Frauenzimmer dem Könige zuzuführen, welches von Einigen ihrer Nazion begleitet ward. Er nahm sie sehr liebreich und prächtig auf, und verehlichte sich mit ihr nach kristlicher Art; worauf die Bekehrung des Volks erfolgte. —

Der König von Awerri, der, wie man versichert, dem Könige von Benin zinsbar ist, herrschet unumschränkt; gemeiniglich wählt er sich drei Räthe, denen er sein Reich als so vielen Statthaltern zu regieren übergibt. Derjenige, der im Jahre 1644 regierte, war ein Mulatte von einer Portugiesin, die den König Mingo geheurathet hatte, und hieß Don Antonio Mingo. Er gieng beständig portugiesisch gekleidet, und hatte einen Degen an der Seite.

Es scheint also daß die Herrscher dieses Landes einen besondern Hang zu weissen Weibern haben, und gerne sowol in Farbe als Kleidung den Europäern gleich seyn möchten.

Die Küste von Awerri erstrekt sich von dem Forkado etwa sechs und vierzig Seemeilen südöst-

lich, das Land ist flach, niedrig und waldig. Es wird von verschiedenen Flüssen durchströmt die quer durch ins Meer laufen. Die wichtigsten davon sind der Ramos oder Lamos und der Dodo.

Am Ostende des Königreichs Awerri unter dem 4ten Grade 10 Minuten Norderbreite bildet sich das Vorgebirg Formoso, das seinen Namen wegen seiner schönen Ansicht von den Portugiesen erhalten hat. Es ist eine niedrige mit Bäumen bewachsene Ekke, davon sich eine grosse Spizze in die See erstrekt. Etwa eine halbe Meile westwärts von diesem Vorgebirg ist der kleine Fluß Sangama, an einem kleinen Arme desselben nahe bei seiner Mündung liegt das Dorf gleiches Namens.

Da auf dieser Küste nicht viel zu erhandeln ist, ausser wenigen Sklaven im Fluß Sangama, so lohnt sichs nicht der Mühe, daß ein grosses Schiff sich hier aufhält, und aller Handel zieht sich nach Forkados. Daher ist diese Küste nicht sehr bekannt und man kennt weder den Lauf der Flüsse noch das Innere.

III.

Kurze Beschreibung der Küste Kalabar.

Die Küste Kalabar erstrekt sich vom Vorgebirge Formoso, unter dem 4 Gr. N. Breite und 22 Gr. der Länge, südöstlich bis an den Fluß Alt-Kalabar; sie begreift also an der See hin eine Strekke von ungefähr sechs und dreissig Meilen. Vom Vorgebirge Formoso nach Rio Real oder dem Flusse Neu-Kalabar erstrekt sich die Küste etwa zwei und zwanzig Meilen, wird aber hie und da von verschiedenen Flüssen durchschnitten. Längs derselben ist für alle Arten von Schiffen guter Ankergrund, in fünf, sechs oder sieben Faden; der Boden der See ist sandig. Die Wellen brechen sich am Ufer und die Küste ist von einem Ende zum andern niedrig und flach. Der erste von den sieben Flüssen, die man auf dieser Küste antrift ist der Rio Non, vier Seemeilen östlich vom Vorgebirg Formoso. Der zweite weiter nach Osten ist Rio Oddi der auch Jon Soadi, Melsonsa und Santo Benito heißt. Wenn man südwärts demselben ist, so kann man ihn an zwei grossen Vorgebirgen, eins auf jeder Seite seiner Mündung erkennen. Das Land innerhalb derselben ist flach und niedrig. Es befinden sich auch auf jeder Seite des Flusses

zwei Wälder mit hohen Bäumen nicht weit von einander. Der dritte Fluß ist der Fluß Kilana oder Juan Diaz. Der vierte heißt St. Nikolas oder Lempta. Der fünfte ist der Rio de St. Barbara oder Rio Neas. Der sechste ist der Rio Bartholomeo oder Rio dos tres Irmaos; (der drei Brüder) dieser ist wegen eines steilen Vorgebirgs auf der Küste zwei Seemeilen davon, und der grossen sich brechenden Wellen ostwärts kenntlich. Anderthalb Seemeilen vom Ufer findet man in vier Faden unebenen Grund, das Land erstrekt sich niedrig, südsüdost. Der siebente Fluß heißt Rio Sombreiro, durch welchen kleine Schiffe vermittelst der Querflüsse in den Neu-Kalabar gehen können. Bei allen diesen Flüssen, die man von der See aus sieht, können Schiffe ankern, und versuchen Sklaven und Elfenbein einzuhandeln, der beste ist der Rio Sombreiro. Von hier nach der Spizze Foko, die das westliche Vorgebirg von dem Flusse Neu-Kalabar ist, sind nur zwei Meilen östlich.

Der Neu-Kalabarfluß oder wie ihn die Portugiesen nennen Rio Real ist an seiner Mündung zwei Meilen breit, nämlich von der Spizze Foko bis an die Spizze von Bandi; hier ist er für Schiffe von dreihundert Tonnen schiffbar, er geht das Land nordwestwärts ein grosses Stük hinauf, ist aber wegen des sehr ungleichen Bodens nur für Schaluppen oder Jachten schiffbar. Die Rhe-

de an dieſem Fluße iſt harter, ſandiger Grund von fünf zu acht Faden, auſſerhalb den anſchlagenden Wellen, die durch zwei kleine Inſeln vor der Mündung abgehalten werden. Die eigentliche Durchfahrt iſt an der Spizze von Bandi. Zwei engliſche Meilen vor der Rhede liegt eine hohe Inſel die als ein Merkmal dient, um von der See aus den Fluß daran zu erkennen.

Der Flekken Foko den die Holländer Weindorf nennen, wegen der groſſen Menge Palmweins, den die Gegend liefert, liegt nahe bei der Mündung des Neu-Kalabars, auf deſſen weſtlichem Ufer, der Ort hat einen Fluß gegen Weſten und einen gegen Oſten, beide fallen in den Hauptſtrom. In der Mündung des weſtlichen Fluſſes iſt gut zu ankern, und Schaluppen können in demſelben drei Seemeilen weit hinaufſegeln. Die Bewohner der verſchiedenen Dörfer an dieſem Fluſſe ſind geſittet, und man kann ohne Gefahr Sklaven, Zähne und Lebensmittel bei ihnen einhandeln. Unweit von Foko iſt ein Teich der gutes Waſſer liefert, auch kann man ſich hier mit Holz verſehen. Bananas und Ignames ſind hier wolfeil, leztere werden im Junius und Auguſt gegraben und ſind der hieſigen Negern vornehmſte Nahrung.

Die Europäer beſuchen hauptſächlich im Mai und Junius dieſe Gegend, weil alsdann die kühlen Regen die Luft erfriſchen, und den Negern Gelegenheit geben, das Land hinauf zu handeln, be-

sonders im August und September, da die zwei vorhergehenden Monate wegen des vielen und schrökklichen Blizzens und Donnerns furchtbar sind. Die schlimmste Zeit ist im Oktober, November, Dezember, weil in dieser Jahrszeit die Hizze so heftig und die Nebel so dik sind, daß man von einem Ende des Schiffs nicht bis ans andere sehen kann.

Die Stadt Neu-Kalabar liegt auf einer Insel dicht am vesten Lande, einige Meilen von der Mündung des Hauptstroms, an der Nordseite eines Flüßchens, das in den Rio Real fällt. Sie ist der vornehmste Plaz der holländischen Handlung und enthält über drei hundert Häuser. Sie ist mit Pallisaden bevestigt. Die Häuser sind ohne Ordnung hin und her gebaut. Des Königs Haus, der hier seine Residenz hat, ist sehr hoch und luftig. Auf der Nordseite der Stadt ist ein grosser morastiger Plaz, der bei der Flut überschwemmt wird, so daß das Wasser zwischen den Häusern steht. Weil übrigens das Land um die Stadt herum trokken und unfruchtbar ist, so holen die Einwohner ihre Nahrung meistens aus einer nördlichen Gegend, die von Negern die man Hakbous *) nennt bewohnt wird. Sie sind stark von Körper und sehr

*) Dies möchten wol die Ibos oder Iboer seyn, von welchen Oldendorp (Missionsgeschichte, S. 276.) als von nördlichen Nachbarn und Freunden der Kalabar-Negern spricht. Das Oberhaupt dieser Iboer wird Oba genannt.

kriegerisch, auch streifen sie beständig auf ihre Nachbaren. In ihren Ländern werden wöchentlich zwei Marktage mit Sklaven und Lebensmitteln gehalten, und von den Negern aus Kalabar besucht, die sich hier besonders mit Palmöl und Wein versehen.

Die gewöhnlichen Speisen bestehen hier in Ignames mit Fischen und Palmöle gekocht. Die Einwohner versammeln sich alle Abende bei einem nach dem andern die Reihe herum. Die Bewirthung besteht in zwei oder drei Töpfen Palmwein, deren jeder zwölf oder fünfzehn Gallonen hält. Jede Person, Mann oder Weib, bringt ihren eigenen Stul mit; sie sezzen sich in einen Kreis, und trinken aus einem wolpolirten Ochsenhorn, darein ein Quart oder etwas mehr geht, wobei sie singen und lärmen, bis das Getränke all ist.

Die hiesigen Negern werden von den Negerhändlern als grausam, diebisch und treulos geschildert, so daß sie auch ihre heiligsten Versprechungen nicht halten.

Die Strassen und die Häuser der Stadt Kalabar sind voll Gözzenbilder, die Negern nennen sie Jou Jou, sie sehen sie als ihre Schuzgötter an. Viele sind getroknete Köpfe von Thieren, andere sind aus Lehm gemacht und übermalt.

Ehe der König an Bord eines neuangekommenen Schiffs geht, begibt er sich zu seinem Gözzenhause unter Rührung der Trommeln, wobei alle

seine Begleiter mit entblößten Köpfen gehen. Daselbst wirft er sich vor diesen Figuren nieder, bittet um eine glükliche Reise, und opfert eine Henne. Diese wird lebendig mit einem Fuße an eine lange Stange gebunden, an dem andern Fuße hat sie einen kupfernen Ring, und so läßt man das arme Thier, bis es verhungert.

Wenn ihre Flotte von Kähnen den Fluß hinauf geht, um Sklaven einzuhandeln, oder wenn sie zurük kömmt, verrichtet der König die nämliche Zeremonie.

Sklaven sind der hauptsächlichste Handelsartikel in diesem Lande, es sind entweder im Kriege gefangene, oder sie werden weiter im Lande hinein eingehandelt, und laufen oft durch mehrere Hände; die meisten kommen von der Ostseite des Stroms. Das Elfenbein ist nicht sehr häufig. — Kupferne Stangen und Armringe sind die hauptsächlichsten Einfuhrartikel; die Armringe dienen hier statt gemünzten Gelds.

Die Kähne, deren sie sich zu ihrem Handel auf dem Strome bedienen, sind ziemlich groß, sie werden aus einem einzigen Baume theils ausgebrannt, theils ausgehauen, sie sind bis siebenzig Fuß lang, an beiden Enden spiz und in der Mitte bis sechs Fuß breit. Auf beiden Seiten haben sie Ruderer, zuweilen bis auf zwanzig auf einer Seite. Es gibt dergleichen Kähne, wo achtzig Personen darauf Plaz haben. Von einem Rande zum an-

dern liegen Balken, die ungefähr eine Handbreit über den Rand hinaus gehen, auf diesen sizzen die Ruderer, sie bedienen sich aber nicht eigentlicher Ruder, sondern einer Art Schaufeln, womit sie das Schiff forttreiben.

Am Vordertheil hängen auf jeder Seite zwei grosse Schilde, und einige Päkke hölzerner Wurfspiesse; denn da sie beständig unter einander im Kriege leben, so müssen sie sich beständig vorsehen. Jeder Kahn hat vorne einen Feuerplaz, wo sie auch zu schlafen pflegen.

Nachts ziehen sie Matten über den Kahn, um darunter wie unter einem Zelte gegen das Wetter gesichert zu seyn.

In dieser Gegend gibt es auch viele Affen und Meerkazzen, sie sind aber nicht artig; man kann deren drei oder vier für ein altes Wammes oder einen alten Hut haben.

Zehn Seemeilen das Land hinauf westwärts liegt die Stadt Belli, sie ist groß und steht unter einem Hauptmann, ihre Handlung besteht in einigen Sklaven.

Etwa sechzehn Meilen von Neu-Kalabar fällt in diesen Fluß noch ein kleinerer, der höher aus dem Lande her von Ostnordost kömmt. An seinen Ufern sind verschiedene Flekken.

Das Land Krikke liegt einige Meilen nordnordwestlich von Rio-Real, und südwärts an Moko, welches an der See liegt, wie auch Bal-

li *); eine andere Landschaft mit einem grossen Flekken mit Namen Kulebo, und acht oder zehn kleinern in dem Umkreise von drei Meilen, alle diese stehen unter einem Hauptmann wie die anderen vorerwähnten; die Europäer beehren aber alle diese Hauptleute mit dem Königstitel. Das Geld in Moko ist von Eisen, in Gestalt eines Rochen, flach und breit, wie eine ausgestrekte Hand, mit einem Schwanze von eben dem Metalle, so lang als eine Hand.

Die Spizze von Bandi, als das östliche Vorgebirge an der Mündung des Rio Real ist zur See an einem Walde von hohen Bäumen kenntlich, die alles Gehölze auf dieser Küste an Höhe übertreffen. Die Portugiesen nennen diesen Wald die Laterne.

Die Länge der Küste von dieser Spizze bis an den Fluß Alt-Kalabar beträgt ungefähr fünfzehn Meilen.

Groß-Bandi liegt anderthalb Meilen ostwärts innerhalb der Spizze auf einer morastigen Insel, unweit dem vesten Lande, an einem Flusse gleiches Namens; sie ist derjenigen ähnlich, auf der Neu-Kalabar steht, ist aber etwas grösser. Die Stadt hat etwa dreihundert Häuser, die in Abtheilungen unterschieden sind. Die hiesigen Negern beschäftigen sich mit der Handlung und der Fische-

*) Balli ist vermuthlich einerlei mit dem nachher beschriebenen Boni oder Doni.

rei; sie haben auch Kähne wie die oben beschriebene, auf welchen sie den Fluß, der mit dem Flusse Doni zusammenhängt, das Land hinaufschiffen und gegen europäische Waaren und Fische viel Sklaven, wie auch Elfenbein einhandeln. Viele dieser Negern werden von den Europäern auch als Faktore gebraucht, um auf den Märkten des Innern für sie zu handeln. Die auf diese Art eingehandelten Sklaven kommen weit aus dem innern Afrika. Die Holländer treiben diesen Handel am stärksten, nach ihnen kommen die Engländer und Portugiesen.

Ungefähr sieben Meilen südostwärts von der Spizze Bandi ist der Fluß Laitomba, oder St. Domingo, der auch Boni, Doni oder Andoni genannt wird, und mit dem Flusse Bandi zusammenhängt. Einige Meilen hinauf an der Ostseite an einer kleinen Bai dieses Flusses steht der Flekken oder die Stadt Doni oder Boni, sie liegt in einer niedrigen morastigen Gegend, die von kleinen Flüssen durchschnitten ist, die in den Fluß Doni fallen. Der Ort ist groß und volkreich, und verhandelt an die Europäer Sklaven und Elfenbein.

Die Einwohner haben viel Vieh, Schweine, Ziegen und Kühe, alles dieses Vieh ist aber sehr klein. Der Palmwein ist häufig und das gewöhnliche Getränke.

Nicht weit von dem Hause des Königs oder Hauptmanns ist ein anderes, wo er seine Götzen oder Jou Jou, in einem grossen Behältnisse voll

Hirnschädel von seinen im Kriege getödteten Feinden oder auch von Thieren, nebst einer Menge Menschenknochen, und anderm Zeuge mit Lehm zusammen gebakken, und wie zu Kalabar gemahlt aufbewahrt. Die hiesigen Negern sind so abergläubisch, daß wer sich wagte, etwas davon anzurühren, in Lebensgefahr kommen würde. Ausserdem verehren sie auch Ochsen, und eine grosse Art Eidexen; wer eines dieser beiden Thiere tödtet, wird mit dem Tode bestraft. — Die meisten sind beschnitten, und erzeigen ihren Priestern viel Ehrerbietung. Wenn sie Thiere zum essen schlachten, so werden die Eingeweide den Götzen geweiht, sie legen sie auf kleine Altäre, die an verschiedenen Orten denselben aufgerichtet sind. —

Von dem Flusse St. Domingo nach dem Flusse Alt-Kalabar erstrekt sich die Küste östlich, sie ist ganz eben und mit Waldung bedekt. Zwischen beiden ergießt sich der Rio de Ronde ins Meer.

Auf der Ostseite dieses Flusses gleich an der Mündung liegen zwei Dörfer, das Fischdorf und das Salzdorf, von dem Gewerbe ihrer Bewohner so genannt.

Dieser Fluß hat zwei Einfahrten, die durch eine Insel gebildet werden; er trägt grosse Schiffe. Die Gegend ist voller Dörfer, die von gesitteten und die Handlung liebenden Negern bewohnt werden; aber es geht hier nicht geschwind damit, denn manche Schiffe müssen acht bis zehn Monate auf ihre Ladung warten. In der gehörigen Jahrszeit gibt

es hier Lebensmittel in Menge, als Iguames, Bananas, Mais, u. s. w.

Die Luft ist für Fremde hier äusserst ungesund; man hat Beispiele, daß Schiffe nicht nur fast ihre ganze Mannschaft, sondern auch einen grossen Theil der Skaven verloren haben. Die Holländer können die Luft am wenigsten ertragen, weswegen sie auch selten hieher kommen.

Von den **Kalabar-Negern (Karabari)** berichtet uns **Oldendorp** *) aus der mündlichen Erzählung von fünf westindischen Negersklaven aus dieser Nazion, noch folgendes:

Die **Kalabar-Negern** haben zu Nachbaren die **Iboer**, die **Apurer**, und die **Bibier**, welche leztere Menschenfresser seyn sollen, weswegen sie von ihren Nachbarn sehr gefürchtet werden. **Oldendorp** sah einen **Bibier**, welcher ein starker Kerl war, ein fürchterliches Ansehn, und scharf gefeilte Zähne hatte. **) — Das Land **Kalabar** soll goldreich seyn, doch dienen Muscheln (Kauris) statt des Geldes. Der König führt den Titel **Delemongo**, d. h. grosser Mann. Er hat viele Vasallen, die oft unter sich Krieg führen, bis ihr gemeinschaftlicher Oberherr Frieden gebietet. Die Kriegsgefangenen werden zu Sklaven verkauft.

---

*) Missionsgeschichte, I. S. 285.

**) M. s. im VIII. und IX. Bande d. W.

Von der Sprache der Kalabaren und Iboer gibt uns Oldendorp folgende Proben:

	Kalabariſch.	Iboiſch.
Gott.	Tſchukku.	Tſchukko.
Himmel.	Elukwee.	Tſchakko. Ellu.
Sonne.	Anjam.	Anjau.
Mond.	Omma.	Ongma.
Menſch.	Mad.	Made.
Hand.	Akkaa.	Akka.
Fuß.	Okuh.	Okuh.
Kopf.	Issi.	Iſsi.
Mann.	Mammoku.	Mook.
Weib.	Mangman.	Ma-i.
Rind.	Mantakri.	Unju.
Vater.	Na.	Inna.
Mutter.	Neam.	Ne. Nem.
Zahlen.		
1.	Otuh.	Otuh.
2.	Abolam.	Aboa.
3.	Attoo.	Attoo.
4.	Abanna.	Anoo.
5.	Abiſee.	Iſsee.
6.	Abiſih.	Iſsih.
7.	Abaſsa.	Tſchi aſsaa.
8.	Abaſsatto.	Aſsatto.
9.	Abitollu.	Itellite.
10.	Abili.	Ili.

u. ſ. w.

Zum Beschlusse dieses Paragraphs verdient noch eine Geschichte erzählt zu werden, die sich vor wenig Jahren an dieser Küste zugetragen hat, und ein neuer Beweis von der Unmenschlichkeit der Sklavenhändler ist. *)

Im August 1791 erschienen sechs englische Sklavenhändlersschiffe vor der Negerstadt **Kalabar**, um Negern einzuhandeln. Die Einwohner hatten den Sklavenpreiß erhöht, und die Engländer wollten durchaus von keiner Erhöhung des Preisses wissen, und da die Negern nicht davon abliessen, so beschlossen sie, Gewalt zu brauchen, um die Negern zur Herabsezzung desselben zu zwingen. Ein französisches Handelsschiff lag damals auch auf der Küste von Kalabar, und die sechs englischen Schiffskapitäne thaten dem Befehlshaber desselben den Antrag, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen. Dieser Antrag wurde ausgeschlagen, und die Franzosen kauften die Sklaven lieber in höherm Preisse ein, als daß sie an der Niederträchtigkeit der Engländer Theil nahmen, welche nun allein zum Werke schritten, und drei Stunden lang auf die arme Negerstadt feuerten.

*) Der Menschenfreund Wilberforce erzählte diese Geschichte im April 1792 im Parlament, als er für die Abschaffung des Negerhandels sprach. (Archenholz, Annalen der brittischen Geschichte ꝛc. VIIIter Band, Ister Abschnitt, S. 149.)

ten. Die unglüklichen Einwohner retteten sich durch die Flucht, und lieſſen all ihre Habe im Stich. Dennoch wollte der Negerfürſt nicht nachgeben, weßwegen die Engländer in der Nacht das Feuer erneuerten, und damit fortfuhren, bis endlich der Sklavenpreiß herabgeſezt wurde. Ueber zwanzig Negern waren durch das Feuer der brittiſchen Barbaren umgekommen!

Solche Gräuelthaten werden bei dem Sklavenhandel verübt!

IV.

Kurze Beschreibung des Landes der Ambozer und der Kalbongoer.

Von der Mündung des Alt-Kalabars erstrekt sich die Küste ungefähr zehn Seemeilen gegen Osten bis an den Rio del Rey oder Königsfluß. Die Mündung dieses Stroms ist sieben oder acht Seemeilen weit, sie sieht wie eine tiefe grosse Bai aus, und hat drei Faden unebenen Grund. Die Durchfahrt ist in der Mitte. Etwas in die See hinaus sind zwei Reihen Stangen im Wasser bevestigt, die man die Fischerei nennt, vermuthlich hängen die Negern ihre Nezze daran. Der Fluß, der weit von Norden herkommt, ist ziemlich weit ins Land hinauf breit, und nimmt in jenem Lande verschiedene andere auf. Das Ufer ist auf beiden Seiten niedrig und morastig. Das umliegende Land ist volkreich und voller Dörfer.

Die Luft ist hier dik und neblicht; süsses Wasser hat man keins als solches, das man beim Regen auf den Dörfern sammelt; daher müssen die dahin kommenden Europäer das Wasser mit Korallen bezahlen.

Der Handelsplaz an der Westspizze des Flusses ist ein Flekken an einem kleinen Flusse, der in

den Königsfluß an dessen Mündung fließt, und für Schaluppen schiffbar ist. Die Holländer treiben hier den stärksten Handel, und zwar in Jachten, die sie von El Mina abschikken, mit Waaren, die in hiesiger Gegend gesucht werden, als Eisenstangen, Korallen, Kupferbekken, farbige Glaskügelchen und anderes Glaswerk, kupferne Armringe, die zu Loando in Angola gemacht werden, nebst Kisten zu Limonien und Orangen. Dagegen führen sie jährlich aus vier oder fünf hundert Sklaven, tausend oder zwölfhundert Tonnen schönes Elfenbein, davon zwei oder drei Zähne gemeiniglich einen Zentner wägen, nebst Akoris oder blauen Korallen, Wurfspießen und einer Art von Messern, die hier von den Negern sehr gut gemacht werden, und an der Goldküste gesucht werden. Die Akoris findet man zwischen Rio del Rey und Rio de Kamarones.

An dem Königsflusse wohnen die Kalbongoer. Sie theilen sich in zwei Aeste, wovon jeder sein eigenes Oberhaupt hat; der eine Ast dieser Nazion wohnt höher hinauf am Flusse gegen Norden nach der Landschaft Gabou zu, der andere gegen die Mündung; sie leben mit einander in Feindschaft. Nach Barbot soll sich ihr Land westlich nach dem Kap Formoso zu erstrekken. Dapper sagt: „An der Nordseite des Kamaronenflusses wohnen viele Menschen, die man Kalbongoer (Kalbanger) nennt, diese führen Krieg mit denen, die höher im Lande wohnen, wo der Handel getrie-

ben wird, und stehen unter einem Oberhaupt, das Monneba heißt, den man für den mächtigsten Fürsten in der Gegend hält. Der Residenzort dieses Fürsten liegt auf einer Anhöhe, der von Natur schön bewachsen ist, er wird für den angenehmsten Plaz in der ganzen Bucht gehalten. Das Land bringt in Ueberflusse Ignames, Bananas, Palmwein, u. s. w. Die Häuser sind viereckig. Man findet hier wenig Elfenbein und Akoris, aber viele Sklaven, die wohlfeil sind. *) Die Holländer bringen dahin Buschis, Eisenstäbe, Kupferstäbe, kupferne Töpfe, getriebene Kessel, Lavendel, violette und schwarze Korallen, Kühhörner, Feilen und andre dergleichen Waaren. — Diese Negern sind nervigte Menschen, aber arm, treulos und betrügerisch, grausam und viehisch. Der Vater verkauft seine Kinder, der Mann seine Frau, der Bruder seine Schwestern u. s. w.; sie sind in ihren Häusern und an ihrem Körper unreinlich. Sie gehen ganz nakt, und beschmieren sich den Leib mit einer gewissen rothen Farbe. Die Männer haben ihre Schamtheile in Bast gebunden, oder in einer langen Kalabasche stekken. An den Stirnen haben sie mit glühendem Eisen eingebrannte Figuren oder Punkte. Ihre Haare flechten sie auf verschiedene Arten; manche feilen ihre Zähne so scharf

*) In der A. Hist. d. R. IV. B. S. 492 wird dies von den Kamaronen gesagt. De l'Isle hat einen Ort Moniba, den er etliche Meilen den Fluß hinaufsezt.

als Nadeln. Ihr hauptsächlichstes Gewerbe ist die Fischerei in ihren sehr fischreichen Flüssen.

Die Art, ihre Unschuld zu beweisen, besteht darin; daß sie sich einen Schnitt in den Arm machen, und selbst das Blut aussaugen. Eben das thun auch die Ambozer und die Einwohner von Buteri, welche mit den Kalbongoern stäts Krieg führen.

Zwischen dem Königsflusse und dem Rio Ramarones oder Rehflusse wohnen die Ambozer. Ihr Land ist an den hohen Bergen, die sich nahe am Ufer befinden, kenntlich, daher die Portugiesen es Tierra alta de Ambozi nennen, man schäzt einige dieser Berge so hoch als den Pik auf Teneriffa. Von Rio del Rey geht die Küste südöstlich; fünf Seemeilen darunter ist der Rio Pigueno oder kleine Kamaronenfluß, von da nach dem Vorgebirge Ramarones, als der Nordspizze des grossen Flusses, ist die Küste viel niedriger und waldiger als zwischen dem kleinen Kamaronenflusse und dem Königsflusse.

Der Rio Ramarones, auch von einigen Yamour genannt, geht mit einer weiten Mündung in das Meer, ist aber nur für Brigantinen und Schaluppen schiffbar, und auch diese finden noch Schwierigkeit.

Auf der Südseite der Einfahrt liegt die kleine Bufflersinsel, von der sich südsüdwest eine Reihe sehr steiler Felsen erstrekt.

Der kleine **Kamaronenfluß** ist eigentlich ein Arm des grossen, der sich wieder in drei Arme theilt, wovon der beträchtlichste der **alte Kamarones** heißt; dieser theilt sich wieder in zwei andere, die sich wieder mit dem grossen Flusse vereinigen, dadurch wird ein Theil des Landes der Amboser in drei beträchtliche Inseln getheilt, die, welche am tiefsten in den Flüssen liegt, heißt **Negrei**, in dieser ist die **Westbai**, nächst derselben befindet sich Westnegrei. In diesem Theile des Landes sind die höchsten Berge, die sich nach der Nordspize des grossen Flusses erstrekken.

West und Südwest vom grossen Kamaronenflusse sind drei runde Inseln, zwei oder drei Seemeilen vom vesten Land, die eben so hoch als die gegenüberliegende **Ambozerberge** sind, und auf der See mit dem Land zusammen zu hängen scheinen. Die nördlichste dieser drei Inseln liegt vier Meilen von der Fischerei von **Rio del Rey**, und die südlichste fünf Meilen nordlich von dem Vorgebirge **Kamarones**. Diese hat das größte und mittelste Land. Die mittelste ist die kleinste. Ob diese Inseln gleich in der Ferne wie öde Felsen aussehen, so sind sie doch sehr volkreich und so fruchtbar, besonders am Palmwein und Oel, daß sie ihre Einwohner hinlänglich ernähren. Ueber die Menge der Palmbäume hat man sich desto mehr zu wundern, da auf dem vesten Lande gegen über keine sind. Die See ist um diese Inseln herum auch fischreich. Die Rheede, wo man handelt, ist östlich der südlichsten

Inſel. Die Negern verſtehen ſehr gut portugieſiſch, man hält ſie für die ſchlimmſten in ganz Guinea. Dieſe drei Inſeln machen einen beſondern Staat zuſammen aus; ihre Bewohner machen oft Streifereien auf das veſte Land.

Auf der Nordſeite des Rio Kamarones ziemlich weit hinauf liegen die hohen Lande der Ambozer, welches eine lange Reihe von Gebirgen iſt, die ſich tief ins Land nach Nordnordoſt erſtrekken.

Das Land trägt alle Arten von guineiſchen Pflanzen und Früchten, den Palmbaum ausgenommen; den Mangel des Palmweins zu erſezzen brauchen dieſe Negern ein Getränke aus einer gewiſſen Wurzel, Namens Gajanlas, die in Waſſer gekocht wird, und nicht unangenehm ſchmekt, auch für die Kolik gut iſt. Federvieh und dergl. gibt es hier in Menge.

Die Sprache der Ambozer hat mit der Sprache der Kamaronen viele Aehnlichkeit. Bei beiden Völkern heißt mo eins, ba zwei, memella drei, melei vier, und matan fünf.

Das Land der Ambozer enthält verſchiedene Dörfer weſtwärts von dem Vorgebirge Kamarones, als Serges Bodi und Bodiwa u. ſ. w. wo ein kleiner Handel mit Sklaven und Akoris getrieben wird.

Die Holländer kommen unter allen europäiſchen Nazionen am häufigſten hieher.

Bellin sezt auf die westliche Seite des Kamaronenflusses, da wo der Rio Pigueno von ihm ausfließt, eine Stadt, Namens Medra, die aber von andern unweit dem Niger liegen, und die Hauptstadt der Königreiche Medra und Tebeldera seyn soll. *)

*) A. Hist. d. R. IV. S. 492.

V.

Kurze Nachricht von der Küste der Kamaronen, und dem Lande Biafara.

Auf der Oſtſeite des Kamaronenfluſſes vereinigt ſich mit demſelben nicht weit von ſeiner Mündung einige Meilen von der Spizze Suellaba, auf der Oſtſeite der kleine Fluß Menoka, den die Holländer Tande-Gatt heiſſen; hier iſt der beſte Ankergrund, höher hinauf auf eben der Seite nimmt er einen andern kleinen Fluß auf, den die Holländer Monambaſcha-Gatt heiſſen. An deſſen Ufer liegt eine Stadt gleiches Namens, wohin die Europäer handeln. Dies iſt vielleicht das Monneba, Winnepa oder Mamiba einiger Reiſebeſchreiber. Oberhalb dieſem leztern Orte iſt ein Flekken, Namens Bateba.

Die Kamaronen ſind ſtark, geſund und wolgebildet, mit einer glatten Haut; gewöhnlich haben ſie lange Schenkel; dies iſt aber auch alles, was wir beſtimmt von ihnen wiſſen; denn die Reiſebeſchreiber können nicht einmal genau ihren Wohnort angeben; die wenigen Schriftſteller, die Nachrichten von ihnen geliefert haben, und die Karten, widerſprechen ſich noch in ihren Angaben.

Weiter in das Land hinein um den Kamaronenfluß liegt das Königreich Biafara. Die Hauptstadt gleiches Namens, die überhaupt als die Hauptstadt aller Länder dieser Gegend angesehen wird, liegt am Kamaronenflusse auf dessen Ostseite, sie soll groß seyn. Von den Seelenten wird sie etwa zwölf Meilen von der Mündung des Flusses, von de l'Isle (auf dessen Karte) aber acht Grade davon gesezt.

Mehr wissen wir von diesem ganz unbekannten Lande nicht; doch gehört noch folgende Geschichte hieher, die sich erst vor wenig Jahren auf dieser Küste zugetragen hat. *)

Ein brittisches Sklavenhändlerschiff kam an den Kamaronenfluß, um Sklaven einzuhandeln. Auf diesem Schiffe war auch ein Neger, der mit den Matrosen ans Land gieng, und daselbst von einem Eingebornen für seinen Schuldner erkannt, und als solcher weggeführt wurde. Der dadurch beleidigte Schiffskapitän ließ hierauf alle seine Matrosen nakt ausziehen und schwarz färben; diese schlichen sich dann so umgestaltet in das Haus des Negers, der sein Schuldrecht ausgeübt hatte, und ermordeten ihn, sein Weib, seine Kinder und alle seine Hausgenossen. Es ward darüber Lärm; die Negern verfolgten die Matrosen, verwundeten

*) Wilberforce, der sie im Parlament (nebst der schon oben angeführten) erzählte, sagte damals (1792) diese Geschichte sei erst kürzlich geschehen.

einige derselben, und die übrigen hatten Mühe, sich an Bord zu retten. — Unterdessen wurde der Handel doch nicht unterbrochen; aber die Negern sannen auf Rache. Der Fürst des Landes kam an Bord, und erhandelte sich eine Menge Pulver und Kugeln, um, wie er sagte, seine Nachbarn bekriegen, und viele Sklaven von ihnen erhaschen zu können. Die Britten waren sehr willig, ihn in diesem löblichen Vorhaben zu unterstüzzen, und lieferten ihm das Verlangte. Sobald aber diese Negern die nöthige Munizion hatten, überfielen sie das Schiff, überwältigen die Engländer alle, und schleppten sie an's Land, wo sie Anfangs hingerichtet werden sollten; endlich aber gab man doch ihrem Flehen Gehör, und der elende Befehlshaber mußte sich nebst seiner Equipage mit der ganzen Schiffsladung loskaufen.

So entgieng er noch dem zehnfach verdienten Tode!

VI.

Kurze Beschreibung der Küste zwischen dem Kamaronen- und Gabonflusse, und der Korisko- und Moucheron-Inseln.

Von der Mündung des Kamaronenflusses erstrekt sich die Küste Südost nach Rio de Boroa oder Borra etwa zehn Seemeilen. Nicht weit davon ist die Insel Branka oder Barakomba etwa zwei und eine halbe Seemeile vom vesten Lande, zwischen lezterm und der Insel Fernando Po, die zehn Seemeilen westlich davon liegt. Die Insel Branka hat verschiedene Arten von Früchten und Vögeln, unter denen die Rubalos sich auch befinden, die man in Senegambien findet *). Die hiesigen Weiber sind die unverschämtesten in ganz Guinea, sie treiben öffentlich vor allen Menschen, Unzucht.

Einst kam eine Schaluppe mit acht und zwanzig Negern an Bord eines holländischen Schiffs das hier ankerte. Einer von ihnen hatte eine Trommel, und einen holen Stok wie eine Flöte. Ein anderer dessen Gesicht, Arme und Brust weiß waren, hielt in einer Hand einen grünen Zweig und eine Glok-

*) M. s. im V. B. d. W. S. 196.

ke, in der andern einen kleinen Vogel wie ein Sperling, den er dann und wann auf das Verdek fliegen ließ, und weil er mit den Holländern durch Zeichen redete, ließ er die Glokke oft klingen, um seine Verwunderung über das was er verstand auszudrükken. Als einige Holländer ans Land giengen, sahen sie in einem Dorf eine kleine Hütte drei Fuß hoch, in der sich ein irdener Krug mit einem Nezze bedekt befand, den die Negern sie nicht wollte wegnehmen lassen. Neben dem Kruge stand ein Bild von einem Kinde sehr ungestalt in Holz gehauen, mit Fischgräten rings um das eine Auge, und in dasselbe hineingestekt. Die Holländer hielten dies für ein Götzenbild, und bemerkten, daß die Einwohner beschnitten wären, konnten aber nicht entdekken, daß sie einen Begriff von einer Gottheit hätten, oder eine Art von Gottesdienst verrichteten.

Von Rio de Borroa nach der Mündung des Rio de Rampo sind fünfzehn Seemeilen, in welchem Raume vier Dörfer mit Haven liegen, nämlich Serra Quereira, Angra do Ilheo, Pao de Nao und Porto de Garapo, das lezte soll eine grosse Bai seyn und scheint mit der Bai von Pan Navia der englischen Seeleute einerlei zu seyn. Auf den holländischen Karten findet man diese Orte oder Häven nicht. — Das Land daherum wird auch Walleba genennt.

Von Rio de Rampo nach Rio de St. Be-

nito sind sieben Meilen; die portugiesischen Karten sezzen längs diesem Ufer unter dem Namen Bairos de Pedra verschiedene Klippen. Südwärts derselben ist der Hafen das Puntas, bei den Engländern Bai von Bata, eine tiefe weite Bai mit gutem Ankergrund. Im Lande bemerkt man eine Reihe kleiner Hügel die sich von Rio Rampo fünf oder sechs Seemeilen weit, südwärts erstrekken; an dem nördlichen Theil des Rio St. Benito soll ein hohes Vorgebirg seyn. Vor diesem Flusse ist eine Bank oder Untiefe die sich längs des Kanals auf drei bis vier Seemeilen erstrekt, und von vier zu sechs Faden Wasser hat. Ein anderer Fluß, Namens Gaga fällt von Ostnordost in ihn.

Von Rio de St. Benito bis an die Bai von Angra sind zehn Meilen in einem geraden südwestlichen Laufe, die Küste beugt sich wie ein halber Zirkel einwärts. Die beiden Vorgebirge, oder Spizzen von der Bai von Angra, nach den portugiesischen Karten, sind nördlich die Spizze das Serras und südlich St. Johann. Bei den Engländern ist es aber umgekehrt, diesen folgen wir und sezzen das Vorgebirg St. Johann nordlich und Kap das Serras südlich.

Die Bai hat acht oder neun Quadratmeilen, der Fluß Rio de Angra fällt an dem südöstlichen Winkel in sie, und ein kleiner Fluß am Nordostwinkel, ersterer hat auch den Namen Pavosan.

Mitten in der Bai liegt die Insel Klein-Korisko und in der Mitte der Einfahrt die Insel Gros-Korioko, vier Seemeilen von den Vorgebirgen jeder Seite. Leztere ist über und über mit Holz bedekt, die meisten Bäume sind groß, und einige geben ein rothes Holz, das man zum Färben brauchen kann; die Holländer nennen es Takoel und die Engländer Kamholz (Camwood) es ist hart und schwer und gibt ein besseres Roth als das Brasilienholz. Der Boden beider Inseln ist sehr niedrig.

Die größere Insel wird nur von dreissig oder vierzig Negern bewohnt, die sich an der Nordostspizze aufhalten, und ein besonders Oberhaupt haben. Sie leben sehr armseelig, nur haben sie Ueberfluß an Gurken, die hier zu grosser Vollkommenheit gelangen, auch viele Vögel.

Der holländische General zu El Mina schikte im J. 1679 vierzig Holländer hieher, um eine Pflanzstadt anzulegen, und den Boden zum Feldbau geschikt zu machen, damit es ein Erfrischungsplaz für die Schiffe würde, und sie nicht mehr nöthig hätten sich an den portugiesischen Inseln zu versorgen. Die Ankömmlinge errichteten auch daselbst ein Fort von Erde, worauf sie einige Stükke pflanzten, um sich gegen die Negern vertheidigen zu können, und banten das Land einiger Massen an; aber die ungesunde Luft und die Arbeit machten sie bald kränklich, so daß siebenzehn Mann wegstar-

ben; worauf die übrigen das Fort schleiften und nach Mina zurükkehrten. Seit dem haben die Holländer es nie wieder versucht, sich hier zu sezzen.

Eine gute Strekke von Groß-Korisko hinauf, Ostnordost in der Bai, sind drei kleine Inseln, die Moucheronsinseln heißen, von ihrem Entdekker Balthasar de Moucheron, der im Jahr 1600 auf seiner Reise nach Ostindien hieher getrieben wurde und sein Schiff an diesen kleinen Inseln ließ. Moucheron ließ auf der größten ein Fort bauen, in der Hoffnung von da aus eine vortheilhafte Handlung mit den Negern auf dem vesten Lande zu errichten. Die Negern am Rio Gabon befürchteten aber die Holländer möchten alle Handlung aus ihrem Flusse weg und hieher ziehen, und überfielen einige Monate nachher das Fort, und tödteten alle Holländer und alle die Angranegern die sich des Handels wegen gerade daselbst befanden.

Die Bewohner der Gegend um Rio de Angra, die einen König haben, und ein besseres Volk sind, aber nicht so mächtig, wagten es nicht, sich zu widersezzen. Doch entstand endlich deswegen zwischen beiden Völkern ein langwieriger Krieg.

Diese Bai wird von den Holländern stark und von den Engländern bisweilen besucht. Sie bekommen hier Elfenbein, Wachs und einige Sklaven. Die Schiffe ankern an der Rhede von Groß-Korisko auf der Nordseite und senden ihre Schaluppen und

Boote

Boote wol beſezt und bewehrt den Fluß hinauf. Nach der Auſſage der Negern, kömmt der Fluß Angra weit aus dem Innern des Landes, welches wegen der Größe ſeiner Mündung wahrſcheinlich iſt; ſie liegt genau unter dem 2ten Grade nördlicher Breite.

Von dem Vorgebirge das Serras oder auch Eſtiras, erſtrekt ſich die Küſte etwa fünf Seemeilen ſüdweſtlich, nach der Bai oder Bucht von Eſtiras, die von Norden nach Süden faſt zwo Meilen weit, und beinahe auch ſo lang iſt.

Von der Inſel Groß-Korisko bis an das Vorgebirg St. Klara rechnet man ungefähr ſieben Meilen von Oſten gegen Süden.

Das Vorgebirg St. Klara iſt ein hohes Vorgebirg, und zeigt ſich, wenn man von Norden kömmt, als ein doppeltes ſehr hohes Land. Dies iſt die Nordſpizze vom Rio Gabon.

Faſt der ganze Strich Landes zwiſchen dem Kamaronenfluß und Rio Gabon hat auf den Karten den gemeinen unbeſtimmten Namen Majomba oder Majumbo. *)

*) Er iſt ganz unrichtig. Majomba heißt in der Landesſprache: Fürſt oder Herr von Jomba. Das Ländchen Jomba liegt aber viel weiter gegen Süden.

VII.

Kurze Beschreibung der Küste am Fluße Gabon, und der Pongo-Inseln.

Der Fluß Gabon liegt etwa zehn Meilen südwärts von dem Rio de Angra. Die Breite der äuserſten Mündung des Flußes oder der Bai von Gabon iſt, von dem Vorgebirge Klara bis an das Vorgebirge gegen Süden, das die Engländer den runden Hügel nennen, anderthalb bis zwei Meilen, ſie verengt ſich aber nach und nach, ſo daß ſie bei den Inſeln Pongo nicht über anderthalb Meilen hat. Die Tiefe zwiſchen den Vorgebirgen iſt von ſechs zu acht Faden. Die Ufer des Stroms ſind mit hohen ſchönen Bäumen bewachſen. Die groſſen Schiffe können bis ſechs Seemeilen hinter Pongo hinauf ſeegeln. Dieſe zwei Inſeln liegen zwei oder drei Meilen innerhalb der äuſſerſten Mündung, unter der Sandekſpizze, wo die Schiffe gemeiniglich Waſſer einnehmen weil es da beſſer iſt als am Vorgebirge Lopo Gonſalvo.

Dieſe Inſeln liegen nicht weit vom nördlichen Ufer. Die eine hat anderthalb Meilen im Umkreiſe und eine Anhöhe in der Mitte; dieſe wird von den Engländern Prinzeninſel und von den Holländern

Königsinsel genannt, weil sie des Fürsten Siz ist; sie ist sehr volkreich. Die andre hat von der grossen Menge von Papagaien, die sich daselbst aufhalten, den Namen Papagaieninsel; sie hat verschiedene Arten guineischer Früchte im Ueberfluß, und dient den Bewohnern der Prinzeninsel in Kriegszeiten zum Zufluchtsort weil sie von Natur vest ist.

Seit dem Jahre 1601 haben die Negern einige Stükke grobes Geschüz und Musketen hier, die sie aus einem holländischen Schiffe genommen, nachdem sie das Schiffsvolk ermordet hatten. *)

Der König von **Pongo** wird von den hiesigen Negern **Mani Pongo**, oder Herr von Pongo genennt, welchen Titel sie dem Königlichen vorziehen.

Bosmann der sich siebenzehn Tage in diesem Fluße aufgehalten hat, sagt, eine dieser Inseln hätte ihren Namen vom Könige, die andre vom Prinzen dieses Flußes, welche zwei grosse Herren wären, aber beide Inseln seien im Jahr 1698, wie er sich da befunden, öde und wüste gewesen. Denn diese Herren hätten sie verlassen, und sich an die verschiedenen Arme des Stroms, deren sehr viele sind, begeben.

Verschiedene Schiffe besuchen diesen Fluß, sowol des Handels wegen, als um daselbst ausge-

*) Pommegorge sagt (p. 244.) diese Negern seien Menschenfresser.

bessert und gereinigt zu werden. Die der lezten Ursache wegen herkommen, laden ihre Geschüzze, Anker, Wassergefäße und dergleichen, auf der Prinzeninsel aus, und führen ihr Schiff mit Hülfe der Flut, so weit als möglich ist, ans Land, damit sie es bei der Ebbe rings herum ausbessern können. Grosse Schiffe können Schaden nehmen, wenn sie trokken liegen.

Die Handlung auf diesem Flusse besteht in Elefantenzähnen, Wachse und Honig, und geht manchmal so ziemlich hurtig, besonders wenn einige Zeit lang keine Schiffe da gewesen sind, welches aber selten geschieht; denn die seeländischen Schleichhändler besuchen ihn das ganze Jahr durch, um daselbst zu handeln, und sich zu reinigen. Sie nehmen auch Holz und Wasser hier ein, das man sonst eben so gut am Vorgebirge Lopez bekommen kann.

Bosmann wollte mit den Einwohnern wegen Honig und Wachses handeln, fand sie aber so verdrüßlich, daß er froh war, daß er sie los ward, und einem andern Schiffe von der Gesellschaft, das sich gerade auch da befand, zuschikte. Ihre Aufführung war ihm vielleicht deswegen desto empfindlicher, weil er von Fidah kam, und daselbst mit einem höflichen Volke hundert Mal mehr gethan hatte, als diese ganze Handlung werth ist. Sie trödeln bisweilen über einen Zahn einen ganzen Tag, gehen fünf oder sechsmal weg, und kommen

wieder, fragen und bieten, als wie auf einem Fischmarkte, und kommen zu keinem Schlusse.

So grosse Liebhaber sie vom Branntwein sind, so genießen sie doch am Borde keinen Tropfen, bis sie ein Geschenk bekommen haben, und wenn man zu lange damit verzögert, so haben sie die Unverschämtheit, zu fragen: ob man glaube, daß sie umsonst trinken sollten? So muß man sie noch bezahlen, daß sie den Branntwein austrinken, sonst werden sie keinen Zahn verhandeln.

Nachdem **Bosmann** hier nicht zu handlen beschlossen hatte, kam ein starker Haufen an Bord, denen er etwas Branntwein anbot, und sie auf das holländische Schiff schikken wollte. Sie wollten ohne ein Geschenk nicht trinken, und er hatte keine Lust, ihnen dergleichen zu geben. Sie giengen also aus seiner Kajüte hinaus. Als sie aber erfuhren, daß er nicht handeln wollte, kamen sie höflich zurük, und baten um das, was er ihnen zuvor angeboten hatte. Er antwortete ihnen, jezt hätte er nicht Zeit, und sie giengen also mit trokkenen Lippen davon.

Sie sind sehr fertig, die Ankommenden zu beschenken, aber noch fertiger, andere Geschenke dagegen anzunehmen. Säumet man damit, so fordern sie solche, ja sie nehmen wol die ihrigen zurük, wenn sie nicht mehr dafür bekommen. Kurz, sie sind sehr eigennüzzige und ungesittete Leute.

Aeltere Reisebeschreiber *) sagen, die Einwohnor am Rio Gabon seien ein wildes grausames Volk, und allezeit sowol zur See, als zu Lande mit Krieg beschäftigt. Sie schonen Niemand, und die Fremden am wenigsten. Die Holländer empfanden ihre Grausamkeit im Jahr 1601, da sie sich eines spanischen Schiffs, und zweier holländischen, des Palmbaums und der Möhrin, nach Delft gehörig, bemächtigten, und das Volk umbrachten. Man sagt, die Mannsleute wären sehr diebisch, und die Weiber ungemein unverschämt; sie hielten sichs für eine grosse Ehre, von Fremden Liebkosungen zu erhalten, und ihre Männer, ja der König selbst, böten sie den Europäern frei an. In der Blutschande sind sie nicht gewissenhaft. Die Mutter hält mit dem Sohne, und der Vater mit der Tochter zu.

Bosmann bemerket, ob sich gleich an diesem Fluße nur wenige Einwohner befänden, so wären sie doch in drei Klassen getheilt, deren eine für den König, die andere für den Prinzen gehörte, und die dritte für sich ruhig lebte. Die beiden ersten sind allezeit im Kriege, aber nicht öffentlich; denn er vermuthet, sie seien dazu nicht stark genug. Indessen berauben sie einander bei der Nacht, und kommen mit Beute oder mit Schlägen, wie das Schikfal es fügt, zurük.

*) Z. B. der Ungenannte beim De Bry. (A. H. d. R. IV. B. S. 499.)

Weil sie es nicht besser wissen, so bilden sie sich auf einen holländischen Namen sehr viel ein, und sie melden solchen gleich, sobald sie an Bord kommen, in der Einbildung, die Holländer machten dieserwegen mehr aus ihnen. Es gefällt ihnen auch sehr wol, wenn man sie bei diesem erborgten Namen ruft.

Sie sollen ihre Blöße mit Matten bedekken, die zierlich aus Baumrinden gemacht und roth gemalt sind. Sie puzzen solche mit einer Affenhaut oder andern wilden Thierhäuten aus, und tragen ein Stükchen in der Mitte. Sie gehen alle mit unbedektem Haupte, und haben ihr Haar auf eine seltsame Art verschnitten oder aufgebunden. Einige tragen kleine Müzzen aus Zweigen, oder von der Rinde des Kaloa gemacht. Andere haben Federbüsche mit Eisendrate oder Bleche bevestigt. Sie färben sich den Leib mit Wasser roth, in welchem ein gewisses Holz ausgekocht worden ist. Einige tragen Ringe in ihren Ohren, Nasen und Lippen, Andere stekken Stükken Elfenbein eben da hinein. Noch Andere machen ein Loch in die Unterlippe, wodurch sie ihre Zunge stekken. Mancher ihre Ohrenringe wägen beinahe ein Pfund. Sie stekken auch Stäbchen in die Ohren. Die meisten tragen einen Gürtel von Büffelshaut mit den Haaren daran, dessen Enden aber bis auf eine Hand breit von einander bleiben, und mit einem Strikle vorne zusammen gebunden sind. Hierein stekken sie vorne ihre breiten und kurzen Messer.

Die Weiber tragen viele und sehr schwere Armbänder von Kupfer und Zinn. Rund um den Unterleib haben sie Matten von Schilfe. Sie leben wie die Wilden. Sie schlafen auf dem Erdboden. Manche legen ein Küssen oder Strohmatten unter sich. Der Weiber Verrichtung ist, Wasser zu tragen, und die Früchte und Wurzeln zu sammeln und zuzurichten. Die Haut ist bei Männern und Weibern in so mancherlei Figuren zerschnitten, daß es seltsam anzusehen ist.

Bosman meldet nichts besonders von ihrer Kleidung. Er sagt nur, ihre Kleidung sei wie der andern Negern ihre, aber sehr armselig, und sie handelten den Bootsleuten ihre abgelegten Kleider ab, in denen sie sich für sehr gepuzt hielten. Besonders haben sie gern Hüte und Perükken, die sie aber auf eine seltsame Art tragen. Sonst trieben die Bootsleute hier einen starken Handel mit Perükken, für die sie Wachs, Honig, Papagaien, Affen, kurz alles, was sie wollten, bekamen. Aber in den lezten Jahren sind so viele Perükkenhändler hier gewesen, daß der Bootsknecht schwört, sein Handel sei zu Grunde gerichtet, und bringe ihm nichts mehr ein, ob auch gleich die Waare nichts kostet.

Sie sind meist große starke wolgestaltete Leute. Ihren Leib beschmieren sie mit Elefanten- und Büffelsfette, und einer Art von rother Farbe, davon sie, besonders die Weibsleute, so abscheulich stin-

ken, daß man sie auf eine grosse Weite riecht. Aber der Bootskrecht ist bei Weibsleuten kein Kostverächter, und kann für ein Messer oder so eine Kleinigkeit hier eine Liebste haben.

Ihre Waffen sind Assagaien und Pfeile. Sie haben auch ein besonders Gewehr, fast wie unsere Speere, nur daß die Spizzen weiter hervorragen. Sie führen beständig einen Dolch in den Händen, und haben welche mit drei Schneiden, die sehr gefährlich sind. Ihre Trommeln gehen am unteren Ende spizzig zu. Ihre Speere sind wol gemacht, denn sie haben gute Schmiede. Wenn sie ins Feld ziehen, so tragen ihnen die Weiber die Waffen.

Ihre vornehmsten Speisen sind Iguames, Patáten und Bananas. Diese lezteren brauchen sie getroknet statt des Brods. Sie haben auch einige andere Wurzeln, und Zukkerrohr. Ebenfalls troknen sie Fische und Fleisch zum Aufbehalten in der Sonne. Bei dem Essen liegen sie auf der Erde, und haben hölzerne Teller (denn nur ihr Mani, oder Statthalter hat zinnerne) wobei sie sich sehr unreinlich und ungebührlich betragen.

Ueber der Mahlzeit trinken sie nicht; nachgehends aber gießen sie in sich hinein, bis sie voll sind. Ihr Getränke ist entweder Palmwein, oder Melasso, welches ein Gemenge von Honig und Wasser, wie unser Meth ist. Nach Bosmans Berichte scheint es ein angebornes Laster aller Negern zu seyn, daß sie unmäßig Branntwein trin-

ken; diese aber übertreffen ihre Brüder, und saufen alles aus, was sie bekommen können. Sie verkaufen einen mittelmäßigen Elefantenzahn für eine Menge Branntwein, den sie gewiß austrinken, ehe sie aus einander, und manchmal ehe sie aus dem Schiffe gehen.

Wenn sie halb trunken sind, und einer einen Trunk mehr als der andere bekommt, so fangen sie an sich zu balgen, ohne Achtung auf König, Prinzen, oder Priester, die alsdann, damit sie nicht müßige Zuschauer sind, sich wakker mit Fäusten darein legen. Die Helden sind in ihrem Kampfe so hizzig, daß Wämse, Hüte, Perükken, und was sie haben, über Bord fliegen.

Das beste ist, daß diese Branntweinsäufer nicht gar zu zärtlich sind. Man kann ihnen das Getränke mit der Hälfte Wasser verdünnen, und ein wenig spanische Seife, davon oben ein Schaum entsteht, dienet ihnen statt einer Probe der Güte. Dies schmekte ihnen einmal so gut, daß sie einen Vorrath davon eingelegt haben wollten.

Sie sind die elendesten und armseligsten Leute, die Bosman je gesehen hatte. Er vermuthet, die meisten lebten vornemlich von der Jagd und Fischerei; denn er sah während der Zeit seines Aufenthalts daselbst keine Merkmale des Akkerbaues, noch Korn oder Hirsen.

Ihre Häuser sind aus Gesträuche und Rohr

künstlich gebaut, mit Bananasblättern gedekt, und viel zierlicher, als auf der Küste von Guinea. *)

Des Königs Pallast, Golipatta genannt, ist grösser, als die andern Gebäude, und seine Kleidung von des Volks ihrer unterschieden. Sie besteht meist in Schnüren aus Knochen und Muscheln, die roth gefärbt, und wie an einem Rosenkranze angereihet sind. Er hat solche um seinen Hals, Arme und Füsse. Im Gesichte ist er weiß gemalt. Seine Unterthanen sind sehr gehorsam. Vor dem Thore seines Pallastes ist eine metallene Kanone aufgepflanzt, mit einigem andern Geschüzze, das er den Franzosen abgekauft hat. Die Negern sind grosse Liebhaber davon.

Nach eben demselben Berichte ist die Sprache am Rio Gabon sowol, als die Religion, mit der am Vorgebirge Lopez Gonsalvo einerlei, und leichter, als auf der Goldküste zu lernen, weil diese Negern langsam sprechen.

Ihre Religion hat nichts Ausgezeichnetes. Sie sind Fetischendiener. Sie verehren Sonne und Mond. Einige beten Bäume, andere die Erde an, weil diese ihnen ihren Unterhalt hervorbringt, aus welcher Ursache sie nicht auf die Erde ausspeien. Bosman sagt bloß, sie seien sehr abergläubisch, und hätten eine grosse Menge Götzen; aber er hat

*) Nach dem Ungenannten bei De Bry, am angeführten Orte.

sich daselbst nicht lange genug aufgehalten, um zu erfahren, worin ihr Glaube eigentlich bestände.

Aus der geringen Ehrerbietung, die sie einander erzeigten, folgerte er auch, daß jeder Freimann für sich lebte, ohne sich um den König oder Prinzen etwas zu bekümmern, die den leeren Titel ohne einigen Schatten einer Macht haben.

Im Jahre 1600 waren drei mächtige Könige an diesem Flusse. Einer von ihnen hatte seinen Siz zu Rajombo an der Nordseite, der andere in Gabon an der Südseite, und der dritte und stärkste auf der Insel Pongo. Dieser lezte war mit dem Könige von Gabon beständig im Kriege, und mit dem von Rajombo verbunden. Im Gegentheile sind die Leute von Rio Gabon mit den Negern von dem Vorgebirge Lopo Gonsalvo Freunde.

Morgens versammeln sie sich, ihrem Rhaveponso oder Statthalter aufzuwarten; und wenn sie vor denselben gelassen werden, so fallen sie auf die Knie, schlagen die Hände zusammen, und schreien Fino, Fino, Fino; welches in ihrer Sprache guten Morgen heißt.

Zu Bosmans Zeiten war, wie schon bemerkt worden, nur ein Mani oder König am Flusse Gabon. Seine Majestät trieben, wie ein ehrlicher Mann, statt ihren Unterthanen das Blut auszusaugen, das Schmiedehandwerk, um ihr Brod damit zu erwerben. Sie vernachlässigten andere Ne-

beneinkünfte nicht dabei, z. B. ihre Weiber den Europäern zu leihen; aber bei dem allem waren sie, wie die übrigen Leute, sehr arm und dürftig.

Die Regenzeit ist hier vom April bis zum August, während welcher Zeit die Hizze ausserordentlich und das Wetter trübe und wolkicht ist, wobei der beständige Regen von der Erde, sobald er gefallen ist, eingesogen wird, ohne einige Merkmale der Nässe zu hinterlassen. Die Flüsse schwellen von diesem Regen auf, und sind zu der Zeit voller Fische. Tag und Nacht ist bei ihnen gleich lang. Ihr Sommer oder eigentlich die trokne Jahrszeit fängt mit unserm Herbste an, und ist kühler als der Winter oder die Regenzeit.

Das Land um diesen Fluß hat eine unglaubliche Menge wilder Thiere, besonders Elefanten, Büffel und Eber.

An der vorerwähnten Sandspizze gieng Bosman mit dem Hauptmanne und neun oder zehn Bootsknechten ans Land, und verfolgte einen Elefanten eine Stunde lang, der mehr als eine Meile weit dem Schiffe gleich gegangen war. Er verlor ihn aber endlich im Walde, und zu seinem Glükke, denn er wußte damals noch nicht, was für Gefahr dabei wäre, dieses Thier mit wenigen, und nur mit Musketen bewaffneten Leuten anzugreifen.

Bei ihrer Zurükkunft von dieser Jagd trafen sie fünf Elefanten beisammen an, von denen sie

angesehen wurden, als ob sie derselben Zorn nicht werth wären, und daher ungestört vorbeigehen konnten. Sie erwiederten diese Höflichkeit mit Abnehmung ihrer Hüte.

An einem jeden von den drei folgenden Morgen gieng Bosman auf die Jagd, besonders nach wilden Schweinen, die ihnen die meiste Lust machten. Den zweiten Tag trafen sie auf einen Haufen, der stärker als dreihundert war, und fiengen die Jagd hizzig an. Aber jene waren ihnen alle zu schnell, eines ausgenommen, das sie von seiner Gesellschaft abschnitten, und in ein Gesträuche trieben; daselbst bemeisterten sie sich seiner bald. Als sie aber mitten in dem Gebüsche ein völliges Elefantengerippe fanden, verliessen sie die eine Beute, um sich der andern zu bemächtigen. Die Zähne wurden herausgenommen, und wogen siebenzig Pfund.

Am dritten Tage fanden sie, statt der Eber, über hundert Büffel. Sie kamen einem Haufen von achtzehn oder zwanzigen nahe, und verschossen ein halb Duzzend Kugeln, ohne daß sie dieselben, wie es schien, beschädigten; denn sie standen alle stille, sahen aber zornig aus, als wenn sie den Schimpf rächen wollten.

Diese Büffel waren roth, mit gerade hinterwärts gestrekten Hörnern, ohngefähr von der Grösse eines Ochsen. Im Laufen schienen sie hinten lahm zu seyn, welches sie aber nicht an der Geschwindigkeit

hinderte. Die Negern sagten ihnen, wenn die Thiere geschossen, und nicht tödtlich verwundet wären, so eilten sie auf die Leute zu, und tödteten solche. Bosman glaubte dieses; denn einige Jahre vor seinem Hierseyn jagten einige Holländer hier, und einer schoß auf einen Büffel, der sich alsobald auf ihn zumachte, und ihn augenbliklich würde getödtet haben, wenn nicht sein Kamerad ihm zu Hülfe gekommen wäre. Indessen feuerte dieser, verfehlte aber den Büffel, und verwundete den angefallenen Mann tödtlich; worauf ihm das Thier das noch übrige Leben austrat.

Die Negern sind hiebei behutsamer. Wenn sie erst bemerkt haben, wo sich die Büffel aufhalten, so kriechen sie bei Abend auf einen hohen Baum, und schiessen von da herab auf sie. Geht es gut, so schleppen sie solche sobald weg, als es ohne Gefahr geschehen kann; fehlen sie aber, so sind sie doch ausser Gefahr, und tödten solchergestalt verschiedene.

Das Büffelfleisch ist hier sehr gut, und fett genug, weil es um die Sandspizze herum gute Wiesen gibt.

Das Land scheint nicht fruchtbar, oder zu Korne und Wurzeln tauglich zu seyn, so weit Bosman es gesehen hat; nämlich von der Mündung des Flusses, bis zur Prinzeninsel. Aber Baumfrüchte gibt es in grosser Menge, und der Fluß

ist mit allen Arten guter Fische reichlich versehen.

Es gibt auch häufig Krokodille und Seepferde in dem Flusse. Unweit der Mündung in der See sieht man verschiedene kleine Wallfische von der Art, welche die Franzosen Souffleurs, die Holländer Nordkapers, und die Engländer Grampussen heissen; gemeiniglich sind sie etwa vierzig Fuß lang. Die Küste, bis an das Vorgebirge Lopez, ist voller Sauger oder Remoras.

Die Fischerei dieser Negern ist sehr lustig. Sie fahren längs der Flußseite in einem Kahne, und wenn sie einen Fisch sehen, so schiessen sie ihren Wurfspieß nach ihm, in welcher Uebung sie so geschikt sind, daß sie ihr Ziel selten verfehlen.

Genauere Nachrichten von diesem Land und Volke fehlen uns noch. Die hier mitgetheilten älteren Berichte scheinen nicht ganz zuverlässig, wenigstens nicht ohne Vorurtheile niedergeschrieben zu seyn.

VIII.

Kurze Beschreibung des Landes am Kap Lopo Gonsalvo.

Das Vorgebirg Lopo Gonsalvo liegt ungefähr dreizehn Meilen südwestlich von der Mündung des Flusses Gabon; es ist eine lange schmale Halbinsel, die sich verschiedene Meilen weit in das Meer erstrekt; sie ist wie das anliegende Land, niedrig, eben, feucht und über und über mit Wald bedekt. Seinen Namen hat dies Kap von seinem ersten Entdekker, einem Portugiesen; etwas weiter südwärts fängt die Küste von Niederguinea an.

Zwischen dem Flusse Gabon und diesem Vorgebirge ungefähr in der Mitte läuft der Fluß Nazareth ins Meer; auf beiden Seiten desselben an der Seeküste hin befinden sich die weissen Dünen, Fanais. Auf der Nordseite sind die Fanais piquenas, oder kleineren weissen Dünen, und auf der Südseite die grossen oder Fanais grandes, nahe bei der Mündung des Flusses Nazareth.

Der Fluß Olibato stürzt sich auf der nördlichen Seite des Vorgebirgs Lopo Gonsalvo ins Meer; nördlich erstrekt sich das Land auch vorwärts in das Meer, und bildet mit dem Vorgebirge selbst die Bai Nazareth oder von Olibato.

Diese Bai enthält verschiedene Inseln und Bänke. Die Pirinsinsel liegt fast in der Mitte. Ostwärts vom Vorgebirge liegt eine viel kleinere Insel, und Südost von der Pirinsinsel liegt eine andere kleine Insel, gleich dem Olibatoflusse gegen über.

Das Vorgebirge hat eine gute Rheede oder Haven. Die Lebensmittel kann man in Menge und wolfeil haben.

Unweit des Vorgebirgs stehen mehrere Häuser oder Hütten, die von einigen Negern, wenn Schiffe hier sind, bewohnt werden; welches aber fast beständig der Fall ist, weil stäts eine grosse Menge europäischer Schiffe hier einlauft, entweder um Lebensmittel einzunehmen, oder um zu kielen. Besonders thun das die Holländer. Die eigentlichen Wohnplätze sind etwas weiter im Lande hinein am Flusse Olibato. Gegen der Mündung dieses Flusses liegt die Stadt **Olibato**; sie soll der Siz eines königlichen Prinzen seyn oder gewesen seyn, vor dessen Pallaste stehen einige eiserne Kanonen auf Lafeten, die sie den Franzosen abgekauft haben, aber selten gebraucht werden.

Die Residenzstadt des Königs dieser Gegend liegt von da drei oder vier Meilen weiter am Flusse hinauf, sie besteht aus etwa drei hundert Häusern, die aus Gesträuche, welches mit Palmlaube untermengt und bedekt ist, gemacht, und eben so gebaut sind, wie die Häuser zu **Gabon**.

Ueberhaupt stimmen die Sitten beider Länder mit einander überein; doch sind die hiesigen Einwohner gesitteter, als die am Flusse Gabon.

Das Land ist voll wilder Thiere, als Elefanten, Büffel, Schlangen, Affen, Meerkazzen u. dergl. auch gibt es hier graue Papagaien.

Der Fluß hat ausser vielen Flußpferden und Krokodillen eine ausserordentliche Menge Fische. Austern gibt es hier auch viele, die an den Aesten der Manglebäume rund um die Bai hängen.

Alle ankommende Schiffe brennen vier Kanonen los, um ihre Ankunft kund zu thun; auf dieses Zeichen begeben sich sogleich die Leute von Ollbato und andern Orten aus dem Innern an das Vorgebirg, um ihren Vorrath zu verkaufen, als Wasser, Brennholz und Lebensmittel. Die Lebensmittel, die man hier bekommt, sind Büffel, Schweine, Vögel, Bananas, Pataten, Ignames, Fische, langer Pfeffer und Burzelkraut. Die Negern haben beständig einen Vorrath von Holz, in zwei Fuß lange Scheiter gehauen, von dem sie eine Bootsladung voll für eine Eisenstange, oder wenn es am theuersten ist, einen Faden für diesen Preiß geben. Das süsse Wasser wird aus einem grossen sumpfigen Teiche unweit des Vorgebirgs geschöpft, und hält sich gut zur See. Für das Ankern und die Freiheit Holz und Wasser einzunehmen, zahlt jedes Schiff etwas geringes, nicht über ein halb Duzzend Mes-

ser, und ein oder zwei Flaschen Kornbranntwein, mehr aus Höflichkeit, als aus Zwange.

Die Europäer holen von hier Elfenbein, Wachs und Honig, woran hier ein Ueberfluß ist, und dann auch Färbeholz, das dem Könige gehört; das beste wächst in feuchtem, sumpfigem Boden. Dieses ist hart, schwer und gibt das beste Roth; das aus den hohen Gegenden ist leichter und blässer. Die beste Art hält man in England für eben so gut als das Färbeholz vom Scherbro. — Die Europäer führen hier ein: Messer, Eisenstangen, Glaskorallen, alte Hemden, Branntwein, Rum, Aexte, Buschis, Annabassen, Kupferstangen, metallene Bekken, Feuerschlösser, Pulver, Kugeln und Geschüz.

Die Einwohner an dieser Küste reden so wie die am Flusse Gabon großentheils nebst ihrer Mutterspracbe gebrochen portugiesisch.

So weit gehen unsre Nachrichten von diesen wenig bekannten Ländern, und hiemit schliessen wir den Abschnitt von Oberguinea.

Vierter Abſchnitt.

Reiſen nach Niederguinea.

Einleitung.

Wir kommen nun in der bestimmten Ordnung dieses Werks nach **Niederguinea**, und die Geschichte der merkwürdigsten Reisen dahin, verbunden mit der Beschreibung dieses Küstenstrichs und seiner Bewohner macht den vierten Abschnitt unsrer ersten Abtheilung aus.

Unter der Benennung von **Niederguinea** verstehen wir denjenigen Küstenstrich auf der Westseite der Südhälfte von Afrika, welchen die Seefahrer gewöhnlich (nach dem Hauptlande) die **Küste Rongo** nennen, und welcher die Küstenländer **Loango**, **Kakongo**, **Ngojo**, **Rongo**, **Angola** und **Benguela**, nebst einigen kleineren Ländern in sich faßt.

Dieser Küstenstrich ist in mancher Rüksicht sehr merkwürdig. Zwar hat er in Betracht der natürlichen Beschaffenheit und der Bewohner vieles mit den schon beschriebenen Theilen von Afrika gemein; er besizt aber auch manche Eigenheit, die ihn für uns interessant und wichtig macht. Seine neuere Geschichte verdient Aufmerksamkeit, und als ein Land, in welchem **Europäer** so viele Macht und Ansehen haben, fordert dieser Theil von Afrika auch eine sorgfältigere Betrachtung.

Da die Portugiesen sich frühe schon in diesen Gegenden vestsezten, und Glaubensboten aus allen katholischen Völkern, von der Entdekkung an bis jezt, in diesen Ländern ihr Bekehrungswerk trieben, und noch treiben, so ist leicht zu ('iessen, daß es uns auch an Nachrichten von denselben nicht fehlen könne.

Es fehlt uns nicht daran — was Zahl und Grösse betrifft — wir haben Reiseberichte, Geschichtserzählungen, Länderbeschreibungen, einzelne Nachrichten, groß und klein, in ziemlicher Anzahl. — Aber was den innern Gehalt betrifft, da fehlt uns freilich noch Vieles! — Kein Naturforscher, kein Geograph, kein Philosoph, kein aufmerksamer, mit den nöthigen Kenntnissen ausgerüsteter Beobachter hat noch dies Land bereist, und wir kennen es nur aus den Berichten von handelsüchtigen Seefahrern, unwissenden Soldaten, und unphilosophischen Missionaren, die für uns jezt immer noch Führer und Gewährsmänner in der Länder- und Menschenkunde dieses Theils von Afrika seyn müssen.

Wir wollen sie hier zusammenreihen und prüfen; dann das Resultat ihrer geographischen Nachrichten mit Einem Blikke überschauen, hierauf ihre Reiseberichte in zwekmässigen Auszügen aufstellen, und endlich eine ausführliche Beschreibung der Länder und Völker aus ihren Erzählungen zusammensezzen. So erheischt es unser Plan!

Allgemeine Länder - und Völkerkunde
von
Niederguinea.

Litteratur.

a) Quellenverzeichniſſe.

Auſſer den ſchon im dritten Bande dieſes Werks (S. 5.) angeführten Repertorien, nämlich *Meuſelii* Bibl. hiſtor. deſſelben berühmten Litterator's Litteratur der Statiſtik, und Stuk's Verzeichniß — müſſen hier noch beſonders genannt werden:

1) Verſuch einer Litteratur deutſcher Reiſebeſchreibungen, ſowol Originale als Ueberſezzungen ꝛc. Mit beigefügten Notizen, ꝛc. gr. 8. Prag. 1793. (398 Seiten).

Nach der alfabetiſchen Ordnung der Länder liefert der Sammler dieſer ſehr unkritiſchen Kompilazion die Titel von Reiſe - und Länderbeſchreibungen, die er kronologiſch geordnet hat, ſo weit er das Jahr der Reiſe aus dem Titel erſehen konnte. Der Gedanke einer ſolchen Litteratur iſt gut, aber dieſe Ausführung iſt höchſtmittelmäßig. Der Verf. verräth ſo groſſe Unwiſſenheit in der geograph. Bücherkenntniß und in der Geographie ſelbſt, daß man erſtaunen muß, wie er den Muth haben konnte, ſich einer ſo ſchweren Arbeit zu unterziehen, welcher ſeine

Kräfte so gar wenig gewachsen waren. Daher die Unvollständigkeit und Unordnung des Werks; daher die zahllosen Fehler in der Zusammenreihung u. s. w. Sogar erdichtete Länder findet man hier. Aus all diesem läßt sich leicht auf den geringen Werth der eingestreuten kritischen Anmerkungen, so wie des ganzen Werks überhaupt schliessen. Es ist Schade darum! (M. s. die Rezension in der A. L. Z. 1793. Nro. 306, S. 227.)

2) *Ersch's* (M. J. S.) Repertorium über die allgemeinen deutschen Journale und andre periodische Sammlungen, für Erdbeschreibung, Geschichte und die damit verwandten Wissenschaften. gr. 8. Lemgo, 1790 — 92. III Bde.

Der ganze zweite Band dieses sehr brauchbaren, mühsam und sorgfältig ausgearbeiteten Werks ist der Geographie und Statistik geweiht, und enthält nach der alfabetischen Ordnung der Länder und Oerter das Verzeichniß der dahin gehörigen Aufsäzze in den bekanntesten Journalen.

3) Der Anhang des deutschen Herausgeber's (Hofr. Meiners) von Proyart's Geschichte von Loango ꝛc. zu diesem Werke (S. 223 bis 352) enthält, ausser der Beurtheilung jenes Werks, eine schäzbare kritische Notiz der Schriftsteller über Loango und die Schaggaer.

b) Reisen nach Niederguinea, von welchen

Tagebücher bis auf unsere Zeiten gekommen sind. (In kronologischer Ordnung.)

1) Reise des Portugiesen Eduard Lopez, im J. 1578.

Relazione del Reame di Congo e delle circonvicine contrade, tratta dagli Scritti di *Odoardo Lopez* per *Filippo Pigafetta*. Con diffegni e figure varie. 4. Roma, 1591. — 4. Venezia, 1728.

Uebersezzungen: (1) Deutsche:

Regnum Congo, hoc est Warhafte vnd Eigentliche Beschreibung deß Königreichs Congo in Afrika, vnd deren angrenzenden Länder, darinnen der Inwohner Glaub, Leben, Sitten vnd Kleydung wol vnd außführlich vermeldet vnd angezeigt wirdt. Erstlich durch Eduart Lopez, welcher in dieser Nauigation alles Persönlich erfahren, in Portugalesischer Spraach gestellt, Jetzo aber in vnser Teutsche Spraach transferiret und vbersetzt, durch Augustinum Cassiodorum. Auch mit schönen und Kunstreichen Figuren gezieret, vnd an Tag geben, durch Hans Dietherich vnd Hans Israel von Bry, Gebrüder vnd Bürger zu Franckfurt. Gedruckt zu Frauckfort am Mayn ꝛc. im Jahr MDXCVII. —

Ohne Vorrede und Register 74 Seiten in klein Folio, wobei hinten noch 14 Blätter Kupfer mit Er-

klärungen beigefügt sind. Diese Uebersezzung steht auch im ersten Bande des Orientalischen Indien derselben Gebrüder de Bry. (Fol. Frankf. 1601 u. ff.)

(2) Englische — 4. London, 1597.

(3) Lateinische, von Augustinus Cassiodorus Reinius (der deutsche Uebersezzer) — Fol. Francof. 1598. — Steht auch in dem ersten Bande von India Orientalis der Gebrüder de Bry.

(4) Holländische — 4. Amsterdam, 1658.

Auszüge: Im 3ten Theil der Sammlung von *Purchas*, auch im IVten Bande der allgemeinen Historie der Reisen, Seite 513—518.

(Weitere Nachricht von dieser Reise findet man unten in der Einleitung dazu.)

2) Reise und Abentheuer des Andreas Battel — im J. 1589. u. ff.

Das englische Original steht in *Samuel Purchas* — Pilgrimes, containing a history of the World in Sea-Voyages & Land-travels &c. Fol. London, 1625, 26. V. Voll.

Ein Auszug — im IVten Bande der allgemeinen Historie der Reisen, S. 519—531.

(M. s. weiter unten das Tagebuch selbst.)

3) Reise des Samuel Bruno, oder Samuel Braun — im Jahre 1611.

Dieser Bruno oder Braun war ein Wundarzt von Basel, und soll in angezeigtem Jahre eine Reise nach Afrika gemacht haben, deren Beschreibung Astley *) und Dapper **) zitiren. Den neueren Geographen ist sie unbekannt. Dem Titel nach findet sich diese Reisebeschreibung in folgendem Werke:

Lopez (E.) Beschreibung des Königreichs Congo, nebst einem Anhang, inhaltende fünf Schiffahrten Samuel Braun's, nach Afrika und dessen Provinzen — ***)

Mehr ist nicht davon bekannt.

4) Reise des P. J. Anton Cavazzi — im J. 1654, u. ff.

(M. s. unter den Länderbeschreibungen.)

5) Reisen der beiden Kapuziner-Missionare P. Michael Angelo und P. Dionysius von Carli — im J. 1666 und 1667.

Das italienische Original:

Viaggio del *P. Michel Angelo*, de Guat-

*) In seiner Reisesammlung, 4. London, 1746, IV. Vol. — M. s. den Anhang zur deutschen Uebersezzung des Proyart, S. 300, in der Anmerkung. Auch die allg. Hist. d. R. IV. B. S. 652.

**) In seiner Vorrede zur Beschreibung von Afrika. — Von diesem Samuel Braun konnte ich sonst nirgends etwas finden.

***) Dieser Titel ohne Verlagsort, Jahrzahl und Format steht unter Nr. 2181 in Stuck's Nachtrag zu seinem Verzeichnis. Sonst fand ich ihn nirgends.

tini, e del *Dionigi Carli* (de Piacenza) nel Regno di Congo, descritto per lettere, con una fidele narrativa delli paesi. 12. Reggio, 1672. — 12. Bologna, 1678.

Uebersezzungen: (1) französische: — 12. Lyon, 1680. — Auch als Anhang zum Cavazzi. (M. s. unten.)

(2) Deutsche, unter dem Titel: *)

Der nach Venedig überbrachte Mohr, oder Erzählung aller Denkwürdigkeiten, welche dem P. D. Carli in seiner Mission, in allen vier Welttheilen, sonderlich in Ethiopien aufgestossen. Aus dem Italienischen. 4. Augsburg, 1692.

Auszüge: In der englischen Churchillschen Sammlung, und im IVten Bande der allgemeinen Historie der Reisen, Seite 531—572.

6) Reise des P. H. Merolla — im J. 1682.

Das Original:

Relazione del viaggio del *P. G. Merolla* nel regno di Congo, per *Angelo Picardo*. 8. Napoli, 1692.

(Stucks Verzeichniß, 2ter Thl, Nrs. 2828.)

*) Gewiß kann ich es nicht behaupten, daß das unter diesem Titel bei Stuck u. s. w. vorkommende Werk eine Uebersezzung von obigem sei; aber höchst wahrscheinlich ist es doch, da der Name derselbe ist, und da Ethiopien ehmals beinahe ganz Afrika bezeichnete.

Ueberſezzung — engliſche, in der Churchillſchen Reiſeſammlung.

Auszug, in der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen, IVter Bd. S. 572 — 629 — und in der Berliner Sammlung von Reiſebeſchreibungen.

7) Reiſe des P. Anton Zuchelli — im J. 1694.

Das Original:

Relazioni del Viaggio e miſſione de Congo del *P. A. Zuchelli* da Gradiſca, Predicatore Capucino della Provincia di Stiria, e gia Miſſionario apoſtolico in detto regno. 4. Venezia, 1712.

(M. ſ. Baumgarten's Nachricht von einer halliſchen Bibliothek, VI. B. S. 346. ff.)

Deutſche Ueberſezzung:

P. A. Zuchelli's Miſſions- und Reiſebeſchreibung ꝛc. ꝛc. 4. Frankfurt, 1715. — und wieder 4. Frankfurt, 1727.

Auszug: Im erſten Bande von Cuhn's Sammlung von Reiſen nach Afrika. S. 1. u. ff.

8) Reiſe Jakob Barbot's, des Jüngern, und Joh. Caſſeneuve's — im J. 1700.

In der Churchillſchen Reiſeſammlung, im Vten Bande, und in der allgemeinen Hiſtorie der Reiſen im IVten Bande, S. 629—650.

9) Reisen des französischen Missionnars **Belgarde**, und seiner Gefährten und Nachfolger — in den J. 1742, 1766 u. ff.

Die Geschichte dieser Reisen steht in Proyart's Geschichte von Loango ꝛc. 2tem Theil, S. 179. u. ff. der deutschen Uebersezzung.

Anmerk. Von allen diesen Reisebeschreibungen, die jezt ganz unbekannte Braunische ausgenommen, folgt hier die Hauptsumme in kurzen Auszügen, und an der kurzen Vorerinnerung zu jeder derselben wird das Nöthigste über ihre Beschaffenheit, und ihren Werth gesagt.

---

c) Allgemeine Beschreibungen von Niederguinea überhaupt, und einzelnen Ländern dieses Küstenstrichs.

1) (**Linschoten's**) Beschryvinghe van de gantsche Custe von Guinea, Maniconga, Angola, Manomotapa ꝛc. 't Amstelredam, Anno 1605. Fol.

(M. s. im VII. B. d. W. S. 11.) — Die Nachrichten von Niederguinea, welche dieser Verfasser liefert, sind von geringem Werthe.

2) *Jarric* (*Pierre du*) Histoire des choses mémorables avenues tant ès Indes orientales, qu'autres pays dela découverte des Portugais &c. 8. Bordeaux, 1609. II. Vol.

Ins

Ins Lateinische übersezt von M. Martinez — unter dem Titel:

Thesaurus rerum indicarum &c. &c. 8. Colon. 1615. IV. Tomi.

Dapper hat diesen jezt vergessenen Schriftsteller benüzt und zitirt ihn oft. Er scheint es nicht zu verdienen, daß man ihn aus dem Staube der Vergessenheit wieder hervorziehe. Wir haben jezt bessere Hülfsquellen.

3) Dapper's Beschreibung von Niederguinea — in seiner (schon oft erwähnten) Beschreibung von Afrika, deutsche Ausgabe, Seite 506 bis 602.

Dapper schrieb sein bekanntes, noch immer brauchbares Werk zu Anfang der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, und benüzte dazu die beßten damals vorhandenen geographischen Schriften. Zu seiner Beschreibung von Niederguinea, welches er Niederethiopien nennt, gebrauchte er die Schriften von Blomert, *) Samuel Bruno, Pigafetta und Lopez (m. s. oben) Linschoten, Purchas und Jarrick, wie er in der Vorrede sagt. — Diese Beschreibung von Niederguinea ist merkwürdig, und verdient zu Rath gezogen zu werden, doch muß sie mit kritischer Sorgfalt vorher geprüft werden, weil Dapper zwar treu, aber unkritisch kompilirt hat. Da Blomert's und Bruno's (oder Braun's) Schriften nicht bis auf unsre Zeiten gekommen sind, so gibt ihre Benuzzung der Dapperschen Arbeit desto mehr Werth. — In

*) Von welchem oben, Seite 7.

Rükſicht auf Loango wird dieſelbe von dem Herausgeber des deutſchen Proyart, (S. 312) ſehr richtig beurtheilt.

4) Deſcrizione de tre regni, cioè Congo, Matamba ed Angola, ſituati nell Etiopia inferiore occidentale, e delle Miſſioni apoſtoliche eſſercitatevi da' Religioſi Capuccini, per il *P. G. A. Cavazzi*, e nel preſente ſtilo ridotta dal *P. F. Alamandini*, Predicatore dello ſteſſo ordine. Fol. Bologna, 1687. — 4. Milano, 1690. mit Kupfern.

Eine ſchlechte alte deutſche Ueberſezzung dieſes Werks erſchien im J. 1694 zu München, in 4, mit elenden Kupfern.

Weit vorzüglicher iſt die franzöſiſche Ueberſezzung, oder eigentlich Umarbeitung, von dem bekannten P. Labat; ihr Titel iſt:

Relation hiſtorique de l'Ethiopie occidentale: contenant la Deſcription des Royaumes de Congo, Angolle & Matamba, traduite de l'Italien du *P. Cavazzi*, & augmentée de pluſieurs Relations portugaiſes des meilleurs auteurs, avec des notes, des Cartes géographiques, & un grand nombre de figures en taille-douce. Par le R. P. *J. B. Labat*, de l'ordre des Freres prêcheurs. à Paris, 1732, V. Voll. in 12.

Der italienische Kapuziner, P. Johann Anton Cavazzi, von welchem dieses historisch-geographische Werk herrührt, reiste mit mehreren Gefährten am 9ten Februar 1654 aus Italien ab, und kam in demselben Jahre als Missionnar in Kongo an. Er blieb zwölf ganze Jahre in diesen Gegenden, die er in dieser Zeit größtentheils alle mit vieler Beschwerlichkeit und Gefahr durchreiste. Im J. 1668 kam er wieder nach Rom zurük, theils um seine durch so grosse Mühseligkeiten zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen, theils um wichtige Geschäfte zu besorgen, die ihm aufgetragen waren. Er stattete sowol dem Pabst als der Propaganda Bericht ab von Niederguinea, und dem Zustande des Kristenthums daselbst. Man war so sehr damit zufrieden, daß Cavazzi den Auftrag erhielt, seine Nachrichten zu Papier zu bringen. Er that es; aber er hatte in dem Umgange mit Negern, die so barbarische Sprachen redeten, und durch den öftern Gebrauch der portugiesischen Sprache seine Muttersprache so weit verlernt, daß man das Werk einem andern Kapuziner, dem P. Alamandini, übergeben mußte, um ihm eine gute Schreibart zu geben. So entstand das oben angezeigte Original. P. Cavazzi gieng im J. 1670 wieder nach Niederguinea, und starb im J. 1692. *) — Was nun den Werth dieses Werks betrifft, so sind die Meinungen der Gelehrten sehr verschieden. Labat

*) Um diese Zeit scheint auch Labat seine Relation &c. bearbeitet zu haben; denn er wußte (in seiner Vorrede) noch nichts von Cavazzi's Tode, und erwartete damals noch Berichte von dessen zweiter Reise.

rühmt (in seiner Vorrede) die Glaubwürdigkeit, die Redlichkeit, die Fähigkeiten und Einsichten, und das Ansehen des P. Cavazzi ganz ausnehmend. Hofr. Meusel (Bibliotheca historica, Vol. III. P. I. p. 183) ertheilt dem Werke des Cavazzi das Lob, daß es das beßte und zuverläßigste über Niederguinea sei, und diesem Lobe stimmen ältere und neuere Geschicht- und Erdforscher bei. Aber de Pauw (Reflexions philosoph. sur les Américains, Tom. I. p. 226) und mit ihm Hofr. Meiners (als Herausgeber der deutschen Uebersezzung von Proyart, Anhang, S. 352) nennt unsern guten Kapuziner einen Erdichter vom ersten Rang! *) — Dies heißt wirklich grausam mit dem armen Mönche umgegangen! — Vorsäzlicher Erdichter ist er gewiß nicht, aber auch nicht der gelehrte, einsichtsvolle, scharfsichtige Mann, für den Labat ihn ausgeben will; sondern ein guter, ehrlicher Kapuziner aus der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, ein Mann voll Eifer für die Religion, ohne tiefe Einsichten, aber auch voll Vorurtheile, leichtgläubig und unfähig scharf zu prüfen, mit dem Wunder- und Hexenglaube ausgerüstet, der überall ungewöhnliche Dinge sieht: auch mag ihn sein tiefgewurzelter Widerwille gegen die nichtgetauften Negern zu mancher Ungerechtigkeit gegen sie verleitet haben, ohne daß er es wußte. Aus diesem Gesichtspunkte beurtheilt, wird Cavazzi gewiß nicht als Lügner erscheinen, und man wird, wie schon Meusel (am angef.

*) Dennoch nennt Hofr. Meiners in dem räsonnirenden Quellenverzeichniß seiner Geschichte der Menschheit (1786) Cavazzi's Werk das beßte über Kongo.

Orte) trefflich angemerkt hat, ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, wenn er schon grundlose Wunderdinge erzählt und sich manche Uebertreibung zu Schulden kommen läßt, dennoch in allen andern Dingen, besonders da, wo weder sein Religionseifer, noch seine Vorurtheile mit ins Spiel kommen, gewiß allen Glauben verdient. Auch ist es schwer zu entscheiden, ob gerade Alles von dem, was man dem Cavazzi aufbürdet, von ihm oder von Labat, seinem Umarbeiter, gesündigt worden ist, da dieser in seiner Vorrede den Hexenglauben gar mächtig in Schuz nimmt. Cavazzi wird gewöhnlich nach Labat's Ausgabe angeführt. Nun aber hat Labat, wie er in der Vorrede (p. 8. 9.) sagt, mehrere spanische und portugiesische Schriften aus der Bibliothek eines Ritters Couvey exzerpirt, und den Cavazzi daraus ergänzt und vermehrt, ohne diese seine Hülfsquellen bestimmter anzugeben, ja ohne sogar es anzuzeigen, wo er dem Cavazzi fremdes Gut unterschob; sondern er hat Alles zusammen in Ein Ganzes gebracht. Diese höchst-unkritische Verfahrungsart sezt uns jezt, da das italienische Original und die alte deutsche Uebersezzung selten geworden sind, in die Verlegenheit, nicht immer genau unterscheiden zu können, was dem Cavazzi gehört oder nicht, um so mehr, da Labat auch eigne Räsonnemens, Urtheile u. s. w. einmischt. Dennoch hat dies Werk durch Labat sehr an Werth gewonnen, und bleibt wirklich noch jezt das beßte über Niederguinea. *) — Eine kurze Anzeige seines Innhalts gehört hieher:

*) Womit auch Meusel (l. c.) übereinstimmt. — Ich zi-

Iſter Band. 1ſtes Buch. Allgemeine Beſchreibung von Niederguinea (ohne Loango). Naturgeſchichte. (Sehr dürftig!) Karakter und Sitten der Einwohner.

IIter Band. 2tes Buch. Kriegsweſen, Juſtiz, Kleidung ꝛc. der Negern. (Auch von den Schaggaern, p. 88.) Verfaſſung und Geſchichte von Kongo und Angola.

IIIter Band. 3tes Buch. Geſchichte der Miſſion der Kapuziner in Niederguinea.

IVter Band. 4tes Buch. Fortſezzung.

Vter Band. 5tes Buch. Beſchluß dieſer Geſchichte — in welche die inländiſchen Reiſen des P. Cavazzi und ſeiner Amtsbrüder, und ſehr ſchäzbare Nachrichten von den einzelnen Ländern verwebt ſind.

Zugaben (von Labat)

1) P. Michael Angelo's und P. D. Carli's Reiſe nach Kongo.

2) Tagebuch einer Reiſe von Liſſabon nach der Linieninſel St. Thomas, von einem portugieſiſchen Steuermann. —

Jeder Band hat auch ein alfabetiſches Sach- und Wortregiſter, aber nur der 5te hat ein Innhalts-Verzeichniß.

5) „Eine Beſchreibung der Königreiche Loango, Kongo, Angola, Benguela und den angränzenden Ländern; nebſt einer Nachricht von den Einwohnern, und dem, was die Natur daſelbſt hervorbringt" —

---

tire fernerhin Labat's Ausgabe. Mein Exemplar hat aber weder Karten noch Kupfer.

macht das zwölfte Buch der allgemeinen Historie der Reisen aus, und geht in diesem Werke im IVten Band von Seite 651 bis ans Ende, und im Vten von Seite 1 bis 106.

Innhalt der Kapitel:

1. Erdbeschreibung des Königreichs Loango. IVter Bd. S. 651.
2. Beschreibung des Königreichs Kongo. — S. 687.
3. Sitten und Gebräuche der Einwohner von Kongo. — S. 710.
4. Die Regierung von Kongo. Vter B. S. 1.
5. Beschreibung von Dongo oder Angola und Benguela. — S. 12.
6. Sitten der Einwohner von Angola. — S. 30.
7. Religion von Kongo, Angola und Benguela. — S. 43.
8. Naturgeschichte von Kongo, Angola und Benguela. — S. 68.

Diese Beschreibung ist nach der gewöhnlichen Art, wie die andern Länderbeschreibungen in diesem unkritischen Werke ausgearbeitet, d. h. die Erzählung jedes zu Rath gezogenen Schriftstellers ist angeführt, ohne daß das Ganze durch diese ekelhafte Methode an Genauigkeit gewänne, was es am Vortrag und an der Ordnung verliert. Die benutzten Schriftstel-

ler sind alle obengenannten Reisebeschreiber, ausser Zuchelli, und dann noch Dapper. — Cavazzi's Werk ist gar nicht benüzt worden; vermuthlich war es den englischen Herausgebern der A. H. d. R. unbekannt, und die französischen und deutschen Uebersezzer, welchen man überhaupt keine litterarischen und geographischen Kenntnisse vorwerfen darf, dachten nicht daran, diesen Mangel zu ergänzen. Derselbe Fall ist es mit Zuchelli. — Uebrigens ist diese Beschreibung ziemlich gerathen.

6) Histoire de Loango, Kakongo, & autres Royaumes d'Afrique; redigée d'après les Memoires des Préfets apostoliques de la Mission françoise; enrichie d'une Carte utile aux navigateurs. Par M. l'Abbé *Proyart*. 12. Paris, 1776.

Uebersezzungen: (1) Deutsche, von welcher Hofrath Meiners als Herausgeber genannt wird, kl. 8. Leipzig, 1777. (Ohne die Karte des Originals.)

Diese hat Vorzüge vor dem Original, theils weil die zu weitschweifige Missionsgeschichte abgekürzt, theils weil die Uebersezzung durch den Anhang des deutschen Herausgebers bereichert ist, in welchem derselbe das Proyartsche Werk, und die älteren Schriftsteller über Loango prüft, und besonders die Geschichte der Schaggaer untersucht.

— (2) Schwedische: 8. Stokholm, 1780.

Auszüge: In mehreren Journalen, z. B. (1) Hannöversches Magazin, 1781.

(2) Litteratur = und Theaterzeitung, 1778 — abgedrukt in dem Xten Bdchen der Auswahl kleiner Reisebeschreibungen; u. s. w.

(M. s. *Ersch's* Repertorium, II. Th. Art. *Loango.*)

Proyart ist bloß Bearbeiter der ihm von den französischen Missionaren in Loango gelieferten Materialien, welche eigentlich nur dieses Loango und das Königreich Kakongo betreffen, und über diese weniger bekannten Theile von Niederguinea viel Licht verbreiten; aber diesen Missionaren fehlte es eben sowol an richtigem Beobachtungsgeist, physikalischen und philologischen Vorkenntnissen, als ihrem Redakteur an philosophischer Darstellungskraft. — Wir müssen hier die alte Klage über die Missionare wiederholen, die als Länder- und Völkerbeschreiber auftreten! — Dennoch fehlt es dem Proyartschen Werke nicht an Werth, und wenn man die Fehler wegrechnet, die ihm von der Unwissenheit, Leichtglaubigkeit, und dem enthusiastischen Bekehrungseifer der Missionare ankleben, so bleibt immer ein nicht unwichtiger Beitrag zur Länder- und Völkerkunde übrig, dessen Glaubwürdigkeit über allen Zweifel erhaben ist. Tiefdringende Bemerkungen, wie ein Forster, und andre philosophische Reisebeschreiber uns aufstellten, dürfen auch im achtzehnden Jahrhunderte in den Berichten der Glaubensprediger nicht gesucht werden!

(M. s. auch Meiner's treffendes Urtheil in seinem Anhang zum deutschen Proyart.)

d) Einzelne kleinere Aufsäzze und Abhandlungen über Niederguinea und dessen einzelne Theile, oder Beiträge zur nähern Kenntniß derselben

sind uns sehr sparsam zugetheilt worden. *) Doch gehören hieher:

1) Uebersicht der portugiesischen Besizzungen in Afrika — in Schedel's allgemeinem Journal für die Handlung II. B. I. Heft. (1786.)

Ein nach den bekannten Schriftstellern ausgearbeiteter Aufsaz.

2) Schreiben des Negerfürsten **Mambuk** von Kabinde, an Ludwig XVI. vom 9 Jul. 1786. — in Archenholz's Litteratur- und Völkerkunde, 1785. II. S. 97—101.

Dies, sonst nicht merkwürdige, aber seltsame Schreiben enthält die Bitten jenes Negerfürsten um allerlei Geschenke, und um Schuz gegen die Portugiesen. (Es folgt im nächsten Bande dieses Werks abgedrukt.)

e) Werke, in welchen nur im Vorbeigehen, oder bei Gelegenheit einige kurze und we-

*) Ich kenne ihrer nicht mehrere, als ich hier anführe; vielleicht sind aber doch noch einige in Journalen verborgen, die mir nicht bei der Hand sind; doch ist es nicht sehr wahrscheinlich, da diese Gegenden nicht von Erdforschern oder aufmerksamen Reisenden besucht werden.

nig erhebliche Nachrichten von diesen Küsten mitgetheilt werden

gibt es mehrere, z. B.

1) *Vossius* (J.) de Nili & aliorum fluminum origine. 4. Hagæ Com. 1659.

Dies ist derselbe gelehrte Isaak Vossius, von welchem Dapper die Schriften des Blomert geliehen hatte. (M. s. oben S. 7.)

2) Ferner: *Juan de Barros* — *Maffeji* Historia indica — auch Gebauer's Geschichte von Portugal — *Raynal's* Histoire philosophique und sein Epitomator *Poncelin de la Roche-Tilhac*, und Andere mehr.

f) Karten.

Ausser den neuesten Generalkarten von Afrika müssen hier vorzüglich angemerkt werden:

1) Die Spezial-Karten bei Labat's Ausgabe von Cavazzi's Werk —

2) Die Spezialkarten im IVten und Vten Bande der allgemeinen Historie der Reisen.

3) Die Spezialkarte von Loango und Kakongo, beim *Proyart* —

Diese ist freilich für Viele sehr entbehrlich — für Geographen und Seefahrer aber doch sehr nüzlich.

Eine neue, nach den beßten Spezialkarten sorgfältig entworfene kleine Karte von Niederguinea wird zum folgenden Bande dieses Werks geliefert.

Allgemeine Uebersicht von Niederguinea.

§. 1.

Kurze geographische Uebersicht der Länder.

Niederguinea oder die Küste Kongo liegt zwischen dem Kap Lopo Gonsalvo (unter dem ersten Grade S. Br.) und dem Kap Negro (15° 12′ S. B.) und macht einen Küstenstrich von ungefähr achtzig deutschen Meilen aus, der jezt in folgende Länder vertheilt ist:

1. Das Königreich Loango, zu welchem, im weitläuftigern Verstande, folgende Landschaften gehören:

1) Sette, am Vorgebirg St. Katharina, ein kleiner Negerstaat, dessen Fürst von dem Könige von Loango abhängen soll.

2) Jomba (irrig Majomba oder Mayumba genannt; denn Majomba heißt Fürst von Jomba) ein Negerstaat, dessen Fürst oder König auch für abhängig von Loango gehalten wird. Dies Land liegt südlich von vorigem.

3) **Loango**, im engern Verstande, ein ziemlich ansehnliches Negerkönigreich, dessen Gebiet sich längs der Küste hin von dem Dorfe **Makanda** (4° 5′ S. Br.) und in noch beträchtlicherer Weite in das innere Land erstrekt. Es ist in mehrere Provinzen abgetheilt, und hat zur Hauptstadt **Loango** oder **Buali**, bei welcher eine gute Rheede.

4) **Kakongo**, weiter gegen Süden, ein, wie es scheint, von Loango wenig abhängiges Königreich, das durch den Fluß **Bele** von dem folgenden getrennt wird. Die Hauptstadt ist **Kinghele**.

5) **Ngojo** (irrig **Angoi**) zwischen dem Bele und Zaireflusse, ein kleiner Negerstaat, dessen König dem Könige von Loango eine Prinzessinn in dessen Serail als Tribut liefern muß. *) Der Haven **Kabinde** ist hier zu bemerken.

Im Innern, östlich von Loango, liegen (nach **Proyart's** Karte) die unbekannten

*) Nach Proyart. — Hieher gehört ohne Zweifel, was ein Loangoneger dem Oldendorp (M. s. dessen Missionsgeschichte, S. 286) erzählt hat, daß nämlich zwischen dem Maluango (König von Loango) und dem Makongo (soll wol heissen: Ma'ngojo oder König von Ngojo) ein Krieg entstanden sei, weil lezterer sich weigerte, dem erstern ein Mädchen als jährlichen Tribut zu liefern.

Negerstaaten Nteka und Jomba — welches leztere mit obengenanntem gleichnamigen Lande nicht zu verwechseln ist.

2. Das Königreich Kongo — ehmals das Hauptland von Niederguinea — zwischen dem Kongo- oder Zairefluſſe, und dem Fluſſe Dande, begreift die gröſſeren, zum Theil von Vaſallen des Königs regierten Herrſchaften:

1) Pemba, wo
   (1) Pemba, die Königliche Haupt- und Reſidenzſtadt.
   (2) St. Salvador, ehmals Banza- oder Ambas-Kongo, auf einem Berge am Fluſſe Lelunda, nahe am Zaire, iſt portugieſiſch.
2) Sogno (Sonho), Küſtenland unter der Oberherrſchaft der Portugieſen.
3) Bamba, ſüdlich von vorigem.
4) Ovando,
5) Batta,
6) Pango,

   } im Innern des Landes.

7) Sundi, am Zairefluſſe, der Antheil des Kronprinzen,

und einige kleinere Herrſchaften.

3. Das Königreich Ngola, gewöhnlich Angola, ehmals Dongo, am Fluſſe Koanza, ſteht jezt unter der Oberherrſchaft der Portugieſen, deren Gouverneur, nebſt einem Biſchoffe, in der

Hauptstadt **Loanda** oder **St. Paul de Loanda** residirt, welche 18,000 Einwohner, eine schöne Domkirche und einen bevestigten Haven hat. Auch ist hier die portugiesische Vestung **Punto de Palmarinho**, auf dem Vorgebirge gleiches Namens, zu bemerken.

Im Innern liegt die Landschaft **Dongo** im engern Verstande.

4. **Das Königreich Matamba**, im Innern, am Koanza, jezt unter der Herrschaft der Schaggaer; ehmals ein von Kongo abhängiges Königreich.

5. **Das Königreich Benguela oder Banfella**, weiter gegen Süden bis zum Kap Negro. Im nördlichen Theile herrschen die Portugiesen, die hier die Stadt **St. Philipp de Benguela**, mit einer Rheede, haben; der südliche ist in den Händen der Schaggaer. Auch haben die Holländer hier einige Niederlassungen.

Nähere Beschreibungen dieser Länder folgen weiter unten nach den Reisebeschreibungen.

---

§. 2.

Von den Bewohnern dieses Küstenstrichs.

Die Bewohner von Niederguinea sind wahre Negern, *) doch minder dunkelschwarz als die ober-

*) Auch findet man hier Dondos oder Kakerlaken, d. h.

guineiſchen und ſenegambiſchen; auch ſind ſie überhaupt in Lebensart, Sitten, Gebräuchen und Meinungen wenig von dieſen verſchieden.

In Rükſicht der Abſtammung ſind die eigentlichen alten Einwohner von ganz Niederguinea nahe mit einander verwandt; denn ſie ſprechen alle nur wenig unter ſich verſchiedene Dialekte Einer Hauptſprache, welches ohne Zweifel die kongoiſche iſt, ſo wie Kongo auch ehmals das Hauptland war.

Die Kongoer können alſo für das Hauptvolk oder den Hauptſtamm angeſehen werden, von welchem jezt abgeſonderte Zweige ſind:

1) Die Loangoer, die nach ihrem Stammnamen Bramaer heiſſen. Ihre Sprache iſt zwar jezt ziemlich von der kongoiſchen verſchieden, doch erkennt man noch an den Wurzelwörtern daß ſie eine Tochter derſelben iſt. *)

Die Jombaer, Rakongoer und Ngojoer ſprechen die loangoiſche Sprache nur in ſehr wenig verſchiedenen Dialekten.

Zwiſchen Loango und Kongo ſollen die Rambaer wohnen, welche auch einen Dialekt der loangoiſchen Sprache reden, folglich zu derſelben Nazion gehören. **)

---

durch Krankheit ganz blaßweiſſe Negern. (Von welchen noch in der Folge.)

*) Nach Proyart, S. 150.

**) Nach Oldendorp, Miſſionsgeſchichte, S. 288. Entweder

2) Die Ngolaer, oder Angolaer, deren Stammname Ambondoer oder Abondoer ist, *) und deren Sprache nur durch die Aussprache von der kongoischen verschieden ist, ungefähr so wie der venezianische Dialekt von dem kalabrischen. Diese Verschiedenheit der Aussprache macht aber, daß man im Anfange diesen Dialekt für eine besondere Sprache hält. **)

Die Mandongoer, welche im Innern dieses Landes wohnen sollen, ***) sind wol nichts anders als Dongoer, oder Bewohner der Landschaft Dongo zwischen Ngola und Matamba. †) Ihre Sprache ist auch nur ein Dialekt der kongoischen, und möchte wol mit der angolaischen einerlei seyn.

---

weder sind diese Kambaer Kakongoer oder Jombaer, oder Bewohner eines ganz unbedeutenden Ländchens; denn auf allen Karten, und in allen Berichten fehlt dieser Name.

*) Nach Allg. Hist. d. R. V. B. S. 28. Anm.

**) Ebendaselbst, S. 35.

***) Nach Oldendorp, am angef. Orte.

†) Nach aller Wahrscheinlichkeit; denn Mandongo heißt in der Landessprache nichts anders als: Fürst von Dongo, und daher kann durch Misverstand oder Verwechslung leicht Mandongoer für Dongoer gesagt werden; vielleicht ist es bei diesem Volke auch Sitte sich nach dem Fürsten, als dessen Unterthanen zu nennen.

3) Die Matambaer — im Innern — sprechen die Sprache Abbondi, welche ein Dialekt der kongoischen ist, und wie die loangoische das Eigene hat, daß den meisten Wörtern ein N vorgesezt wird, z. B. N'Zingha. *) Der Name Abbondi, den diese Sprache führt, scheint zu zeigen, daß die Matambaer auch Abondoer sind, und daß folglich die Sprache Abbondi auch die der Abondoer in Ngola ist, welche ebenfalls das N den Wörtern vorsezzen.

4) Die Bengueler oder Bankeller sollen auch Abondoer seyn, und werden Endall-Ambondoer genannt; **) folglich gehören sie zu demselben Stamme, wenn sie schon weit ungesitteter und viehischer sind, als ihre nördlichen Nachbarn.

Dies sind die bekannten Zweige der kongoischen Hauptnazion, die wir als die Ureinwohner von Niederguinea ansehen können.

Eingedrungene Fremdlinge, neuere Einwohner und Eroberer einiger Theile, besonders der inneren, dieses Küstenstrichs, sind:

1) Die Portugiesen, welche im Jahre 1484 zuerst dahin kamen, sich nach und nach vestsezten, ihre Religion einzuführen sich bes-

*) Cavazzi, T. IV. p. 29.

**) Allg. Hist. d. R. V. B. S. 28.

tens bemühten, und einen Theil der Küsten in Besiz nahmen, wo sie jezt den meisten Handel treiben, und sich ein gewisse Oberherrschaft über diese Negerstaaten anmaaßen.

2) Die Schaggaer oder Gager, eine grausame, blutdürstige Negernazion, sind erst in dem sechzehnten Jahrhunderte in diese Gegenden vorgedrungen, in welchen sie Fremdlinge sind, und haben sich vorzüglich des südlichen Theils von Benguela, beinahe von ganz Matamba, und der östlichen Gränzen von Kongo und Loango bemächtigt. Sie sind rohe Barbaren, deren viehische Sitten, und gräuliche Unmenschlichkeit von unsern Schriftstellern, besonders von Cavazzi *) mit den schwärzesten Farben geschildert werden. Sie nennen sich selbst Agag oder Agaghi. Denselben Namen geben sich die Gallaer, die auch im sechzehnden Jahrhunderte in der Geschichte zuerst erschienen sind, die in Rohheit, Grausamkeit, und manchen Gebräuchen den Schaggaern ähnlich sind, und daher wol mit ihnen nahe verwandt seyn mögen. **) Die Schaggaer sollen, wie sie selbst sagen,

*) Relation, T. II. p. 88. & suiv.

**) M. s. Bruce's Reisen, II. B. S. 214. u. ff. — Lobo's Reise, I. B. S. 81. u. ff. II. B. S. 85. u. 153. — Auch im IX. gegenw. Werks, S. 101. Anmerkung.

von der Sierraleonaküste hergekommen seyn; *) nach Andern ist das innere Südafrika und namentlich das Land Monoemuschi, ihr Vaterland. **) Beide Angaben möchten wol nicht ganz richtig seyn. Die Schaggaer sind keine Kaffern, (im geographischen Sinn des Worts) wie die Bewohner der Südhälfte und des Innern von Südafrika, sondern wahre Negern; auch haben sie in Sitten, Gebräuchen und Meinungen nichts mit den Kaffern gemein, wol aber vieles mit den Negern der inneren Gegenden von Oberguinea. Eine Ursache ist leicht zu finden, durch welche diese Horde von Barbaren zur Auswanderung veranlaßt, und genöthigt wurde, im Innern von Süd- und Ostafrika Völker zu suchen, die sich von ihr bezwingen liessen.

(In der Folge ein Mehreres von dieser abscheulichen Nazion.)

Ausser den genannten zwei fremden Völkern sollen auch zu Negern gewordene Juden in Loango wohnen; so berichtete wenigstens ein Negersklave aus Loango dem Missionar Oldendorp ***). Aber die Sache ist noch manchem Zweifel unterworfen, und es scheint, als ob die Geographen diese unverbürgte Sage zu voreilig und zu leichtglaubig aufge-

*) Nach Battel, A. H. d. R. V. B. S. 101.

**) Nach Cavazzi, am angef. Orte.

***) In seiner Missionsgeschichte, S. 287.

nommen hätten; *) so wie überhaupt Oldendorps von unwissenden und oft auch lügnerischen Negern eingesammelte geographische Nachrichten, die übrigens doch nicht ohne Werth sind, von unsern Erdbeschreibern höher geschäzt worden sind, als sie verdienen.

Doch, das Nähere bei den Beschreibungen der einzelnen Länder.

§. 3.

Kurze Uebersicht der Geschichte dieser Länder. **)

Die Geschichte von Niederguinea vor der Ankunft der Portugiesen ist dunkel und fabelhaft. Die Ne-

*) Denn wirklich, wie kann man einem unwissenden, unkultivirten Neger in einem solchen Punkte auf sein Wort hin glauben? — Woher kannte dieser Unerfahrne die Juden? — Wie kann er sagen, daß die Leute, von welchen er doch so wenig zu erzählen weiß, wirklich Juden, und nicht z. B. Muhammedaner sind, auf welche das, was er von ihnen berichtet, noch leichter zu deuten ist? — Warum wissen die französischen Missionare, die doch Juden kennen, und so viele Jahre in Loango lebten, gar nichts von solchen schwarzen Juden in diesem Lande? Sie müßten ihnen doch gewiß aufgefallen seyn! — Ein Mehreres hierüber bei der Beschreibung von Loango.

**) Nach Cavazzi und Labat, Relation, T. II. p. 343 & suiv.

gern dieſer Gegenden kennen die Schrift nicht, und pflanzen die Begebenheiten ihrer Vorältern nur durch Sagen fort, die jezt durch die Zuſäzze in den Ueberlieferungen ſo entſtellt ſind, daß es nicht mehr möglich iſt, die Wahrheit von den mit ihr vermiſchten Mähren zu ſcheiden.

Alles, was ſich da herausfinden läßt, iſt dies, daß in alten Zeiten Niederguinea, ſo wie noch viele Theile des Negerlandes, in eine Menge kleiner Herrſchaften und Fürſtenthümer zertheilt war, die endlich von einem unternehmenden Kopfe, Namens Lugheni — ſeine Nachkommen herrſchen noch jezt in Kongo — in Ein Reich vereinigt unter ſeine Herrſchaft gebracht wurden. *)

Durch den Abfall der Statthalter der einzelnen Provinzen, die ſich zu verſchiedenen Zeiten von dem Könige von Kongo unabhängig machten, und ſelbſt den Titel Mani, d. h. König, ſich beilegten; durch die Anmaſſungen der Portugieſen, und durch die Einfälle der barbariſchen Schaggaer wurde das kongoiſche Reich ſo zerſtükkelt und geſchwächt, wie es noch jezt iſt.

Dongo, das hierauf nach ſeinem Beſiznehmer Ngola (Angola) genannt wurde, fiel zuerſt ab, um die Mitte des XVI Jahrhunderts. Derſelbe

*) Etwas ausführlicher wird die Geſchichte von Kongo und den anderen Landſchaften bei der nähern Beſchreibung derſelben abgehandelt.

Ngola eroberte auch Matamba. — Loango empörte sich später.

Die Portugiesen kamen zuerst im Jahre 1484 unter dem Kommando des Don Diego Cam hieher. *) Er entdekte den Zairefluß, wagte sich mit einem kleinen Fahrzeuge in denselben hinein, und wurde von den anwohnenden Negern sehr wol empfangen. Durch Zeichen erfuhr er von ihnen, daß sie Unterthanen eines mächtigen Königs wären, welcher weiter im Innern des Landes wohnte. Diego beschloß hierauf, mit diesem Negermonarchen nähere Bekanntschaft zu machen, und wo möglich einen Freundschaftsbund mit ihm zu schliessen. Einige portugiesische Offiziere erboten sich, diesen Versuch zu wagen, und in das Innere des Landes vorzudringen. Unter der Leitung der Negern fuhren sie in einer Schaluppe den Fluß hinauf.

Diese Portugiesen kamen aber, durch ungünstiges Wetter und die Beschwerlichkeit der Reise länger aufgehalten, als Diego berechnet hatte, so lange nicht zurük, daß dieser Schiffsbefehlshaber ihre Rükkunft nicht mehr abwarten konnte, sondern sie ihrem Schiksale überlassen, und absegeln mußte. Er nahm dagegen vier Negern als Geiseln mit, die sich selbst erboten haben sollen, den Seefahrer zu begleiten.

*) Schon im II. B. d. W. S. 280 u. ff. ist diese Geschichte summarisch erzählt, die ich hier kurz wiederhole, und weiter fortsezze.

Er brachte sie glüklich nach Portugal, wo sie von dem Könige wol aufgenommen, in der portugiesischen Sprache, und der kristlichen Religion unterrichtet, und reichlich beschenkt wurden. Man erfuhr von ihnen alles Nöthige über ihr Vaterland, und sie kehrten als Kristen und mit vielen Geschenken das Jahr darauf dahin zurük.

Derselbe Diego führte sie wieder nach Kongo, wo er seine zurükgelassenen Landsleute in beßtem Wolsein traf; sie waren mit der Behandlung der Negern eben so zufrieden, als die aus Europa wiedergekommenen Negern über das in Portugal Gesehene, Gehörte und Erhaltene entzükt ihren Landsleuten Wunder erzählten.

Don Diego schikte jezt eine neue Gesandtschaft mit Geschenken an den König von Kongo ab, und fuhr einstweilen weiter an der Küste hin, um seine Entdekkungen fortzusezzen.

Nach seiner Rükkunft an der Mündung des Zaireflusses, gieng er selbst nach Hof, um dem Könige auch persönlich seine Aufwartung zu machen. Es wurde ihm mit aller Pracht Audienz gegeben, der König empfieng ihn überaus gütig, und versicherte ihn von seiner Vorliebe für die Nazion und Religion der Portugiesen. Bei seiner Abreise gab ihm der König auch mehrere vornehme junge Negern mit, damit sie in Portugal vollends erzogen und im Kristenthum unterrichtet würden. Auch bat er, der Gesandtschaft, die er mit Geschenken nach

Portugal schikte, bei ihrer Rükkehr Glaubensprediger zuzugeben, die ihn und sein Volk zu Kristen machen könnten.

Don Diego kehrte nun mit diesem Gefolge nach Portugal zurük, wo alle diese Negern sehr wol empfangen wurden. Der König ließ die Jünglinge in allem, was sich für ihren Stand schikte, und besonders auch in der Religion unterrichten. Nach einem dreijährigen Aufenthalte wurden sie, so wie der kongoische Gesandte mit königlichem Pomp zu Beja *) getauft. Der König war selbst der Pathe des Gesandten.

Im Jahre 1490 schikte endlich der König von Portugal den Gesandten und die Jünglinge mit drei Schiffen, unter dem Kommando des Don Ruis de Susa, nach Kongo zurük, wo sie glüklich anlangten. Die daselbst gebliebenen Portugiesen hatten inzwischen für die Verbreitung der kristlichen Religion eifrigst gesorgt; auch ließ sich der Fürst von Sogno, Oheim des Königs, sogleich bei Ankunft der Missionare taufen, welches den König sehr freute, der sich nun ebenfalls unterrichten, und mit seiner Gemahlinn taufen ließ. Sie erhielten in der Taufe die Namen des damaligen Königs und der Königinn von Portugal, nämlich Johann und Eleonore. — Eine Menge Negern, nach Einigen 100,000, folgten alsbald diesem Beispiele nach.

*) In der Provinz Alentejo, in Portugal.

Sogleich nach dieser feierlichen Unterhandlung zogen die Portugiesen mit den Kongoern in den Krieg; denn diese waren damals von den Mikokoern *) hart bedrängt, und hatten auch mit den Benguelern vieles zu thun. **) Die Portugiesen standen nun ihren neuen Glaubensgenossen willig bei, und durch die Ueberlegenheit ihrer Waffen wurden die Mikokoer so gedemüthigt, daß sie einen für Kongo sehr vortheilhaften Frieden eingehen mußten.

Unterdessen ließ auch der älteste Prinz sich taufen, und erhielt den Namen Alfons; sein jüngerer Bruder Panso Aquitima war dem Kristenthum desto abgeneigter, und brachte auch seinen Vater dahin, daß er wieder abfiel. Es kam aber jenem theuer zu stehen. Zwar verbannte der abtrünnige König Johann I seinen ältesten Sohn, und erklärte den andern zum Thronfolger; als er aber im Jahre 1492 starb, und Panso Aquitima sich auf den Thron sezzen wollte, so standen die Portugiesen seinem ältern Bruder, als ihrem Glaubensgenossen, treulich bei, und erkämpften ihm die Krone.

K. Alfons I von Kongo blieb bis an seinen Tod ein eifriger Anhänger und Beförderer des Kristenthums, und ein treuer Freund der Portugiesen. Diese sezten sich nun in diesem Land im-

*) Diese Mikokoer sind mit den Anzikoern, deren König Mikoko oder Makoko genannt wird, einerlei. Sie sind die nordöstlichen Nachbarn der Kongoer.

**) Sollte diese bedrängte Lage nicht auch ein Beweggrund der Religionsveränderung gewesen seyn?

mer veſter, und nahmen ſich immer mehr zum Nachtheil der Negern heraus. Daher geſchah es, daß die Nachfolger des K. Alfons, ob ſie gleich alle auch Kriſten waren, es zu bereuen anfiengen, daß man dieſen Fremdlingen ſo vieles eingeräumt hatte; ſie ſuchten dies nach und nach wieder zurükzunehmen, aber die Portugieſen ſchrieen über Bedrükkungen, und veranlaßten endlich dadurch, daß der König von Portugal im Jahre 1578 eine ſtarke Flotte, mit allem zur Erbauung einer Veſtung Nöthigen verſehen nach Kongo ſchikte, um Maaßregeln zu treffen, daß dieſe Negern fernerhin im Zaume gehalten würden. Die Flotte legte ſich an der Küſte von Angola vor Anker, wo der König von Kongo den Portugieſen eine Strekke Landes eingeräumt hatte. Hier wurde nun an einem ſchiklichen Orte an der Küſte die Stadt und Veſtung St. Paul de Loanda (*Loanda San-Paolo*) angelegt, und in kurzer Zeit erbaut. Ihr erſter Gouverneur war Don Dias de Nevais.

Die Portugieſen hatten nun einen veſten Plaz in dieſem Lande, und konnten den Negern Troz bieten. Sie thaten es jezt auch, verlangten allerlei Schadloshaltungen, und als ihnen dieſe nicht bewilligt wurden, ſo nahmen ſie ſich ſelbſt Genugthuung und plünderten das Land. So kam es bald zu einem Kriege, in welchem die Negern ſo unglüklich waren, daß ſie einen nachtheiligen Frieden eingehen mußten. Durch dieſen Frieden wurde den Portugieſen das ganze Königreich Angola

abgetreten; auch mußte der König den Portugiesen gestatten, sich in seinen Staaten niederzulassen, wo sie wollten; dagegen verpflichteten sich die Portugiesen, ihn gegen alle seine Feinde zu schüzzen. Dieser Friedensschluß besteht noch jezt.

Die Portugiesen legten nun noch mehrere Vestungen in Angola an, um sich dessen Besiz zu versichern. Inzwischen fiengen die Schaggaer, welche schon längst das Königreich Benguela von Kongo abgerissen hatten, mit ihren neuen Nachbarn einen Krieg an, in welchem sie aber die Ueberlegenheit der europäischen Waffen so sehr fühlen lernten, daß ihre Fürsten gezwungen waren, sich als Vasallen den Portugiesen zu unterwerfen, und diesen zu verstatten, daß sie Vestungen in ihrem Lande erbauten.

Nun blieben die Portugiesen im ungestörten Besizze ihrer Eroberungen bis auf's Jahr 1641, in welchem die Holländer ihnen Angola wegnahmen; doch wurde Alles im darauf erfolgten Friede (1648) wieder zurükgegeben.

Im Jahre 1680 wurde ihnen auch von dem Könige von Kongo die Oberherrschaft über die Landschaft Sogno eingeräumt.

Noch jezt sind die Portugiesen im Besizze dieser wichtigen Niederlassungen und Herrschaften, und es ist bloß ihre Schuld, wenn sie nicht den möglichsten Nuzzen daraus ziehen! —

So viel vorläufig zur Uebersicht.

Reisen
nach und in
Niederguinea.

I.
Merkwürdige Reisen
des
Portugiesen Eduard Lopez,
und des
Britten Andreas Battels.

In den Jahren 1578 und 1589, u. ff.

Die älteste Reise nach Niederguinea, von welcher eine Beschreibung bis zu uns gekommen, ist die des Portugiesen Eduard Lopez, der uns auch die erste und ziemlich ausführliche Nachricht von diesen Ländern geliefert hat. Er brachte nämlich, auf Verlangen des Bischoffs Antonio Migliore von St. Marco, als er sich nach seiner Rükkehr aus Kongo in Rom aufhielt, um das Missionswesen für Kongo zu betreiben, seine Bemerkungen darüber zu Papier; diese theilte er dann seinem Freunde, dem Italiener Philipp Pigafetta mit, der sie nebst den von Lopez mündlich erhaltenen Zusäzzen im Jahre 1598 in italienischer Sprache herausgab, aus welcher dies interessante Werk bald in mehrere andre Sprachen übersezt wurde. *) —

Der zweite Reisebeschreiber, von welchem wir noch Reisenachrichten und Bemerkungen über diese

*) Wovon oben in der Einleitung. Ich besizze die alte deutsche Ausgabe von de Bry, und den Auszug im IV Bde der allg. Historie der Reisen.

Länder besizzen, ist der Engländer Andreas Battel, dessen Abentheuer gewiß sehr merkwürdig sind; er lebte nach seiner Rükkunft an seinem Geburtsorte zu Leigh in Esser, wo der brittische Reisesammler Purchas sein naher Nachbar, und dann auch der Herausgeber seines lesenswerthen Tagebuchs war.*)

An der Aufrichtigkeit und Glaubwürdigkeit dieser beiden Berichtgeber ist nicht zu zweifeln; sie geben Beweise genug ihrer absichtlosen Unbefangenheit. Battel's Reisegeschichte ist uns aber darum auch wichtiger, weil dieser Mann bisher der Einzige war, der so tief in das Innere dieser Länder eingedrungen ist, und von dessen Reise wir einen glaubhaften Bericht haben **); auch ist seine Erzählung schon wegen seiner manchfaltigen Schiksale

*) Von diesem besizze ich bloß den Auszug im IV Bde der allg. Historie der Reisen, den ich hier, in modernerm Gewande, und mit Anmerkungen begleitet, meinen Lesern vorlege.

**) Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Portugiesen von Kongo aus diese inneren Länder öfters besucht habe, auch ist die Nachricht von einer Handelsverbindung zwischen der West- und Ostküste von Südafrika gar nicht unglaublich — m. s. im II B. d. W. S. 210. und im I B. S. 118. meiner Ausgabe von P. Lobo's Reisen; auch wird in der Folge noch in d. W. davon gesprochen werden — aber die geheimnißvolle Politik der Portugiesen verbarg sorgfältig alle dahingehörigen Erläuterungen.

sale an sich interessant. — Die Reise des Lopez entbehrt dieser Vorzüge; seine geographischen Nachrichten aber haben von ihrem Werthe noch nicht viel verloren, und der kritische Erdbeschreiber weiß sie noch immer mit gehöriger Vorsicht zu benuzzen.

Von dem erstern — nämlich der Reisegeschichte dieses Lopez folgt deßwegen hier nur ein kurzer Bericht — die übrigen Nachrichten werden zu der Länder- und Völkerbeschreibung dieses Küstenstrichs benuzt — von Battel's interessanterer Erzählung aber folgt ein vollständigerer Auszug. —

I.

Des Portugiesen
Eduard Lopez
Reise nach Kongo.

Im Jahre 1578.

Im Jahre 1578, als in welchem auch König Don Sebastian von Portugal seine unglükliche Unternehmung auf Marokko wagte,*) gieng Eduard Lopez, von Benavente gebürtig, **) in dem Schiffe St. Anton, das seinem Oheim gehörte, unter Segel. Das Schiff war nach dem Haven von Loanda in Kongo bestimmt, war mit dahin dienlichen Waaren beladen, und hatte eine kleine Pinnasse zur Begleitung bei sich. Der königliche Steuermann Franz Martinez, ein sehr geschikter und erfahrner Seemann, führte es. Sie legten zuerst zu Madera an, um Erfrischungen, Wein

*) In welcher Unternehmung der junge König mit einem grossen Theile seines Adels um's Leben kam. Die Folgen, welche dieser traurige Fall für Portugal hatte, sind bekannt. (M. s. Gebauer's Geschichte von Portugal.)

**) Benavente ist ein Landstädtchen oder Villa in der portugiesischen Landschaft Alentejo.

und Konfekt einzunehmen, welches daſelbſt vortrefflich iſt. Von hieraus ſegelten ſie an den kanariſchen vorbei, und liefen zu St. Anton ein, einer von den Inſeln des grünen Vorgebirges, welche ſie nicht eher erblikten, als bis ſie dicht dabei waren. Von hieraus ſteuerten ſie nach St. Jago, der vornehmſten unter dieſen Inſeln und dem Sizze eines Biſchofs, wo ſie friſche Lebensmittel einnahmen. Die Portugieſen beſuchen dieſe Inſeln öfters, und verhandeln gläſerne Korallen und dergleichen Spielwerke an die Einwohner, welche daran groſſes Vergnügen finden. Sie verhandeln ihnen auch holländiſches Tuch, Müzzen, Meſſer und gefärbte Tücher *) Dieſen Inſeln gegen über ſtrekt ſich die Küſte des veſten Landes von Afrika hin.

Von der Inſel St. Jago ſteuerten unſre Portugieſen gegen Braſilien, um den Vortheil des Windes zu gewinnen; indem es nur zwei Wege gibt, um von da den Haven Loanda in Kongo zu erreichen. Der erſte iſt, wenn man an der Küſte von Afrika hinſegelt, der andere iſt, wenn man ſüd- und ſüdoſtwärts, bis in die Breite des Vorgebirges der guten Hoffnung, oder in die Höhe von ſieben bis neun und zwanzig Graden gegen Süden ſteuert, wo man die ordentlichen Jahrswinde oder Monſuns trifft, welche den ganzen Sommer

*) Von dieſen grünen, ſo wie von den kanariſchen Inſeln wird in der Folge in dieſem Werke eine vollſtändige Beſchreibung geliefert.

über wehen. Die Gefährten des Lopez erwählten diesen leztern Weg, und sobald sie in den Strich dieser Winde kamen, lenkten sie um, und fuhren gegen Nordnordwest nach Kongo. In zwölf Tagen erreichten sie die Insel St. Helena, welche sie nach ihrer Vermuthung nicht zu Gesichte bekommen sollten. Von hieraus fuhren sie noch siebenzehn Tage bis nach Loanda, in welchem vortrefflichen Haven sie dann die Anker fallen liessen.

Dies war das erste und lezte Mal, daß man diesen Weg nahm, um nach Loanda zu gelangen. *)

Eduard Lopez war nun in Kongo und blieb eine geraume Zeit daselbst. Unterdessen war König Sebastian in Marokko überwunden worden, und ums Leben gekommen; der alte Kardinal Don Heinrich sein Großohm folgte ihm in der Regierung nach. An diesen schikte der König von Kongo Briefe, und verlangte Priester von ihm. Allein der Tod des Kardinals (er starb im J. 1580) hinderte die Beantwortung. Als sodann Philipp,

*) Weil der andre Weg an der Küste hin, theils bequemer, theils vortheilhafter ist, indem die Küstenfahrer dabei die europäischen Niederlassungen besuchen, und Handel treiben. — Daß aber deswegen jener von Lopez genommene Weg seither nicht mehr befahren worden, dies ist gewiß nur in soweit richtig, als es von den damaligen Fahrten der Portugiesen nach Kongo gilt.

König von Spanien, die Krone von Portugal erhalten hatte, so wurde dies dem Kommandanten auf der Insel St. Thomas kund gethan, und diesem zugleich Briefe an den König von Kongo zu gleichem Zwekke übersandt. Der Kommandant fertigte damit den Sebastian da Rosta, unter dem Titel eines Gesandten, an den König von Kongo ab, welcher ihn wieder mit seiner Antwort an den König Philipp zurük schikte, und sich unter andern erbot, ihm alle seine Bergwerke zu öffnen, von welchen er verschiedene Stufen von Erzen als Proben mitschikte — wogegen er sich nur inständigst eine hinreichende Zahl von Priestern erbat. Da Rosta gieng unter Segel, kam aber mit seiner ganzen Reisegesellschaft an der Küste von Portugal durch Schiffbruch ums Leben. Doch wurde unter andern eine kleine Kiste an das Land geworfen, in welcher man einige seine Reise betreffende Nachrichten fand.

Sobald der König von Kongo dieses Unglük erfuhr, entschloß er sich, einen Herrn von seinem Hofe als Gesandten nach Portugal zu schikken. Da aber wegen dieser Ehre Streitigkeiten unter den Grossen entstanden, die sich darum bewarben, so erwählte der König, um keinem von ihnen Ursache zum Misvergnügen zu geben, unsern Eduard Lopez, welcher damals am Hofe war. Der König übergab ihm weitläuftige schriftliche Verhaltungsbefehle, um zu seinem Vortheile sowol mit seiner katholischen Majestät, als dem Pabste, in

Unterhandlungen zu treten; überdies gab er ihm ein Beglaubigungsschreiben, Pässe, und Empfehlungsschreiben an alle übrigen kristlichen Fürsten.

Der Zwek dieser Gesandtschaft an den König von Spanien war, ihn von dem schlimmen Zustande der Religion in Kongo zu benachrichtigen, in welche sie durch die Kriege gerathen war, und eine hinlängliche Anzahl Priester zu verlangen, um den vor kurzem erst gegründeten Glauben zu bevestigen. Lopez hatte auch Befehl, dem Könige die Proben von Metallen zu zeigen, und den Portugiesen eine völlige Handelsfreiheit anzubieten, welches Vorrecht seinen Vorgängern niemals war zugestanden worden.

Als Lopez auf solche Art abgefertigt war, so begab er sich vom Hofe weg, blieb aber noch acht Monate in dem Lande, weil er einige Angelegenheiten des Königs zu besorgen hatte. Endlich stieg er im Januar (im Sommer dieses Erdstrichs), an Bord eines Fahrzeugs von hundert Tonnen, welches nach Lissabon abgehen sollte. Bei den Inseln des grünen Vorgebirges ward das Schiff, weil es alt war, in dem Vorderkastelle lek, und zog viel Wasser. Da es bei dem sehr heftigen Winde nicht möglich war, weder diese Inseln noch das veste Land von Afrika zu erreichen, viel weniger die Reise fortzusezzen, so entschlossen sie sich, um der Sicherheit willen vor dem Winde her ihren Lauf nach den amerikanischen Inseln zu nehmen.

Endlich kamen sie in der Insel Rubagua *), bei der Insel Margarita, an, nachdem sie öfters in Gefahr gewesen waren, wegen der Stürme, des Lecks, und des einreissenden Mangels an Lebensmitteln umzukommen.

Auf jener Insel besserten sie dann ihr Schiff aus, und versorgten sich mit Lebensmitteln, und fuhren vollends an das veste Land bis nach Rumana in dem Königreiche Neu-Granada, **) wo das Schiff, sobald es in den Haven kam, auf den Grund sank. Doch wurden die Reisenden alle gerettet, ob sie gleich hernach in gefährliche Krankheiten verfielen, die von den Beschwerlichkeiten und Unglüksfällen herrührten, welche sie auf der See ausgestanden hatten.

Lopez wurde unter den übrigen auch krank, und die Flotte, welche alle Jahre von dieser Küste nach Spanien zu segeln pflegt, gieng eher ab, als er seine Gesundheit wieder erlangen konnte, und auf solche Art giengen anderthalb Jahre für seine Gesandschafts-Geschäfte verloren. Unterdessen gerieth der König von Kongo, der so lange keine

*) Sonst auch die Perlen-Insel genannt, weil ehmals eine wichtige Perlenfischerei bei derselben war. Die Insel ist nur klein, und liegt nahe am vesten Lande von Südamerika, und gehört den Spaniern, welche sie aber verlassen haben, seit jene Perlenfischerei eingegangen ist.

**) Auf der Nordküste von Südamerika.

Nachricht von ihm erhalten hatte, auf die Vermuthung, er sei todt, und ernannte einen neuen Gesandten Don Pedro Antonio, welcher die zweite Person in seinem Königreiche war, und gab ihm eben diejenigen Verhaltungsbefehle mit, welche er dem Lopez ertheilt hatte. Gasparo Diaz, ein vornehmer und reicher Portugiese, welcher lange Zeit in Kongo gewohnt hatte, begleitete ihn. Diesem war aufgetragen, dafür zu sorgen, daß es dem Gesandten an nichts fehlte, und er sollte vereint mit demselben dasjenige zu erhalten sich bemühen, was der König so ernstlich verlangte. Sie hatten zugleich Befehl, im Falle sie den Lopez antreffen sollten, sich seines Rathes und Beistandes zu bedienen.

Sie giengen unter Segel. Ihre Reise aber lief auch unglüklich ab; denn das Schiff wurde von den Engländern weggenommen, und nach ihrer Küste aufgebracht, an welcher es strandete. Don Pedro und sein Sohn ertranken. Sein Begleiter Gasparo aber entkam mit wenigen andern, und langte zu eben der Zeit in Spanien an, als unser Lopez nur erst daselbst eingetroffen war, und seine Gesandtschaft übernommen hatte. Gasparo schrieb deswegen an ihn, er sei Willens, sich nach Kongo zurük zu begeben, ohne an den Hof zu gehen, welches er auch that. Ob es deswegen, weil der Kardinal todt war, oder aus einer andern Ursache geschehen, konnte Lopez nicht erfahren.

Als Lopez seine Gesundheit zu Rumana wieder erlangt hatte, segelte er nach St. Domingo. Daselbst fand er ein portugiesisches Fahrzeug, welches mit der Flotte, die von Terra Firma hieher kam, unter Segel gehen wollte. Die Schiffe kamen alle nach Tercera, einer von den azorischen Inseln; von hieraus langten sie zu St. Lucar de Barameda, an der Mündung des Guadalquivirs, und endlich zu Sevilla, an. Von Sevilla reiste er nach Portugal, um seine Freunde zu besuchen, und sich mit allem, was zu seinem Vorhaben an dem Hofe diente, zu versehen. Daselbst ward er von dem Könige gnädig aufgenommen, welchem er den Inhalt seiner aufgetragenen Geschäfte eröffnete. Seine Gesandtschaft aber hatte keinen Erfolg, hauptsächlich wegen zweier Ursachen: Erstens weil der König von Rongo inzwischen starb, und hernach, weil Philipp auf die Eroberung von England so erpicht war, daß er an nichts anders denken konnte. *)

Lopez, der sich diesen schlechten Fortgang nach aller seiner Arbeit zu Gemüthe zog, und über die Ungewißheit der menschlichen Sachen überhaupt und besonders der seinigen nachdachte, entschloß sich, den Degen zu verlassen, und das Kreuz da-

*) Dazu sollte ihm seine sogenannte unüberwindliche Flotte helfen, die aber im J. 1588 von den Engländern geschlagen, und von den Stürmen vollends vernichtet wurde.

für anzunehmen. Deswegen entsagte er zu Madrid der Welt, und legte eine graue grobe Kleidung an. Weil er aber doch die gute Absicht des verstorbenen Königs von Kongo erfüllen wollte, so gieng er nach Rom, um dem Pabste Sixtus dem Fünften, *) den Zwek seiner Reise zu eröffnen.

Dies vollbrachte er auch, und that zugleich das Gelübde, alle die Reichthümer, die er in Kongo besaß, zur Stiftung eines Klosters anzuwenden, in welchem gelehrte Leute und Priester unterhalten werden sollten, welche die Jugend dieses Landes in den freien Künsten und Wissenschaften, in den Sprachen und der römischen Religion unterweisen sollten, um Leute zu erziehen, welche fähig wären, den kristlichen Glauben in ihrer angebornen Sprache fortzupflanzen. Er sezte sich auch vor, ein Hospital zum Unterhalte und zur Verpflegung der armen kranken Kristen zu erbauen, die aus fremden Landen nach Kongo kämen. Die eine Ursache seiner Reise nach Rom war, bei dem Pabste die Erlaubniß und Freiheit zur Anlegung dieser Schule und des Spitals auszuwirken, nebst der Ertheilung der Jubi-

*) Sixtus V bestieg im J. 1585 den päbstlichen Thron, und verließ ihn mit seinem Tode wieder im J. 1590. Aus diesem und dem obigen läßt sich bestimmen, daß Lopez ungefähr um's Jahr 1586 oder 1587 als kongoscher Gesandter in Spanien und Rom war.

läen, Ablasse und anderer Rechte. Seine päbstliche Heiligkeit gab ihm ein guädiges Gehör. Als Sie aber vernahm, daß der König von Spanien sich die Oberherrschaft über das Königreich Kongo zueignete, so überließ Sie die Sache gänzlich Seiner katholichen Majestät. *)

Lopez kehrte bald darauf wieder nach Kongo zurük; wir wissen aber nicht, in wie weit er seine gutgemeinte Absicht erreicht hatte.

*) Bei seiner damaligen Anwesenheit in Rom theilte unser Lopez dem Herausgeber Pigafetta seine Papiere mit.

II.

Andreas Battel's
Reisen und Abentheuer
in Niederguinea.

Vom Jahre 1589 bis 1607.

Andreas Battel gieng im Jahre 1589 mit Abraham Rokken, welcher mit zwei Pinassen, jede zu fünfzig Tonnen, eine Fahrt nach dem Flusse Plata unternahm, aus Limehouse *) von der Themse unter Segel. Die eine hieß der Mai-Morgen, und die andere der Delphin. Sie verließen die Themse am zwanzigsten April, und liefen den sechs und zwanzigsten zu Plymouth ein, wo sie noch einige Lebensmittel einahmen.

Am siebenten Mai stachen sie in die See, wurden aber von neuem durch den widrigen Wind in eben diesen Haven zurükgetrieben, wo sie einige Tage verweilten, und darauf ihre Reise fortsezten.

Nachdem sie an den Küsten von Spanien und der Barbarei vorüber gesegelt waren, kamen sie auf

*) Ein grosses Dorf, nahe bei London, an der Themse; es ist meist von Schiffern und Schiffbauern bewohnt, hat drei Schiffswerften, u. s. w.

der Rheede zu Santa Kruz *) vor Anker, wo der Hauptmann sein auseinandergelegtes Boot, der leichte Reuter genannt, welches er in zweien Stükken mitgebracht hatte, zusammenfügte. Er machte aus diesem Boote sehr viel, und glaubte, daß das Glük seiner Reise darauf beruhte. Darauf nahmen sie ihren Lauf nach der Küste von Guinea hin, wo sie, weil sie sich allzu nahe an das Ufer hielten, von einer Meerstille befallen wurden.

Inzwischen wurde ein grosser Theil der Schiffsequipage krank; endlich aber erreichten sie das Vorgebirge das Palmas, wo sie zur Erquikkung ihrer Leute Erfrischungen einnahmen. Die Einwohner begegneten ihnen sehr freundlich, und versprachen, mit ihnen zu handeln, aber es war ihnen nicht Ernst, und ihre Versprechungen waren Betrug; denn sie hatten Lust, sich des Boots der Engländer zu bemächtigen, und sie selbst zu mishandeln.

Unsre Britten segelten nun von diesem Vorgebirge weiter südwestwärts, aber durch die Ströme und die Meerstillen wurden sie an die Insel St. Thomas herunter getrieben, da sie schon weit in der See zu seyn glaubten. Weil sie an Holz und Wasser Mangel litten, so landeten sie an dem südlichen Ende derselben Inseln, den kleinen Inseln das Rotas gegen über.

*) Auf der kanarischen Insel Teneriffa.

Hier lagen sie sehr ruhig vor Anker, und fuhren mit ihrem leichten Reuter an das Land, und hofften, sich mit Wasser versehen zu können. Sie fanden aber keines. Dagegen bekamen sie aber eine große Menge Pomeranzen und Pisangfrüchte. Sie trafen auch ein Dorf von Negern an, indem die Portugiesen von St. Thomas ihre Sklaven, wenn sie siech oder schwach sind, auf die Rotas-Inseln zur Beförderung ihrer Genesung zu schikken pflegen. Ob sie gleich kein süßes Wasser haben, so sind doch diese Inselchen sehr fruchtbar, und tragen häufigen Palmwein.

Nachdem sich unsre Britten daselbst erholt hatten, so stekten sie das Dorf in Brand *), und segelten längs der Ostseite von St. Thomas, und kamen vor die Stadt. Sie durften sich aber, wegen der Kanonen des Kastells, die auf sie Feuer gaben, nicht nahe hinzu wagen.

Von hieraus steuerten sie gegen Ost gen Süden, nach dem vesten Lande von Afrika, und bekamen nach vier und zwanzig Stunden das Vorgebirge Lopo Gonsalvo zu Gesichte. Als sie noch drei Meilen von diesem Vorgebirge entfernt waren,

*) Etwa aus Dankbarkeit? — Battel gibt gar keinen Grund dieses barbarischen Verfahrens an. Freilich war England damals mit Spanien im Kriege, aber dieser erstrekte sich doch wol nicht auf die kranken Negern von St. Thomas? —

wandten sie sich, und segelten aufs neue westwärts nach der Insel St. Thomas, und zwar auf die Westseite derselben. Als sie einen kleinen Bach ersahen, welcher von dem Gebirge herabfließt, landeten sie mit ihrem leichten Reiter, um acht Tonnen mit Wasser zu füllen. Sie geriethen aber auf einen Hinterhalt von hundert Mann Portugiesen, den ihnen der Statthalter der Insel gelegt hatte, und büßten einen Mann ein, ehe sie ihr Boot wieder erreichen konnten.

Rokke entschloß sich hierauf, nach der Küste von Brasilien zu segeln. Fünfzig Meilen von St. Thomas geriethen sie auf ein ganzes Heer Delphine, die ihnen gut zu statten kamen, und dem Schiffe dreissig Tage lang nachfolgten, bis sie das Land erreichten. Sie fuhren längs der Küste von Brasilien fort, bis sie nach Ilha Grande (der grossen Insel) kamen, welche in fünf Graden Süder-Breite liegt. *) Als sie zwischen ihr und dem vesten Lande einliefen, zogen sie ihre Schiffe an das Land, und säuberten dieselben. Auf dieser Insel fanden sie keine Einwohner, ob sie gleich sehr fruchtbar ist.

Als sie zwölf Tage hier gewesen waren, kam

*) Dies ist falsch; denn Ilha Grande liegt unter dem 23 Gr. Süderbreite, im Umfang der brasilischen Statthalterschaft von Rio Janeiro, nahe am vesten Lande.

eine kleine Pinasse an, welche nach dem Flusse Plata bestimmt war, und Mangel an Wasser litt. Unsre Britten stiegen an Bord derselben, und nahmen den portugiesischen Kaufmann heraus, welcher Rokken sagte, es würden in zwei Monaten Pinassen aus der Stadt Buenos Ayres an dem Platafluſſe*) hier anlangen. Denn von diesem Orte gehen (damals) jährlich vier bis fünf Karavellen nach Bahia in Brasilien, und nach Angola in Afrika, und führen grosse Schäzze, die zu Lande von Peru bis in den Fluß Plata gebracht werden. Rokke, der seine Reise fortzusezzen wünschte, nahm einige von der Mannschaft des Delphins an Bord, und ließ dieses Schiff dann nach Hause zurükkehren, da dieses seine erste Reise war. Der portugiesische Kaufmann führte sie an einen Ort auf der Insel, wo ein Verbannter lebte, welcher sich Pisangstauden geflanzt hatte. Mit den Früchten derselben könnten sie, wie er ihnen sagte, bis an den Fluß Plata gelangen; denn ihre Lebensmittel waren beinahe aufgegangen.

Mit dieser schlechten Beihülfe fuhren sie von Ilha Grande ab, und brauchten sechs und dreissig Tage bis zu der Insel Lobos welche an der Mündung des Flusses Plata liegt. Sie ist eine kleine halbe Meile lang, hat kein süßes Wasser, und ist dagegen so voller Seekälber, daß ihr leichter Reu-

ter

*) In Paraguai.

ter nicht eher an das Land hinan konnte, als bis sie dieselben mit ihren Rudern weggeprügelt hatten. Die Insel ist damit überfüllt. Mit dem Fleische derselben behalfen sie sich dreißig Tage, und fuhren den Fluß auf und nieder, wobei sie viel wegen des Mangels an Lebensmitteln erlitten. Endlich entschlossen sich unsre brittischen Waghälse, zu Buenos Ayres einzulaufen, und mit ihrem leichten Reiter eine von den Pinassen, die an der Stadt liegen, wegzunehmen. Als sie aber gleich nahe genug waren, wurden sie durch einen heftigen Sturm aus Südwesten zurükgetrieben, und genöthigt, ihre Zuflucht unter der grünen Insel (Ilha Verde) zu suchen, welche in der Mündung des Flusses auf der Nordseite liegt.

Da sie wegen des Mangels an Lebensmitteln Noth litten, und dadurch niedergeschlagen waren, so ließen sie das Vorhaben ihrer Reise fahren, und kehrten von hieraus nach der Insel St. Sebastian zurük, welche südwärts von Ilha grande an der brasilischen Küste liegt. Daselbst stiegen sie an das Land, um Fische zu fangen, und Einige suchten in den Wäldern Früchte, weil sie sehr ausgehungert waren. Es war damals ein Kahn voll Indianer auf der Insel, die aus der Stadt Spiritu Santo herkamen. Diese landeten auf der Westseite der Insel, giengen durch die Wälder durch, fielen unvermuthet über unsre Engländer her, und nahmen fünfe von der Gesellschaft gefangen, unter

welchen Battel auch war. Sie brachten darauf ihre Gefangenen nach Rio Janeiro. *) Nach dieſem Unfalle gieng ihr Hauptmann Rokke ſogleich wieder in See. Was aber aus ihm und ſeinem Schiffe geworden iſt, weiß man nicht; denn man hat nie wieder etwas von ihm gehört.

Vier Monate lang mußten die gefangenen Engländer zu Rio Janeiro bleiben; nach Verfluß derſelben wurde Battel und noch ein anderer, Namens Turner, nach Angola in Afrika, und zwar nach der Hauptſtadt St. Paul geſchikt. Sobald die zwei Unglüksgefährten daſelbſt ankamen, wurden ſie aus dem Schiffe gebracht, in ein Gefängniß geworfen, und bald darauf auf dem Fluſſe Roanza nach einer Stadt, welche Beſazzung hatte, und gegen dreiſſig (deutſche) Meilen tiefer im Lande liegt, verſchikt. Als Battel zwei Monate da geweſen war, ſo ſtarb der Steuermann von der Pinnaſſe des portugieſiſchen Befehlshabers, und ihm ward befohlen, dieſelbe nach St. Paul zurükzuführen. Hier fiel er bei ſeiner Ankunft in eine ſchwere Krankheit, und lag acht Monate lang in elenden Umſtänden, weil er als ein Engländer bei den Einwohnern verhaßt war. Endlich ward er doch wieder hergeſtellt, worauf ihm der damalige Statthalter Don Juan Hurtado de Mendoza be-

*) Die Hauptſtadt der braſiliſchen Statthalterſchaft gleiches Namens.

fahl, nach dem Fluße Zaire, mit einer Pinasse abzugehen, um daselbst Elefantenzähne, Getreide und Palmöl einzuhandeln. Dieser Fluß strömt vierzig Meilen nordwärts von der Stadt St. Paul, und ist der gröste Fluß auf der ganzen Küste. In seiner Mündung ist eine Insel de Kalabes, auf welcher damals eine Stadt war. Hier beluden sie ihre Pinasse mit den bereits genannten Waaren, und kehrten nach St. Paul zurük.

Kurz hernach ward Battel nach Longo *) abgeschikt, fünfzehn Meilen von dem Flusse Zaire, weiter gegen Norden, mit denen an diesem Orte dienlichen Waaren, als gläsernen Korallen, und runden blauen Korallen, kleinem Glase wie Perlsaamen, Ferngläsern, blauen und rothen groben Tüchern, und inländischen rauhen Bettdekken; welches für die Einwohner kostbare Güter waren. Hier verkauften sie ihr Tuch sehr theuer; denn für eine Elle davon bekamen sie drei Elefantenzähne, die zusammen hundert und zwanzig Pfund wogen. Sie kauften auch eine grosse Menge Palmöl und Elefantenschwänze. In kurzer Zeit war ihre Ladung vollständig. Das Glük, welches Battel auf dieser Reise gehabt hatte, machte, daß der Statthalter ihn sehr wohl aufnahm, und ihm die Freiheit versprach, wenn er ihm ferner treu dienen würde. Auf solche Art fuhr unser Abentheurer dritthalb

*) Wahrscheinlich Kilongo in Loango.

Jahre lang mit der Pinasse des Statthalters an den Küsten herum.

Nach Verlauf dieser Zeit kam ein holländisches Schiff in den Haven von St. Paul, dessen Kaufmann Batteln versprach, ihn mitzunehmen. Er gieng demnach, als das Schiff segelfertig war, in aller Stille an Bord. Weil ihn aber die portugiesischen Bootsleute, die auf dem Schiffe dienten, verriethen, so ward er von den Stadtknechten abgeholt und in das Gefängniß geworfen, wo er zwei Monate lang in grossen eisernen Fesseln lag, und alle Tage das Todesurtheil von seinen Richtern erwartete. Endlich verwieß ihn der Statthalter nach Massangano, *) um bei der Eroberung des benachbarten Landes, Kriegsdienste zu thun. Daselbst lebte er sechs Jahre lang in grossem Elende, ohne Hoffnung, jemals wieder das Meer zu sehen.

In dem Fort zu Massangano waren auch einige Egypter **) und getaufte Mauren, ***) die

*) Auf der Nordseite des Koanza, im Königreich Angola.

**) Wahrscheinlich steht hier im Originale Egyptian oder Gipsy, welches Zigeuner bedeutet; auch kann es hier nichts anders, als Zigeuner heissen; denn wie sollen Egypter nach Angola kommen? Aber Zigeuner wol, nämlich aus Portugal und Spanien. Dies ist um so weniger zu bezweifeln, da hierneben sogleich auch getaufte Mohren genannt sind.

***) Portugiesisch: Moriscos — so steht auch in der deut-

so wie er, an diesen Ort waren verwiesen worden. Einem von den Egyptern entdekte Battel seine Gedanken, und sagte ihm es sei besser, ihr Leben für die Freiheit zu wagen, als länger an diesem elenden Orte zu bleiben. Der Egypter schien geneigt es zu wagen, und sagte, er wollte zehne von seinen Gefährten bewegen, mitzugehen. Er bekam auch noch drei Egypter und sieben Portugiesen auf seine Seite.

In der Nacht vor ihrer Entweichung bemächtigten sie sich des besten Kahnes, den sie finden konnten, und fuhren den Fluß Roanza hinunter. Als sie bis Mani Kabech *) in der Provinz Elamba gekommen waren, so stiegen sie mit ihren zwölf Musketen, Pulver und Blei ans Land, und versenkten ihren Kahn, damit die Portugiesen den Ort ihrer Landung nicht erfahren möchten. Sie machten ein Feuer in dem Gehölze, an welchem sie etwas guineischen Weizen rösteten, den sie mitgebracht hatten, indem sie keine andere Lebensmittel hatten.

So bald es Nacht war, sezten sie ihre Reise weiter fort, und giengen die ganze Nacht und den folgenden Tag, ohne Wasser zu finden, so daß sie

---

schen Uebersezzung im IV. B. d. allg. H. d. R. S. 522.

*) Dieser Name fehlt auf der Spezialkarte im IV. B. der allg. Hist. d. R.

die andere Nacht kaum vermögend waren, fortzukommen, indem sie, um ihr Leben zu fristen, die Wurzeln der Bäume ausgraben und saugen mußten. Am dritten Tage begegneten sie einem alten Neger, der nach Mani Kabech reiste. Diesen banden sie, und zwangen ihn, ihr Wegweiser zu seyn, bis zum See Kasansa. Nach einer Tagereise in der allergrößten Hizze, erreichten sie Bansa, oder die Stadt des Mani Kasansa, *) welche zehn Meilen landwärts von St. Paul liegt. Hier waren sie genöthigt, um Wasser zu bitten; es wurde ihnen aber abgeschlagen; worauf sie sich entschlossen, Gewalt zu brauchen. Als aber die Einwohner ihre verzweifelten Entschlüsse bemerkten, riefen sie ihren Herrn, den Mani Kasansa, welcher ihnen Wasser und gute Worte gab, und sie bat, die ganze Nacht über da zu bleiben; wobei er die Absicht hatte, sie zu verrathen. Sie aber sezten ihre Reise fort, und ruhten diese Nacht an dem See Kasansa.

Am vierten Tage kamen sie bei Nacht an einen Fluß — Bango **) — gegen Norden, über welchen sie mit grosser Gefahr sezten, weil er voller Krokodille ist. Am fünften erreichten sie den Fluß Mande, und reiseten so weit gegen Osten, daß sie

*) Diese Namen fehlen auf der erwähnten Spezialkarte.

**) Auf dieser Karte steht ein Fluß Bengo, welches wahrscheinlich dieser ist.

die Serras, oder Gebirge von Mani Bangoni, im Geſichte hatten; dies iſt der Name eines Herrn, der mit dem Könige von Kongo, in deſſen Land ſie zu flüchten ſich entſchloſſen hatten, damals im Kriege begriffen war. Hier giengen ſie über den Fluß, und ruhten die halbe Nacht über. Anderthalb Meilen hinter dem Fluſſe begegneten ſie einigen Schwarzen, welche, als ſie hörten, daß ſie nach Kongo wollten, ihnen ſagten, ſie wären auf dem unrechten Wege, ſie wären Masi Kongos, und wollten ſie bis nach Bamba führen, wo der Herzog von Bamba wohnte.

Deſſen ohngeachtet reiſeten ſie noch eine Meile oſtwärts weiter, bis ſie es ſelbſt fanden, daß ſie auf dem unrechten Wege waren; denn ſie reisten nach der Sonne. Darauf kehrten ſie nach Weſten zurük; die Negern aber widerſezten ſich ihnen mit ihren Bogen und Pfeilen. Sie gaben deswegen Feuer unter ſie, und erlegten deren viere, welches die übrigen in ein ſolches Schrekken ſezte, daß ſie aus dem Wege flohen. Doch folgten ſie ihnen noch eine bis zwei Meilen nach, und verwundeten zwei von ihren Gefährten mit ihren Pfeilen. Am andern Tage erreichten ſie die Gränzen von Bamba, reiſeten nun den ganzen Tag über, und konnten in der Nacht ſchon den Wellenſchlag des Meers vom Strande her hören.

Am ſiebenden des Morgens entdekten ſie, daß der Hauptmann aus der Stadt ihnen mit einiger

Reuterei und einem groſſen Haufen Schwarzen nachſezte. Dies machte ſie ſo verzagt, daß ſieben Portugieſen ſich in den Gehölzen verſtekten. Battel und die vier Egypter (Zigeuner) hofften, ſich mit der Flucht zu retten. Sie wurden aber ſo ſcharf verfolgt, daß ſie ſich in ein kleines Gebüſche flüchten mußten. Worauf ihr Verfolger unter ſie Feuer geben ließ, welches ſie gänzlich von einander zerſtreute.

Als Battel auf dieſe Art ſich allein gelaſſen ſah, bedachte er, daß die Negern ihn umbringen würden, wenn ſie ihn in dem Gehölze fänden. Er faßte daher den Entſchluß, ſich lieber der Barmherzigkeit der Portugieſen und der Mulatten zu überlaſſen. Mit dieſem Entſchluſſe gieng er mit ſeiner geladenen Flinte aus dem Walde heraus, ohne für ſein Leben bekümmert zu ſeyn. Als der portugieſiſche Hauptmann, der in dem Wahne ſtand, ſie wären noch alle zwölfe beiſammen, ihn ſah, rief er ihm zu: Kammeraden! ich habe Pardon von dem Statthalter, wenn ihr euch ergeben wollt, ſoll euch nichts zu Leide geſchehen! Battel gab darauf zur Antwort: er ſei ein Engländer, der ſechs Jahre zu Maſſangano in groſſem Elende gedienet, und habe mit eilf Portugieſen und Egyptern die Flucht genommen, die ihn hier allein gelaſſen hätten. Ehe als er ſich hängen lieſſe, wäre er bereit, mitten unter ihnen zu ſterben. Der Hauptmann kam darauf näher, und

befahl ihm, seine Flinte einem von den Soldaten zu überliefern, und gab ihm, so wahr er ein rechtschaffener Mann und Soldat sei, die Versicherung, sein Leben sollte wegen seiner Herzhaftigkeit unangetastet bleiben. Darauf übergab Battel sein Gewehr.

Der Hauptmann befahl sodann den Soldaten und Negern, die Wälder zu durchsuchen, und die Uebrigen todt oder lebendig herauszubringen, welches bald geschehen war. Sie wurden alle nach der Stadt Sankt Paul abgeführt, wo Battel und die drei Egypter drei Monate lang mit eisernen Halsbändern und schweren Fesseln an den Füssen im Gefängnisse lagen, und nur mit genauer Noth dem Galgen entgiengen.

Um diese Zeit schikte der Statthalter vierhundert Mann, die aus Portugal verwiesen waren, in das Land Elambo. Battel, der durch einen öffentlichen Ausruf auf ewig aus der Stadt verwiesen und verurtheilt war, auf Lebenszeit in den Kriegen mit den Negern zu dienen, mußte auch mit diesen Truppen nach Sowonso *) ziehen, einer Landschaft, deren Herr dem Herzoge von Bamba unterthan ist. Von hieraus nach Samani Bansa, und weiter nach Namba Kalam-

*) Diese Namen von Distrikten und Landschaften, sind auch die Namen der Vasallen und Herren, die sie beherrschen.

ba, einem Lande, deſſen Herr ſich ihnen widerſezte. Sie brachten ihn aber zum Gehorſam, indem ſie ſeine Stadt verbrannten; worauf er mit einem Heere von dreitauſend bewaffneten Negern zu ihnen ſtieß.

Von hieraus zogen ſie gegen Sollankango, einen kleinen Herrn, der ſich in ein ſehr hartnäkiges Gefechte mit ihnen einließ, endlich aber überwältigt ward. Hierauf marſchirten ſie gegen Rombrekaianga, wo ſie zwei Jahre lang blieben. Aus dieſem Orte thaten ſie viele Ausfälle, durch welche ſie verſchiedene Vaſallen zum Gehorſam brachten. Unter andern zogen ſie fünfzehntauſend Mann ſtark gegen Outeiro, oder das Gebirge Inkombe, und verbrannten unterwegs ganz Ingaſia *), welches eben demſelben Herrn zugehörte, und kamen darauf an die Hauptſtadt Inkombe, welche auf einem Berge liegt, bis zu deſſen Gipfel man eine halbe Tagereiſe zu machen hat.

Der Anführer der Feinde griff das portugieſiſche Heer mit etwa zwanzigtauſend Bogenſchüzzen an, und erlegte viele von ihren Leuten. Ihr Feuer aber nöthigte den Feind, ſich in das Gebirge zu flüchten, und ihr Anführer ſchikte einen von ſeinen Befehlshabern an den portugieſiſchen General, mit der Bezeugung ſeines Gehorſams und dem Verſprechen, die Huldigung auf den folgenden Tag

*) Alle dieſe Namen fehlen auf der erwähnten Karte.

und in Perſon zu leiſten. Er begab ſich demnach in groſſem Gepränge mit Trommeln, Petes und Pongos, oder Gefolge, in das Lager, und ward anſehnlich empfangen. Er theilte dem General und den Truppen groſſe Geſchenke aus.

Auf dem Gipfel des Berges war eine groſſe Ebene, wo ſeine Hauptſtadt in einer ſehr angenehmen Gegend lag, da Palmenbäume, Zukkerrohr, Patáten und andere Wurzeln, Pomaranzen und Limonien, alles in reichem Ueberfluſſe war. Es iſt hier ein Baum, Engeriay genannt, welcher eine Frucht trägt, die ſo groß iſt, als ein gemeiner Apfel, und einen Stein in ſich hat, welcher ein kräftiges Mittel wider die Blähungen iſt. Dieſer ſchien den Portugieſen etwas neues zu ſeyn. Aus dem Berge entſpringt ein Fluß mit ſüſſem Waſſer, welcher längs der Stadt hinläuft. Hier blieben ſie fünf Tage ſtehen, und marſchierten tiefer in das Land hinein, und verheerten ſechs Wochen nach einander alles, was ihnen vorkam. Darauf kehrten ſie nach Ingambe mit einer groſſen Beute zurük, die aus Sklaven, Schafen, Ziegen und Perlenſteinen beſtand, welche in dieſem Lande die gangbare Münze ſind. Sie ſchlugen ihr Lager eine Seemeile weit von dem ſchönen Berge Ingambe auf, und lagen daſelbſt zwölf Monate lang. Bei dieſem Feldzuge bekam Battel einen Schuß in ſein rechtes Bein, und ward nebſt vielen Portugieſen und Mulatten nach Sankt Paul zurük geſchikt, um ſich daſelbſt heilen zu laſſen.

Nachher sandte der Statthalter eine Fregatte mit sechzig Soldaten und allen Arten von Waaren südwärts von Angola an der Küste hin, und mit diesen erhielt Battel Befehl, sich zu Schiffe zu begeben. Sie segelten bis in den zwölften Grad Süderbreite, wo sie eine schöne sandichte Bai fanden. Die Einwohner brachten ihnen Kühe, Schafe, Weizen und Bohnen; sie hielten sich aber nicht auf, sondern segelten weiter nach der Bahia das Vakkas, oder der Bai der Kühe, welche die Portugiesen auch Bahia de Torre nennen, *) weil sie einen Felsen in Gestalt eines Thurms hat. Daselbst ankerten sie an der Nordseite des Felsen in einer sandichten Bucht, und kauften eine große Anzahl Kühe und Schafe, die größer waren, als die in England sind. Sie erhielten auch etwas von sehr feinem Kupfer, und eine Art süßes Holz, welches Rakongo genannt und von den Portugiesen sehr hoch geschäzt wird, nebst einem grossen Ueberflusse an Bohnen und Weizen. Als sie ihre Barke beladen hatten, so schikten sie dieselbe nach Hause. Fünfzig von ihnen blieben daselbst, und machten sich eine kleine hölzerne Schanze, zu ihrer Vertheidigung gegen die Negern, welche ein treuloses Volk sind. Binnen siebenzehn Tagen kauften sie fünfhundert Stükke Vieh. Zehn Tage hernach schikte der Statthalter drei Schiffe ab, auf welchen sie sich nach der Stadt zurük begaben.

*) In Benguela.

Auf der andern Reise, welche Battel längs der Küste that, kamen sie nach Morro oder dem Hügel von Benguela, welcher unter dem 12ten Grade Süderbreite liegt. Daselbst sahen sie an der Südseite des Flusses Rova, ein großes Lager von Menschen. Als sie ihr Boot an das Ufer schikten, um Kundschaft einzuziehen, kam ein Haufe von fünfhundert Mann an die See. Als sie gefragt wurden, wer sie wären, gaben sie zur Antwort, sie wären Schaggaer, oder Dschinder; sie kämen von Sierraleona, und wären durch Kongo gegangen, jezt wollten sie ostwärts von Dongo ziehen. Ihr Anführer, welchen Battel den Großschagga nennt, kam an das Ufer, um die Portugiesen zu besichtigen, weil er noch nie vorher weiße Menschen gesehen hatte. Als er hörte, daß sie zur Handlung ausgereiset wären, hieß er sie willkommen, und verlangte, daß sie ihre Güter ans Ufer bringen sollten. Nach sieben Tagen war ihr Schiff schon ganz mit Sklaven beladen, welche sie um einen so wohlfeilen Preiß erkauften *) daß ihnen viele nicht über einen Real (etwa 1 Pfenning) zu stehen kamen, die in der Stadt zwölf tausend Reis (20 Thaler) werth geschäzt wurden.

Als sie segelfertig waren, hielt sie der Groß-

*) Sollte man hieraus nicht schliessen dürfen, daß die Schaggaer bloß darum so Wütriche gegen ihre Kriegsgefangenen sind, weil sie keine Gelegenheit haben, sie mit Vortheil zu verkaufen? —

Schagga zurük, und bat sich ihr Boot aus, welches seinen Leuten dienen sollte, über den Fluß zu gehen. Seine Absicht war, das Königreich Benguela anzufallen, welches an der Nordseite desselben liegt. Sie giengen mit ihm in sein Lager, welches regelmäßig mit hölzernen Stökken oder Pallisaden verschanzt war, wo sie auf diese Nacht ein Lager für sie zubereitet fanden, nebst vielen Lasten Palmwein und Mehl, Kühen und Ziegen.

Am folgenden Morgen vor Tagesanbruch schlug der General sein Gongo, welches ein Kriegsinstrument ist, das wie eine Glokke klingt, und that in einer lauten Rede die Erklärung: Er wollte die Einwohner von Benguela ausrotten. Das Heer stand sogleich im Gewehr, und marschirte an das Ufer des Flusses, wo er Flösse hatte bereit halten lassen. Die Portugiesen, welche mit ihrem Boote in Bereitschaft standen, sezten achtzig Mann über, und feuerten auf die Feinde, um ihre Landung zu dekken, welche auch bewerkstelligt wurde, obgleich viele Schaggaer dabei blieben. Um zwölf Uhr war das ganze Heer an dem andern Ufer.

Darauf ließ der Anführer alle seine Trommeln und andere kriegerische Musik ertönen, und den Feind angreifen. Das Treffen war für die Bengueler sehr blutig; auch wurden sie gezwungen, die Flucht zu nehmen. Eine grosse Menge derselben ward erschlagen, und die übrigen Männer, Wei-

ber und Kinder wurden gefangen genommen. Hombiangymbe, der Fürst des Landes, blieb nebst hundert seiner Vornehmen auf dem Plazze; ihre Köpfe wurden abgehauen, und zu den Füssen des Groß-Schagga niedergelegt. Die Gefangenen wurden lebendig in das Lager gebracht, und die todten Körper von den Schaggaern verzehrt; denn diese Barbaren sind die größten Kannibalen in der Welt, die eine Wollust im Menschenfressen suchen, ob sie gleich Vieh in Menge haben.

Die Schaggaer plünderten nach diesem Siege das ganze Land, und die Portugiesen trieben mit ihnen fünf Monate lang eine starke Handlung, wobei sie einen sehr ansehnlichen Gewinn hatten. Doch hatten sie keine Lust, sich hier niederzulassen, ob es ihnen gleich an nichts fehlte, als an Wein, indem das Land zwar an Vieh und Getreide, aber nicht an Palmen einen Ueberfluß hat.

Nach Verlauf der fünf Monate zogen die Schaggaer gegen die Provinz Bambala, welche fünf Tagreisen tiefer im Lande liegt, und unter einem grossen Fürsten, Namens Kalikansamba, steht. Binnen diesen fünf Monaten that Battel mit seinen Portugiesen drei Reisen nach der Stadt St. Paul; als er aber am 4ten Junius wieder zurük kam, waren die Schaggaer weg. Weil die Portugiesen aber doch nicht Lust hatten, ohne Handelsgewinn nach Haus zu kehren, so entschlossen sie sich, ihnen nachzuziehen. Zu diesem Ende

ſtiegen fünfzig von ihnen ans Land, und hinterlieſſen das Schiff in der Bai von Benguela. Nach einer Reiſe von zwei Tagen über Land gelangten ſie an die Hauptſtadt eines groſſen Fürſten Mofarigoſat, die ſie aber ganz bis auf den Grund abgebrannt fanden, welches die Schaggaer bei ihrem Durchzuge gethan hatten. An dieſen Fürſten ſchikten die Portugieſen einen Schwarzen, welchen ſie von den Schaggaern erkauft hatten. Dieſem befahlen ſie zu ſagen, er wäre einer von den Leuten ſeiner Feinde, welcher ſie (die Portugieſen) zu ihnen ins Lager bringen ſollte. Dieſer Fürſt bewillkommte ſie freundlich, aus Furcht vor dem Groß-Schagga. Er hielt ſie aber allmälich ſo lange auf, bis die Schaggaer das Land geräumt hatten, und als ſie fort waren, wollte er die Portugieſen nicht eher gehen laſſen, als bis ſie ihm in ſeinen Kriegen Beiſtand geleiſtet hätten. In dieſer Gegend waren weder weiſſe Menſchen, noch Muſketen jemals zuvor geſehen worden. Sie waren auch wirklich gezwungen, ihm Geſellſchaft zu leiſten, und ob ſie gleich ſiegreich zurük kamen, ſo wollte ſie Mofarigoſat doch nicht ziehen laſſen, bis ſie verſprächen, zurük zu kommen, und ihm dafür einen Weiſſen als Geiſel zurük ließen, daß ſie ihr Wort halten wollten.

Weil die Portugieſen und Mulatten groſſes Verlangen nach ihrer Abreiſe trugen, ſo entſchloſſen ſie ſich, das Loos zu werfen, wer zurük bleiben

ben sollte. Da aber Einige nicht damit zufrieden waren, so wurden sie unter einander einig, unsern Battel, als der ein Engländer war, zurükzulassen. Sie liessen ihm dabei eine Flinte, Pulver und Blei, und machten sich anheischig, nach zwei Monaten wieder zu kommen, und dem Fürsten hundert Mann zum Beistande in seinen Kriegen mitzubringen. Da dies aber nur eine Erfindung war, um sicher davon zu kommen, so war nach Verlaufe der zwei Monate Battel in einer sehr verdrüßlichen Lage. Die Vornehmsten aus der Stadt zogen ihn nakt aus, und wollten ihm den Kopf abschlagen. Mofarigosat aber verschob noch seine Hinrichtung, indem er immer glaubte, daß die Portugiesen dennoch kommen würden. Hierauf erhielt Battel seine Freiheit, und mußte von einer Stadt zur andern in den Herrschaften dieses Fürsten, so gut er konnte, sich weiter behelfen. Endlich ergriff er die Flucht, aus Furcht, sein Leben zu verlieren, und beschloß, in das Lager der Schaggaer zu gehen.

Als er die ganze Nacht durchgewandert hatte, kam er am andern Tag an eine große Stadt Kaschil, die in einem grossen Gebüsche liegt. Daselbst ward er vor den Herrn des Orts geführt, und alle Einwohner gafften ihn an, weil sie zuvor nie einen weissen Menschen gesehen hatten. Battel fand zu gutem Glük an diesem Orte einige von den Leuten des Groß-Schagga, mit welchen er

nach Kalikanſamba gieng, wo dieſer ſein Lager hatte.

Nach zwei Tagen kam er glüklich in dem Lager an, und ward von dem Groß-Schagga, ihrem Generale, freundlich empfangen. Er entſchloß ſich hier, bei dieſem Volke zu bleiben, indem er hoffte, ſie würden ſo weit gegen Weſten ziehen, daß er endlich an die See gelangen und Gelegenheit finden könnte, auf einem Schiffe zu entkommen. Dieſe Schaggaer verweilten vier Monate zu Kalikanſamba, und hatten einen groſſen Ueberfluß von Viehe, Korne, Palmweine und Oele. Dabei ſchmausten ſie und machten ſich mit Menſchenfleiſch luſtig, welche Gräuelſzenen für unſern Flüchtling ein ſehr trauriger Anblik waren! —

Darauf marſchirten die Schaggaer gegen die Serras oder Gebirge von Raſchindkabar, welche auſſerordentlich hoch und ſehr Kupferhaltig ſind. Auf dem Marſche plünderten ſie das ganze Land. Von hieraus zogen ſie an den Fluß Longa, über welchen ſie ſezten; worauf ſie ihr Lager in der Stadt Kalango aufſchlugen, und ſechs Monate lang da blieben. Von hieraus marſchirten ſie in die Provinz Tonda, und kamen an den Fluß Gonſa, und zogen an der Südſeite deſſelben in das Gebiet eines Herrn, der Makella-Kolonge hieß, nahe bei der groſſen Stadt (Hauptſtadt von) Dongo. *) In dieſen Gegenden giengen ſie über

*) Auſſer Dongo fehlen alle hier genannte Namen auf der Karte.

sehr hohe Gebirge, auf welchen sie eine ausserordentliche grosse Kälte ausstehen mußten.

Nachdem nun Battel sechzehn Monate unter diesen Kannibalen zugebracht hatte, so marschirte er mit ihnen wieder gegen Westen, längs der Gonsa oder Gunza, in das Gebiete eines Fürsten, Schillambansa genannt, einem Oheime des Königs von Angola. Sie verbrannten seine Residenz, welche nach der Art des Landes schön gebaut war. Die Gegend war anmuthig und fruchtbar. Hier sahen sie viele wilde Pfauen hin und wieder fliegen, und zwar eben so häufig, als andre Vögel bei uns sind. Der alte Herr Schillambansa lag in der Mitte der Stadt begraben, und bei seinem Grabe wurden hundert zahme Pfauen gehalten, welche seinem Mokisso oder Fetische geheiligt waren. Sie wurden Angello Mokisso, das ist, Teufels- oder Fetischvögel, genannt, und für heilig geachtet. *) Es lagen auch, nach den Sitten des Landes, viel Kupfer, Tuch und andre Sachen von Werthe, bei seinem Grabe.

Von hieraus nahmen sie ihren Weg gegen Westen, längs dem Flusse Roanza, bis sie die Serras oder Gebirge von Rambamba, Serras de Prata genannt, zu Gesichte bekamen, wo ein grosser Wasserfall ist, den man sieben Meilen weit hören

*) Dies sind nichts anders als Kronvögel (Ardea pavonia L.) M. s. im V. B. d. W.

kann. *) Sie giengen in die Provinz Kasama, wo Longere, einer der gröſsten Herren, sich dem Groſs-Schagga unterwarf, und ihm den Weg zum Fürsten von Kasoch zeigte, welcher ein grosser Kriegsmann war, und sieben Jahre zuvor die Portugiesen geschlagen hatte, wobei achthundert Mann von ihnen, und vierzigtausend von ihren Hülfsvölkern unten den Schwarzen, auf ihrer Seite geblieben waren.

Dieser Fürst widersezte sich den Waffen der Schaggaer, und der Sieg blieb in dem ersten Treffen unentschieden. Die Schaggaer erbauten daher nach ihrer Art eine hölzerne Verschanzung, und beläſtigten das Land vier Monate lang. Battel ward diese ganze Zeit über, wegen der Dienste, die er mit seiner Flinte that, von dem Groſs-Schagga sehr werth gehalten, daſs er alles, was er wünschte, von ihm erhielt, und bei allen Vorfällen gab derselbe seinen Leuten Befehl, für ihn Sorge zu tragen, so daſs Battel von ihnen öfters auf den Armen weggetragen und solchergestalt sein Leben gerettet wurde. Weil er aber hier nur drei Tagereisen von dem oben erwähnten Massangano entfernt war, wo die Portugiesen ein Fort haben, so richtete er seine Sachen so wol ein, daſs er mit einigen Negerkaufleuten entwitschte, welche in dem

*) Dreissig englische Meilen sagt Battel. — Warlich, das ist ein wenig viel! —

Lager der Schaggaer Sklaven einkauften, und also glüklich an dieſem Orte anlangte. *)

Es war dazumal zu Maſſangano ein neuer Statthalter von Angola, Namens Sennor Juan Cotinho, welcher Vollmacht von dem Könige von Spanien hatte, die Bergwerke oder Gebirge von Rambamba in ſeine Gewalt zu bringen. Dagegen hatte ihm der König die Zölle von allen Gütern, die aus Angola ausgehen, auf ſieben Jahre geſchenkt, unter der Bedingung, daß er drei Kaſtelle erbauen ſollte, eines zu Damba, wo die Salzwerke ſind; eines zu Rambamba, wegen der Silberbergwerke; und das dritte an der Bahia das Vaccas, oder Kühbai. Dieſer Statthalter bezeugte ſich bei ſeiner Ankunft ſo gütig, daß ſein Ruf durch ganz Kongo erſcholl, und viele Mulatten und Negern ſich freiwillig zu ſeinen Dienſten anboten. Nachdem er ſich ſechs Monate lang in der Stadt St. Paul aufgehalten hatte, zog er nach Outaba von Tombe, wo er ſeine Truppen in Pinnaſſen einſchiffte, und den Fluß Roanza hinanfuhr, und zu Outaba von Pongo landete, zwölf Meilen von der See. Dieſe Landſchaft liegt zunächſt an Demba, und hat viele Salzgruben.

Daſelbſt blieb der Statthalter drei Tage, und

*) Ich enthalte mich hier aller Anmerkungen, weil ich von den Schaggaern in der Folge noch weitläuftiger zu reden Gelegenheit haben werde.

schikte eine Pinnasse nach Massangano, um die besten Soldaten von diesem Orte abzufordern. Der Kommandant der Besazzung schikte hierauf unsern Battel mit hundert Mann an den Statthalter, welcher ihm gütig begegnete, und ihn zum Feldwebel einer portugiesischen Kompagnie machte. Darauf marschirte der Statthalter nach Machimba, weiter nach Kavo, und endlich zum Fürsten von Melomba, welcher ein grosser Herr ist. Bei diesem verweilte er vier Tage, in welcher Zeit viele benachbarte Fürsten ankamen, und sich ihm unterwarfen. Von hieraus marschirten sie gegen den sehr mächtigen Fürsten von Angoy-Kayongo, der ihnen mit sechzig tausend Mann entgegen gieng, aber eine grosse Niederlage erlitt. Sie machten darauf seine Weiber und Kinder zu Gefangenen, und nahmen seine Hauptstadt in Besiz, weil sie ein schöner und mit Viehe und Lebensmitteln reichlich versehener Ort war. Hier starb aber der Statthalter Cotinho nach einem achttägigen Aufenthalte, und überließ die Ausführung seiner Unternehmungen einem Hauptmanne.

Nachdem sie zwei Monate in dem Lande des Fürsten Angoykayongo gestanden hatten, marschirten sie gegen Kambamba, welches drei Tagreisen davon ist, und kamen gerade vor die Serras de Prata. Hier giengen sie über den Fluß Koanza, und streiften durch das Land, und erbauten ein Fort an dem Ufer des Flusses. Bei die-

sem Zuge diente Battel zwei Jahre lang. Die Portugiesen gruben nach den Silberminen, sie wendeten aber keine grosse Mühe darauf, weil die Ausbeute sehr wenig war. Der neue Statthalter bezeugte sich gegen seine Soldaten sehr grausam, wodurch dann auch die Arbeit gehindert wurde. Damals brachten die Jesuiten die Nachricht aus Europa mit, die Königin Elisabeth (von England) sei todt, und ihr Nachfolger, König Jakob, habe mit Spanien Frieden gemacht *), worauf Battel bei dem Statthalter um Erlaubniß ansuchte, nach England zurük zu kehren, welche er auch erhielt, und dem Statthalter nach der Stadt St. Paul folgte.

Der Statthalter ließ unterdessen fünfhundert Soldaten in dem Fort Rambamba zurük. Battel reiste hierauf mit einem portugiesischen Kaufmann nach der Provinz Bamba, und von da weiter nach Outeiro, einer Stadt, die an dem Gebirge Rongo liegt, ferner nach Gongon und Batta, wo sie ihre Waaren verkauften, und nach sechs Monaten nach St. Paul zurükkehrten. Battel sezte sich darauf vor, nach Spanien zu Schiffe abzugehen; der Statthalter aber zog sein Versprechen zurük, und befahl ihm, sich fertig zu halten, in zwei Tagen einen neuen Feldzug mitzumachen

*) Die Königinn Elisabeth starb im J. 1603. Jene Nachricht mag also ungefähr im Jahre 1604 nach Angola gekommen seyn. Hieraus läßt sich Battel's Zeitrechnung berichtigen.

Die gesezte Zeit seiner Statthalterschaft von drei Jahren war aber gleich zu Ende, und die Einwohner erwarteten täglich einen neuen Statthalter aus Portugal. Daher entschloß sich **Battel**, sich auf zehn bis zwölf Tage bis zur Ankunft des neuen Statthalters aus der Stadt zu entfernen, indem es gewöhnlich ist, daß der neue Statthalter einen Generalpardon für alle Flüchtlinge ergehen läßt.

Battel entlief deswegen noch in derselben Nacht mit zwei Negerknaben aus der Stadt, deren einer seine Flinte, sechs Pfund Pulver, hundert Kugeln und etwas weniges von Lebensmitteln trug, so viel er hatte zusammenbringen können. Am Morgen darauf war er schon fünf Meilen von der Stadt, an dem Flusse **Bengo**, wo er sich einige Tage aufhielt. Dann gieng er über den Fluß, und kam an den **Bande**, welcher weiter nordwärts läuft. Hier hoffte er einige Nachrichten aus der Stadt zu vernehmen, indem es nahe bei der Strasse war, die von derselben nach Kongo geht. Einer von seinen Negern, den er auf Kundschaft ausgeschikt hatte, brachte ihm auch die Nachricht, der neue Statthalter würde dieses Jahr noch nicht kommen. Dies sezte ihn in grosse Verlegenheit, indem ihm nun kein anderer Ausweg übrig war, als entweder wieder in die Stadt zu gehen, und sich hängen zu lassen, oder in den Wäldern zu bleiben, und daselbst seine Nahrung zu suchen. Denn es war jezt das drittemal, daß er davon gelaufen war. Er zögerte nicht seine Wahl zu bestimmen, und blieb einen

Monat lang in den Wäldern, zwiſchen den Flüſſen Dande und Bengo. Darauf kehrte er an den Bengo zurük nach Mani Kaſwea, gieng über dieſen Fluß hinüber, und wanderte bis an den See Kaſanſa, wo die meiſten wilden Thiere von ganz Angola hauſen.

Hier blieb Battel ſechs Monate lang, und lebte von geddrrtem Fleiſche, von Büffeln, Rehen, Hirſchen u. ſ. w. die er mit ſeiner Flinte ſchoß. Er troknete das Fleiſch nach Art der Wilden auf einer Flechte, die drei Fuß hoch über der Erde ſtand. Unter derſelben machte er ein groſſes Feuer, und legte das Fleiſch auf grüne Zweige, welche den Rauch und die Hizze abhalten. Er machte ſein Feuer mit zwei Stekken an, und manchmal holte ihm ſein Junge Mais, welchen ihm die Einwohner gegen getroknetes Fleiſch überlieſſen. Der See Kaſanſa hat auch eine groſſe Menge Fiſche von mancherlei Arten. Battel fieng einen, der aus dem Waſſer an das Ufer ſprang, und vier Fuß lang war, welchen die Einwohner Sombo nennen. — Nachdem er ſich nun ſechs Monate mit geddrrtem Fleiſche nnd Fiſchen beholfen hatte, wurde er endlich dieſes Lebens überdrüßig, und weil er kein Ende von ſeinem Elende ſah, ſo ſann er auf Mittel, davon zu kommen.

In dem See Kaſanſa ſind viele kleine Inſeln voll Bäume, die Memba heiſſen. Das Holz iſt eben ſo leicht und ſo weich, als Kork. Aus dieſen Bäumen machte er mit einem Meſſer, welches er

von einem Wilden erhielt, einen Floß, in Gestalt eines Bootes, welches er mit hölzernen Pflökken zusammen fügte, und rings herum mit einem Rande versah, damit ihn die See nicht heraus werfen möchte. Aus einem Bettuche, welches er bei sich hatte, machte er ein Segel, wozu er sich dann auch noch drei Ruder verfertigte. Der See Rasansa ist nur höchstens zwei Meilen breit, und hängt mit dem Flusse Bengo zusammen, der aus demselben kömmt. Battel bestieg mit seinen zwei Negerjungen das Boot, gelangte in den Fluß, und fuhr acht Meilen mit dem Strome hinunter bis an die Barre. Hier war er in grosser Gefahr, weil die See hoch anlief. Doch kam er glüklich über die Barre, und ruderte dann in das offene Meer hinaus, und segelte längs der Küste vor dem Winde hin, in der Absicht, in das Königreich Loango zu schiffen, das gegen Norden liegt. Am folgenden Morgen sah er eine Pinnasse vor dem Winde herunter kommen, welche gleich von der Stadt St. Paul nach der Insel St. Thomas fuhr. Als ihm das Schiff näher kam, so erkannte er den Schiffer desselben für einen alten Freund, indem sie zusammen als Kameraden gedient hatten. Dieser nahm Batteln aus Mitleiden ein, und sezte ihn in dem Haven Loango ans Land, wo er drei Jahre blieb, und bei dem Könige in grosser Gunst stand, weil er ihm Rehe und wilde Vögel schoß.

Von da gelangte Battel nach vielen überstandenen Mühseligkeiten endlich glüklich wieder in sein Vaterland zurük! —

II.

Reise

zweier italienischer

Kapuziner

Michael Angelo und Dionysius Carli

nach

Kongo.

In den Jahren 1666 und 1667.

Die beiden italienischen Kapuziner Pater Michael Angelo von Guattini *), und Pater Dionysius Carli, aus Piazenza wurden im Jahre 1666 als Missionnare nach Niederguinea geschikt, wo sie auch glüklich anlangten.

Michael Angelo starb in Kongo, nach einem kurzen Aufenthalte daselbst. Pater Carli hingegen kam wieder nach Europa zurük, wohin er im Jahre 1668 aus Kongo abreiste.

Nach seiner Rükkunft gab er die Beschreibung seiner Reise, und seiner auf derselben überstandenen Schiksale, wozu er auch die Briefe nahm, welche sein Gefährte Pater Angelo nach Europa geschrieben hatte, in italienischer Sprache heraus, aus welcher sie bald auch in andre europäische Sprachen übersezt worden ist. **)

*) Dies scheint der Familienname, nicht der Name des Geburtsorts dieses Kapuziners zu seyn. In der A. H. d. R. IV. B. S. 531, steht Gattina.

**) Man sehe die Einleitung. — Ich habe jezt keine andre Ausgabe von dieser Reisebeschreibung bei der

Diese Reisebeschreibung ist um so interessanter, da ihr Verfasser mehrere Gegenden des Küstenstrichs von Niederguinea bereiset hat, und glaubwürdige Nachrichten davon mittheilt.

Ein billiger Beurtheiler wird aber auch den Stand und das Zeitalter dieses Reisebeschreibers nicht vergessen, wenn er hie und da etwas ihm Anstössiges findet, oder auch bisweilen eine grössere Ausführlichkeit bei wichtigen Gegenständen vermißt.

Dem Erstern ist hier so viel möglich abgeholfen worden. — Die leztere zu ersezzen liegt ausser dem Vermögen des Herausgebers.

Hand, als den französischen Auszug von Labat, beim Cavazzi, und den deutschen im IV B. der allg. Historie der Reisen, S. 531. u. ff. den ich mit den nöthigen Veränderungen, und Erläuterungen hier mittheile.

Reise
des
P. Michael Angelo und P. Dionysius Carli
nach
Kongo.

In den Jahren 1666 und 1667.

Die Patres Michael Angelo, und Dionysius Carli, wurden nebst vierzehn andern Kapuzinern, im Jahre 1666 von den Kardinälen der Kongregazion de propaganda fide (zu Rom) auf die Mission von Kongo ausgeschikt. Ihre Patente enthielten folgende Privilegien für sie: Alle Uebertretungen der Gesezze zu dispensiren, ausser denjenigen, die durch Vielweiberei und vorsezlichen Todtschlag begangen werden; alle Gelübde zu dispensiren und zu verwandeln, selbst die Gelübde der Keuschheit, nur die der Religion (Ordensgelübde) ausgenommen; in Heurathen vom andern und dritten Grade zu dispensiren, und allen heidnischen Neubekehrten zu verstatten, eine von ihren Weibern zu behalten; in Fällen, die dem Pabste vorbehalten sind, zu dispensiren; Kirchenzierrathe, Kirchen und Kelche zu weihen; Erlaubniß zu geben, Fleisch und Milch-Speisen zu essen, und, im Falle der Noth, zwei Messen in einem Tage zu lesen; vdl-

ligen Ablaß zu ertheilen, Seelen aus dem Fegfeuer zu befreien, nach dem Willen der Prieſter, in einer Todtenmeſſe an einem Montage oder Dienſtage; weltliche Kleider, im Falle der Noth, zu tragen; in Ermanglung eines Breviers, oder wegen anderer Hinderniſſe, nach dem Roſenkranze zu beten; auch verbotene Bücher zu leſen, auſſer dem Machiavell.

So bald dem P. Carli dieſe Patente eingehändiget waren, reiſte er von Bologna, wo er ſich damals aufhielt, nach Piazenza, wo er Befehl erhielt, den Michael Angelo zu erwarten. Als derſelbe anlangte, giengen ſie mit einander nach Genua, wo alle Miſſionarien zu Schiffe gehen ſollten. Von hieraus ſegelten ſie nach Liſſabon, und nachdem ſie ſich etliche Monate daſelbſt aufgehalten, mietheten ſie ſich auf ein portugieſiſches Schiff ein, welches nach Braſilien fuhr, um daſelbſt eine Ladung einzunehmen, und ſodann nach der Küſte von Kongo in Afrika überzuſchiffen. Sie brachten drei Monate auf ihrer Reiſe nach Braſilien zu, und hatten unterwegs oft das Vergnügen, den fliegenden Fiſch zu ſehen, der von dem Dorado, (Goldfiſch) verfolgt ward. Der erſte iſt ein ſehr weiſſer Fiſch, einen Fuß lang, faſt wie ein Häring, auſſer, daß ſein Rükken von einer himmelblauen Farbe iſt, und ſeine Floßfedern gröſſer ſind, die ihm ſtatt der Flügel dienen können.

Als sie sich der Küste Guinea näherten, so fiengen sie an, grosse Hizze von der Sonne zu erdulden, welche daselbst in dem Zenith war, und diese ward, indem sie weiter reisten, so heftig, daß sie einige Tage nach einander vor Schwachheit weder schlafen noch essen konnten. Zur Vermehrung ihres Elends waren noch dazu ihre Speisen und Getränke voller Maden. Dies dauerte vierzehn Tage lang, so lange sie unter der Linie segelten; so daß es eine Art von Wunder war, daß sie nicht alle starben, ob es gleich dazumal im August war, als der allergemäßigtsten Jahrszeit in dieser Gegend.

Die Portugiesen pflegen gemeiniglich eine Belustigung anzustellen, und einen Festtag zu feiern, um von Gott einen glüklichen Ausgang dieser gefährlichen Reise zu erbitten. Diejenigen, welche niemals unter der Linie gewesen sind, müssen den Bootsleuten entweder etwas Geld, oder etwas zu essen und zu trinken, oder wenigstens Geldeswerth, geben. Selbst die Kapuziner sind nicht ausgenommen, von welchen sie Paternoster, Agnus Dei und dergleichen Dinge annehmen. Diese werden zum Verkaufe ausgestellt, und was heraus kömmt, das wird angewandt, Messen für die Seelen im Fegfeuer zu lesen.

Wenn Jemand sich weigert, diese Gebühr zu entrichten, so führen ihn die Bootsleute, die wie Offiziere gekleidet gehen, gebunden vor einen Richterstuhl, wo einer aus ihnen in einem langen Rok-

ke die Stelle eines Richters vertritt, ihn befragt, anhört, was er zu sagen hat, und das Urtheil über ihn fällt, daß er dreimal auf folgende Art in die See getaucht werden soll. Die verurtheilte Person wird an ein Seil angebunden, dessen anderes Ende durch eine Rolle an dem einen Ende einer Segelstange herumläuft. An diesem wird er in die Höhe gezogen, und hernach dreimal unter das Wasser fallen gelassen. Es fehlet selten an einem oder dem andern, welcher den übrigen diese Lust macht. Ein gleiches geschieht in der Meerenge von Gibraltar, und bei dem Vorgebirge der guten Hoffnung.

Als sie durch die Linie gegangen waren, wehte der Wind immer noch gerade in ihren Rükken aber mit solcher Heftigkeit, daß sie untergegangen wären, wenn sie nicht noch auf einen Strom gekommen wären, der stark genug war, ihrem entsezlich schnellen Laufe Einhalt zu thun. Bald hernach legte sich der Wind, wobei ihnen diese Kühlung abgieng, und sie zu fürchten anfiengen, daß ihre Lebensmittel nicht zureichen möchten. Ihr Schrekken ward durch die Erinnerung des übeln Schikfals vermehrt, welches erst neulich das Schiff Catarinetta betroffen.

„Dieses Schiff, welches aus Goa war, und Güter von grossem Werthe führte, kam glüklich in Brasilien an. Nachdem es aber auf dem Wege nach Lissabon durch die Linie gegangen war, so starben der Steuermann und die besten Schiffer,

alle wegen der übermäßigen Hizze. Das Schiff ward hiedurch ein Spiel der Wellen, und ward ſieben Monate lang umher getrieben, welches diejenigen, die noch am Leben waren, nöthigte, nachdem ſie alle ihre Lebensmittel aufgezehrt hatten, die Kazzen, Hunde, Razzen, die ſie am Borde fanden, zu eſſen, und ihre Schuhe und alles andere Leder zu kochen. Endlich blieben von vierhundert Mann, nicht mehr als fünf übrig. Der eine darunter war der Hauptmann, und dieſer ward nicht nur durch den betrübten Anblik eines elenden Todes, ſondern auch durch die Gedanken traurig gemacht, daß er ſeine Ehre verlieren würde. Er glaubte, es würde ſich das Gerüchte ausbreiten, daß er in ein entferntes Land geflohen wäre, um die groſſen Schäzze, die ihm anvertraut waren, zu ſeinem Nuzzen zu verwenden, und die Früchte ſeiner Unehrlichkeit ohne Gefahr zu genießen. Weil er daher wünſchte, daß wenigſtens einer am Leben bleiben möchte, um die Nachricht von ihrem Unglükke nach Hauſe zu bringen, ſo that er den Vorſchlag, das Loos über denjenigen zu werfen, welcher ſterben, und den übrigen vieren zur Speiſe dienen ſollte; indem die unumgängliche Nothwendigkeit dieſes Mittel gerecht und vernünftig machte.

Sie giengen alle den Vorſchlag ein, wollten aber ſchlechterdings den Hauptmann von der Strenge deſſelben ausgenommen wiſſen. Er hingegen that einen feierlichen Eid, daß es ihm eben ſo ergehen

ſollte, als den Andern; und als ſie würfelten, fiel das Loos auf ihn. Die Andern aber enthielten ſich immer noch, ihn umzubringen, und beſchloſſen, lieber als gute Katholiken zu ſterben, als ihre Hände mit dem Blute ihres Gefährten zu befleken. Nachdem ſie nun alle den Ausgang zu erwarten beſchloſſen hatten, ſtieg einer von ihnen auf den Maſtkorb, und da er ſcharf um ſich herum ſah, ward er endlich in der Ferne, etwas Dunkles gewahr, und als der Hauptmann mit ſeinem Fernglaſe hinauf ſtieg, entdekte er, daß es Land war. Sie wandten nun alle möglichen Kräfte an, um an das Ufer zu kommen, und als ſie hinkamen, fanden ſie, daß es ein Haven war, der dazumal mit Portugal in Frieden ſtand.

Als ſie an das Land geſtiegen waren, giengen ſie unmittelbar zu dem Statthalter, der ihnen alles reichte, was ſie nöthig hatten. Doch ſtarben zwei von ihnen, die mehr abgezehrt waren, als die andern; die übrigen drei genaßen durch Hülfe guter Aerzte, und giengen nach Liſſabon unter Segel, nachdem ſie ihr Schiff in guten Stand geſezt hatten. Sobald ſie daſelbſt anlangten, ſtarb noch der eine von den dreien, welcher unterwegs aufs neue krank geworden war. Der Hauptmann und der noch lebende Bootsmann ſtiegen ans Land, und wurden ſogleich dem Könige von Portugal vorgeſtellt, der durch die Leiden, die ſie ausgeſtanden hatten, ſehr gerührt ward, und ihnen anſehnliche Ge-

schenke gab, und den Hauptmann zum Admiral der Flotte, und den Bootsmann zum Hauptmann von dem besten Schiffe machte."

Nun kommen wir wieder auf die gegenwärtige Reise.

Als sie in zehn Graden Süderbreite waren, entdekten sie das Vorgebirge St. Augustin, und sahen eine grosse Menge Landvögel um sich herum fliegen, und Wallfische, welche ganze Ströme aufsprüzten. Sie sind auf diesem Meere so häufig, daß Carli uns versichert, ein Kaufmann bezahle dem König von Portugal fünfzig tausend Kronen an Golde für die Freiheit Oel zu machen.

Als sie bei der Kirche unsrer Frauen von Nazareth, fünf kleine Meilen von Fernambuk, vorbei fuhren, begrüßten sie solche insgesammt mit drei Ave Maria, und einer dreifachen Salve aus ihren Kanonen. Sie kamen unter dem Thurme vor Anker, welcher bei dem Haven Fernambuk die Stelle eines Forts vertritt, indem der Haven selbst zu klein ist, daß Schiffe darin liegen können.

In ihrer Herberge fanden sie zwei von ihren Gefährten am Fieber krank liegen. P. Carli selbst und Angelo verspürten einige Unpäßlichkeit, weswegen sie sich den Händen des Arztes überlassen mußten, indem es für die, welche in dieses Land kommen, fast etwas unvermeidliches ist, daß sie nicht krank werden sollten; es mag nun von Veränderung der Luft, oder der Speisen herrühren.

Es waren zu derselben Zeit in und ausser dem Haven achtzig Schiffe, ihr eigenes mit gerechnet, welches eine Ladung von Zukker, von nicht weniger als tausend Kisten, hatte.

Zur Ergözzung besahen sie an einem Tage die Zukkermühlen, welche sehr sehenswürdig sind. Die Maschine, die sie brauchen, ist ein grosses Rad, welches von einem Haufen Negern mit Gewalt herum gedrehet wird. Dies treibt eine starke eiserne Presse, in welcher das Zukkerrohr zerstossen oder zermalmet wird. Der Saft davon fällt in einen grossen Kessel, der über dem Feuer steht. Man sieht mit Verwunderung, daß die Negern, welche von Natur so faul sind, so harte Arbeit thun, und das Zukkerrohr so geschikt unter den eisernen Stämpel schieben, ohne dabei ihre Hände oder Arme zu verlieren. —

Am zweiten November im Jahr 1667, giengen sie nach Kongo unter Segel, und wurden genöthigt, um den widrigen Winden zu entgehen, ihren Lauf nach neun und zwanzig Graden Süderbreite, in gleicher Höhe mit dem Vorgebirge der guten Hoffnung, zu nehmen, welches eher das Vorgebirge des Todes genannt zu werden verdiente, wegen der beständigen Furcht des Todes, in der alle diejenigen schweben, die ihm nahe kommen. Acht Tage nach einander litten sie beständige Nässe; manchmal wurden sie bis in die Wolken gehoben, und ein andermal wurden sie wieder

in die Tiefe geworfen, und auf beide Arten fürchteten sie ihren Untergang. Endlich ließ der Wind nach, die Wellen legten sich, und sie sahen einige Beine von dem Kuttelfisch, (Meerspinne) dessen sich die Goldschmiede bei dem Schmelzen bedienen, auf dem Wasser schwimmem. Dieses wird für ein Zeichen von gutem Wetter angenommen, und daß man nicht weiter als sechzig Meilen von dem vesten Lande ab ist, indem dieser Fisch niemals weit von dem Ufer weggeht.

Sie sahen auch wirklich am andern Tage Land, und fiengen an, sich einen glüklichen Ausgang von ihrer Reise zu versprechen, weil auf dieser Küste nie Stürme sind, und die Schiffe einen Flintenschuß weit von dem Ufer fortlaufen können, ohne in Gefahr wegen der Sandbänke zu schweben. Da ihr Boot seit einigen Tagen in der See war, um nach einigen Klippen zu forschen, die längs dem Ufer unter dem Wasser liegen, so fischten sie in währendem Fahren, und brachten allezeit eine grosse Menge Fische an Bord.

Unter andern fiengen sie einen Fisch, fünfzehn bis sechzehn Pfund schwer, auf welchen der Hauptmann sie zu Gaste bitten wollte. Er war roth, und hatte einen grossen runden Kopf, und funkelnde Augen wie Feuer, platte Nasenlöcher vorn auf dem Kopfe; seine Floßfedern waren sehr beweglich, seine Schuppen rasselten an einander, und der ganze Körper machte ein entsezliches Geräusche. Der

Hauptmann, welcher wußte, daß dies einer der wolschmekkendsten Fische in diesen Gewässern war, nahm es über sich, ihn selbst zuzurichten, und machte eine weisse Brühe daran, mit Zukker, Gewürze, Pomeranzen- und Limoniensaft, so daß es alles wie gestandne Milch war, welches sie mit Löffeln aßen, und nicht unterscheiden konnten, ob die Brühe den Fisch, oder der Fisch die Brühe gut machte.

P. Carli hatte Lust, an das Land zu steigen; der Schiffer aber wollte es nicht zugeben, und sagte ihm, es wären Schwarze auf dieser Küste, welche Menschen fräßen. Sie wurden zwei von ihnen gewahr, welche, sobald als sie Weisse sahen, davon liefen. Dies machte, daß der Schiffer von dem Lande abfuhr, aus Furcht, sie möchten einen Zauberer gerufen haben, der sein Boot in Grund senkte, und ihm seine Leute wegnähme.

Einige Tage darnach gieng der Schiffer ans Land, und wollte hinter einem kleinen Felsen seine Nothdurft verrichten; kaum war er dort, so kam er ganz ausser Athem wieder an das Wasser gelaufen, und rief die übrigen, sie möchten ihm zu Hülfe kommen, welches sie auch thaten. Die Ursache seines Schrekkens war, daß er hinter dem Felsen ein Feuer angezündet sah, an welchem Fische gedörrt wurden; ein gewisses Zeichen, daß einige Negern in der Nähe wohnten. Dies hatte ihn so erschrökt, daß er die Noth, in der er sich befand, vergaß, und drei Tage lang an Verstopfung litt.

Als sie bei dieser Küste vorbei waren, welche wegen einer langen Reihe von Gebirgen häßlich anzusehen ist, entdekten sie in der Breite von vierzehn Graden einige grüne Bäume, und ein anmuthiges Ufer mit schönen Haven, die zwei bis dreitausend Schiffe in sich fassen könnten. Um Weihnachten liefen sie in dem Haven von Benguela ein, der Hauptstadt von dem Königreiche dieses Namens.

Eine Menge von kleinen Kähnen, und auf jedem zwei schwarze Fischer, kamen zu ihnen an Bord, welche an die Bootsleute Fische gegen brasilischen Rolltobak vertauschten.

Hier stieg Angelo mit dem Pater Superior ans Land, und predigte portugiesisch. Die Luft des Landes macht die hiesigen Speisen so ungesund, daß die, welche bei ihrer ersten Ankunft davon essen, gewiß sterben, oder sich wenigstens eine gefährliche Krankheit zuziehen. Aus dieser Ursache hüten sich die Reisenden, daß sie nicht an das Land gehen, noch von dem dasigen Wasser trinken, welches wie Lauge aussieht. Dies machte, daß die Missionarien keine Lust hatten, die Mahlzeit einzunehmen, zu welcher sie der Statthalter einlud, bis er ihnen die Versicherung gab, daß er ihnen weder von den Speisen, noch dem Weine des Landes etwas vorsezzen wollte. Er bewirthete sie nach portugiesischer Art, und schikte ihnen gute europäische Früchte an Bord, nebst einem ganzen

geschlachteten Ochsen, der aber klein war, und keine Hörner hatte. Er war von sehr gutem Geschmakke; dies ist die einzige Speise dieses Landes, die aber in grosser Menge zu haben ist.

Die fürchterliche Figur, welche die Weissen daselbst machten, veranlaßte den Carli, daß er dem Statthalter seine Bitte abschlug, welcher ihn eine Zeitlang bei sich behalten wollte, weil es ihm an einem Priester fehlte. Die Gerichte von Lissabon verbannen oft, zur Strafe für sehr grosse Verbrechen, die Missethäter nach Angola und Benguela, indem sie diese Länder als die allerschlimmsten und ungesundesten unter denen ansehen, welche die Portugiesen im Besizze haben. Daher sind die dasigen Weissen die verruchtesten und niederträchtigsten unter allen Menschen.

Nachdem sie von dem Statthalter Abschied genommen hatten, sezten sie ihre Reise fort, welche sie glüklich vollendeten, indem sie nach zwölf Tagen in dem Haven Loanda anlangten, welches der schönste und größte Haven ist, den Carli jemals gesehen hat. Als er und sein Reisegefährte ans Land stiegen, wurden sie von einer unzähligen Menge schwarzer und weisser Menschen bewillkommt, die ihre Freude wegen ihrer Ankunft zu erkennen gaben, ihnen die Kleider küßten, und sie umarmten. In Begleitung dieses Volks giengen sie in ihr Hospizium, oder das Haus, welches zu ihrer Aufnahme bestimmt war, und fanden auf

dreihundert Personen in der Kirche, nebst den vornehmsten Leuten aus der Stadt, welche ihnen entgegen giengen, um sie zu bewillkommen. Von hieraus giengen sie in ein Kloster. Sie trafen daselbst drei Patres an, ingleichem einen alten siebenzigjährigen Laienbruder, einen Unterguardian von Rongo, der auf dem Wege der Genesung, und einen von Angola, der mit einem Fieber behaftet war. Sie erhielten die Nachricht, daß zwei Geistliche aus ihren Mitten, die kurz vor ihnen von Genua abgegangen waren, gleich bei ihrer Ankunft gestorben seien, der eine zu Loanda, und der andere nicht weit davon zu Massangano.

Der Unterguardian wollte bald hernach die Reise antreten, und den Angelo mit seinem Amtsgenossen in das Land Sogno, und von daraus in das Land Bamba führen.

Die Einwohner von Loanda ersuchten sie, wenigstens ein Jahr lang bei ihnen zu bleiben, um sich an die Luft und an die Speisen zu gewöhnen, ehe sie sich in die wüsten und ungesunden Gegenden von Bamba wagten, und ihr Leben in Gefahr sezten. Sie wollten sich aber nicht abschrökken lassen, sich allen der Gefahren und Beschwerlichkeiten zu unterziehen, zu denen sie vorbereitet waren.

Nachdem sie sich mit allen Nothwendigkeiten versehen hatten, so giengen die beiden Kapuziner zu Schiffe, fuhren an dem Ufer hin, und kamen nach zwei Tagen an den Dande, an den Gränzen

des Königreichs Angola, wo die Portugiesen ein Fort haben. Sie legten einen Besuch bei dem Befehlshaber daselbst ab, und zeigten ihm ihre Briefe von den Herren des Staatsraths zu Loanda, welche damals das Königreich regierten, weil der Statthalter, den man erwartete, noch nicht angekommen war. Es waren Empfehlungsschreiben an ihn, daß er ihnen zu Negern verhelfen sollte, welche sie und ihre Güter fortschaften. Die zwei Tage über, da sie sich daselbst aufhielten, ließ der Befehlshaber fischen, und Fische für sie einsalzen, unter welchen Schollen und Sardellen eine Spanne lang waren. Ausser den Lebensmitteln und dreissig Negern, verschaffte man ihnen Hängematten oder Hamakken, indem die Herren dieser Stadt versicherten, es würde ihnen unmöglich fallen, bei ihrer gegenwärtigen Kleidung und Aufzuge zu Fusse zu gehen.

Da in diesen wilden Ländern keine grosse Strassen, sondern nur Fußsteige sind, so mußten sie in einer langen Reihe ziehen. Einige Negern giengen mit dem Geräthe, womit sie beladen waren, voraus. Darauf kam Angelo in seiner Hängematte, und mit ihm einige Negern; hierauf Carli, der sich in seinem Nezze tragen ließ, welches ihm eine bequeme Art von Sänften zu seyn schien. Ihm folgten die übrigen Negern, welche die anderen vom Tragen ablösen mußten, wenn sie müde waren. Man sieht mit Verwunderung, wie geschwind sie

gehen, ob sie gleich schwer beladen sind. Sie waren mit Bogen und Pfeilen bewaffnet, und sollten sie bis an eines von ihren Dörfern oder Libatten, wie sie solche nennen, bringen, wo neue Träger geschafft werden sollten.

Der Herr oder Statthalter der Libatte, welchen sie in ihrer Sprache Makolonte nennen, kam ihnen ohne Verzug entgegen, und wieß ihnen die zwei besten Hütten in der ganzen Stadt an. Denn in dem ganzen Königreiche, ausser zu St. Salvador, ist kein steinernes Haus zu finden, sondern alles ist von Stroh und Stoppeln. Die schönsten sind mit Wänden von Lehm gebaut, und mit Stroh gedekt, die meisten sind ohne Fenster, indem die Thüre diese Stelle vertritt.

Der Makolonte trug einen Lappen wie ein Schnupftuch groß, der aus Palmenblättern gemacht war, um seine Blöße zu bedekken, und einen Mantel aus europäischem Tuche, der bis zur Erde reichte. Es war blau, welche Farbe sie sehr hoch achten. Uebrigens gieng er nakt. Die Negern, die als seine Bedienten mit ihm giengen, trugen nur eins solcher Tücher, die sie nach Loanda schikken, um sie blau färben zu lassen. Die anderen Leuten hatten zu ihrer Bedekkung nichts als Baumblätter und Meerkazzenfelle, und die, welche in dem freien Felde wohnen, und unter den Bäumen liegen, sowol Männer als Weiber, gehen gänzlich nakt.

Diese erste Libatte war ziemlich groß, und bestand aus etwa hundert Hütten, die von einander abgesondert und ohne Ordnung waren. Man kann sagen, daß sie bei Tage nicht darin wohnen; denn die Männer, denen die Melankolie etwas ganz fremdes ist, gehen spazieren, reden mit einander, und spielen auf gewissen elenden Instrumenten, bis es Nacht wird. Die Weiber hingegen gehen früh aus, um das Feld zu bestellen, und tragen einen Korb auf dem Rükken, in welchen sie einen Topf von schwarzer Erde, den sie Kiusu nennen, und eines von ihren Kindern legen. Das jüngste tragen sie auf den Armen, welches die Brust ohne der Mutter Hilfe nimmt; ein drittes führen sie bei der Hand; und oft tragen sie noch ein anderes im Leib, indem sie sehr fruchtbar sind. Die übrigen Kinder gehen der Mutter nach, wenn sie deren mehrere hat. Wenn sie aber etwas groß sind, so lassen sie solche gehen, wo sie hin wollen, und bekümmern sich eben so wenig um sie, als ob sie sie gar nichts angiengen.

Die Missionare schenkten dem Makolonte ein Stük venezianisches Glas, welches sie Missanga nennen, und an den Hals hängen, weil sie keinen bequemern Ort haben, es aufzuheben. Als der Makolonte ihre Komplimente angenommen, und beantwortet hatte, so schikte er einen Neger in der ganzen Libatte herum, und ließ den Einwohnern sagen, daß sie ihre Kinder zur Taufe brin-

gen sollten. Es war aber die Jugend schon meistentheils getauft, indem die Kapuziner diese Mission dreissig Jahre hindurch geführt hatte. Der abgeschikte Neger sagte den Einwohnern, es sei ein Kapuziner gekommen, welchen sie in ihrer Sprache Gramga nennen, wozu sie aus Ehrerbietung das Wort Formet, das ist: Vater oder Herr hinzusezzen. Auf diese Nachricht kamen sie häufig gelaufen, und brachten ihre Kinder, und statt eines Allmosens zwei von ihren Schnupftüchern als Palmenblättern, oder auch dreitausend fünfhundert kleine Muscheln, welche das Geld des Landes sind, oder auch eine Henne. Denn es ist vormals eine große Menge Federvieh hieher gebracht worden; die Kriege aber haben es fast alles aufgeräumt. Sie bringen auch etwas Salz auf einem Blatte zu Einsegnung des Wassers, und geben eines von den benannten Geschenken für die Taufe ihrer Kinder, ob sie gleich auch umsonst getauft werden, wenn sie nichts zu geben haben. (!) In dieser Libatte tauste Jeder von ihnen fünfzehn Personen.

Als Carli mit dem Makolonte geredet hatte, daß die gehörigen Vorbereitungen zur Messe auf den andern Tag gemacht würden, so schikte derselbe sogleich Negern aus, die Holz fällen und Palmblätter holen mußten, wovon sie einen Altar und eine kleine grüne Kapelle nach seiner Vorschrift errichteten. Sie versahen dieselbe darauf mit dem Nöthigen aus der Kiste, welche alle Missionare

bei sich zu führen pflegen. Es war eine grosse Menge Volks gegenwärtig, und die Kapelle stand auf einer Höhe, damit alle die Messe sehen möchten, wenn sie auch selbige nicht hören konnten. Darauf katechisirten sie, und stellten das Volk in zwei Haufen, und liessen das, was sie sagten, durch einen Dollmetscher erklären. Als dieses geschehen war, fiengen die Negern auf verschiedenen Instrumenten zu spielen an, und tanzten und jauchzten so laut, daß man sie eine halbe Meile weit hören konnte.

Als die Misionare fort gehen wollten, gab der Makolonte seinen Schwarzen ein Zeichen, daß sie stille stehen und schweigen sollten, welches in einem Augenblikke geschah. Es war ihnen sehr nöthig, indem sie über und über schwizten. Nachdem sie ihnen den Segen gegeben hatten, giengen die Kapuziner fort, worauf das Volk von neuem so laut als zuvor zu spielen, zu tanzen und zu schreien anfing.

Auf der Reise sahen sie allerlei Thiere, besonders kleine Meerkazzen, und eine grosse Menge Affen von verschiedenen Farben, die alle auf die Wipfel von den höchsten Bäumen hinaufkrochen. Sie sahen auch zwei Pakasses, Thiere, welche den Büffeln in etwas ähnlich sehen, und wie die Löwen brüllen. *) Das Thier Zebra wird auch in dieser Gegend

*) Es sind auch nichts anders, als Büffel, oder wilde Ochsen. Mit dem Löwengebrülle ist es aber dabei nicht so ganz richtig. (M. s. im V. d. W.)

Gegend gefunden. Sehr fern auf einem Berge sahen sie ein anderes Thier mit schwarzen und gelben Haaren, welches, wie der Dollmetscher sagte, ein Leoparde war. Sie kamen unversehens an ein Thier, welches schlief und von dem Geschreie der Negern erwachte. Es stand auf, that einen grossen Sprung und nahm die Flucht. Dem Leibe nach war es einem Wolfe gleich, deren es hier eine grosse Menge gibt. Sein Kopf aber war wie Ochsenkopf, unproportionirt, und sehr schröklich anzusehen. Sie sagten, es wäre eine Misgeburt. *) Es waren viele Thiere wie Ziegen da, **) welche davon liefen, und hernach auf einander warteten, wie auch eine Menge wilder Hühner, die gröſſer waren, als die zahmen, und wie Hasen schmekten.

In der andern Libatte gieng nichts ausserordentliches vor, wo sie eben so wie in der ersten thaten. Als sie des Nachts an eine von diesen Libatten kamen, war das Thor geschlossen, welches aus getrokneten Dornen gemacht war, indem ihre ganze Ringmauern, gleich wie die Mauern an ihren Städten, aus Dornhekken bestehen, die so hoch sind, als eine Pike. Es wurden ihnen Hütten angewiesen, worin sie übernachten sollten; die Missionare aber entschlossen sich, viel lieber,

*) Ist wahrscheinlich nichts anders als eine wahrhafte Hyäne, welcher der Schrekken ein fürchterliches Ansehn lieh.

**) Antelopen. (M. s. im V. B. d. W.)

wegen der übermäßigen Hizze in der freien Luft auf ihren Hängematten zu liegen, welche sie mit dem einen Ende an das Dach der Hütte und mit dem andern an zwei gegenüberstehende Pfähle anbanden.

Um Mitternacht fiengen drei Löwen an zu brüllen, daß die Erde davon erschütterte. Dies wekte Carli auf, welcher sich aufrichtete, um sich umzusehen, weil es Mondschein war. Aber die Hekke war so dik und so stark belaubt, daß er keinen von ihnen gewahr werden konnte, ob er gleich merkte, daß sie nicht weit davon waren. Er war fast schon entschlossen, in die Hütte zurükzugehn. Weil er es aber für unmöglich hielt, daß sie auf solche grosse Hekken hinauf springen konnten, so lag er ruhig, bis es Tag ward, wobei ihm doch manchmal vor Furcht das Herz klopfte. Als es Tag war, gieng er zu dem Michael Angelo, der in einer ganz nahe dabei liegenden Hütte eingekehrt war, und weil die Nacht frisch war, niemals besser geschlafen und nichts von den Löwen gehört hatte.

Nachdem sie verschiedene Kinder getauft hatten, giengen sie weiter; und als sie bis Mittag gereiset waren, erinnerten sie die Negern, daß sie ein wenig ausruhen möchten, weil ein kleiner Bach mit gutem Wasser in der Nähe wäre. Sie sezten sich darauf unter einige Bäume in den Schatten, um die Mahlzeit fertig zu machen, und etliche von ihnen giengen aus, um Heidekorn zu lesen, und Andere Holz zu holen. Angelo wollte sich seines

Stahls zum Feueranſchlagen bedienen; aber ein Neger, der ein Koch war, ſagte, dieſes wäre nicht nöthig, und nahm zwei Stükke Holz, das eine zwei Finger dik, mit vielen Löchern, welche nicht ganz durchgiengen, das andere, welches ein kleiner Stab eines Fingers dik war, ſtekte er in ein Loch von dem erſten Holze. Darauf drehte er ſie herum, und rieb ſie mit einer Geſchwindigkeit mit beiden Händen an einander, wovon der kleine Stab Feuer fing; dies iſt ihre Art Feuer anzuzünden. Die, welche mit Heidekorn beladen zurükkamen, ſchüttelten es aus der Aehre heraus, und thaten es in vier Töpfe, um Brod daraus zu machen, und kochten Pataten, welches ziemlich gute Wurzeln ſind.

Indem ſie nun insgeſammt mit dem Kochen alſo beſchäfftigt waren, wurden ſie plözlich eines Elefanten gewahr, der nicht viel kleiner war, als ein beladener Heuwagen. Den Kopf ließ er ein wenig hängen, weil ihm ſchon einer von ſeinen Zähnen ausgefallen war. Alle Negern ſtanden jählings auf, und lieſſen mit ihrem gewöhnlichen Geſchrei Pfeile auf ihn fliegen. Einer aber unter ihnen, der liſtiger war, als die übrigen, lief geſchwind, und ſtekte eine benachbarte mit Stroh gedekte Hütte in Brand. Die Flamme verjagte den Elefanten ſehr bald, welcher drei Pfeile in ſeinem Leibe ſtekken hatte. Das Feuer aber von der Hütte wurde durch den Wind ausgebreitet, und ergriff das nahe ſtehende Gras, welches von der über-

mäßigen Hizze ausgedorrt war, und sehr hoch stand, wodurch alles Gras, Bäume, und was dem Feuer im Wege war, auf eine Meile weit verzehrt ward. Da die Thiere aus dieser Gegend auf solche Art vor Schrekken davon gelaufen waren, so sezten sie ihre Reise in aller Sicherheit nach der nächsten **Libatte** fort.

Ein andermal fanden sie eine grosse Schlange auf der Strasse, mit einem Kopfe so groß wie ein Kalbskopf, und fünf und zwanzig Fuß lang. Denn von dieser Länge war die Haut einer andern Schlange, von welcher **Carli** das Maaß nahm. Sie ward dem **Michael Angelo** gegeben, der sie mit einigen andern Seltenheiten seinem Vater überschikte. Bei dem Anblikke dieses fürchterlichen Thieres machten die Negern, wie sie gewohnt sind, ein grosses Geschrei, liefen aus dem Wege, und liessen die Missionare auf eine Höhe gehen, um ihr Zeit zu lassen, sich entweder rükwärts oder vorwärts wegzuwälzen. **Carli** bemerkte, daß sich von ihrem Gange so viel Gras auf einmal bewegte, als ob zwanzig Leute da wären. Sie warteten eine Stunde lang, bis sie aus dem Wege war, und sezten darauf ihre Reise fort. Sie lernten hieraus, daß die Negern furchtsamer waren, als sie selbst, und daß sie sich keiner andern Hülfe von ihnen zu getrösten hätten, als die ihnen ihre eigene Füsse gewährten. Sie wünschten sich oft, eine Flinte mitgebracht zu haben, welche ihnen von gu-

tem Nuzzen gewesen seyn würde. Denn jezt waren, wenn sie in Gefahr vor den wilden Thieren geriethen, alle ihre Hülfsmittel, entweder zu fliehen, oder um ihrer Sicherheit willen das verdorrte Gras in Brand zu stekken.

Als sie einmal an einen Fluß kamen, an welchem, wie ihnen war gesagt worden, nur zwei mit Stroh gedekte Häuser seyn sollten, in welchen die Negern, die von Loanda nach St. Salvador gehen, einkehren könnten, so fiel ihnen eine grosse Anzahl Hütten in die Augen, und sie vernahmen ein grosses Getöse von Leuten, die in Trompeten stiessen, und auf Trommeln, Pfeifen und andern Instrumenten spielten. Die Negern kamen auf die Gedanken, es möchte der grosse Herzog, der Herr von dieser Provinz, seyn. Da sie aber näher hinan kamen, wurden sie gewahr, daß es lauter neue Hütten waren, welche sich durch eine dikke Dornhekke gegen die wilden Thiere beschüzten, die in den Flüssen zum Saufen kommen. Daselbst fanden sie den Bruder des Oberhauptmanns von Danke, welcher ihnen vier Mulatten mit Flinten, und viele Negern mit Pfeifen und Trompeten zur Bewillkommung entgegen schikte. Dieser Herr empfieng sie sehr höflich, und sagte ihnen, daß er alle Abende, wenn die Nacht einbräche, ein solches Dorf bauen liesse. Er gab ihnen Hüner und Landesfrüchte zu essen.

Er hatte, ohne die Weiber und Kinder, bei

tausend achthundert Mann bei sich. Dieses war die Ursache, warum sie zwei Tage zu Dante hatten liegen bleiben müssen, weil sie daselbst nicht Leute genug zu ihrer Begleitung hatten antreffen können. Er wartete, um sie über den Fluß sezzen zu sehen. Unter seinem Gefolge hatte er vier und zwanzig Mulatten, welches kühne unerschrokkene Wagehälse sind, und Flinten und Säbel führen. Die Negern hatten Bogen und halbe Piken. Die Instrumente erklangen, und das Geschrei ward bei seinem Abschiede verdoppelt; wobei die Missionare mit Verwunderung sahen, mit welcher Pracht, und mit welchem ansehnlichen Gefolge grosse Herren in diesen Ländern reisen.

Eine halbe Meile von dem Flusse kamen sie an die zwei erwähnten Hütten, wo keine Dornhekken, und nur vier Bäume, und auf den Wipfeln derselben kleine Hütten oder Körbe waren. Hier erboten sich die Negern, die ganze Nacht über zu wachen, wenn die Missionare in die eine Hütte, und die übrigen in die andere gehen wollten. Sie giengen in die beste Hütte, und legten sich auf dem Stroh schlafen, nachdem sie gegessen hatten, was ihnen die Mildigkeit ihrer schwarzen Wirthe mitgeheilt hatte.

Um Mitternacht wurden sie von einem Löwen und einer Tigerinn *) gestört, die in der Nähe von

*) Soll wol heissen: Löwinn.

ihren Hütten ihre Kurzweile hatten. Als bei dieser Gelegenheit einer des andern Beichte gehört hatte, sahen sie durch die Rizzen der Hütte, und konnten diese Thiere erblikken, da sie nicht über einen Steinwurf weit davon waren. Das Herz pochte ihnen gewaltig; die Negern aber, nachdem sie kurze Zeit mit einander gesprochen hatten, zündeten ein Feuer an, welches diese Thiere bald verjagte.

Am folgenden Tage holten sie einige Negern ein, die einen Portugiesen trugen, welcher Kanonikus an der Kathedralkirche zu St. Salvador werden sollte. Sie waren über diesen Zufall vergnügt, weil sie ihn zu Loanda hatten kennen lernen, wo er alle Tage in ihrer Kirche die Messe gelesen hatte, sie reiseten den übrigen Theil vom Tage mit einander. Sie fragten ihn, wie er eine so schöne Stadt, wie Lissabon, hätte verlassen und in diese elende wüste Länder hätte gehen können. Er antwortete, er hätte eine gute Pfründe von fünfzig Milreis jährlich zu geniessen, welches ungefähr 84 Reichsthaler ist. Carli sagte, er möchte eine solche Stelle nicht für tausend Millionen Goldes annehmen. „Weswegen kommet denn ihr hieher?" fragte der Domherr. Die Missionare antworteten: sie hätten aus Liebe zu Gott und dem Nächsten Italien verlassen, und sie würden alle Mühe und Beschwerlichkeit für genug belohnt achten, wenn dadurch nur Einer

Seele der Himmel erkauft würde. Als sie in der Libatte ankamen, wo nicht Negern genug zu haben waren, die sie alle forttrugen, so ersuchten sie den Domherrn, vorauszugehen, und erboten sich, so lange zu warten, bis seine Träger zurük kämen. Sie konnten ihn aber nicht dazu bereden. Er starb wenige Tage hernach zu Bombi, welchen Ort sie schon verlassen hatten, ehe er dort ankam.

Bombi ist eine sehr grosse Libatte, wo sich ein sogenannter Marquis aufhält, der dem Groß-Herzoge von Bamba unterworfen ist, gleichwie dieser wieder dem Könige von Kongo. Weil einer von seinen Söhnen, der fünf und zwanzig Jahr alt war, und gut Portugiesisch sprach, sich anbot mit ihnen zu reisen, und ihr Dollmetscher zu seyn, so lange sie zu Bamba bleiben würden, so nahmen sie mit seines Vaters Bewilligung dieses gütige Anerbieten an. Mit Aufgang der Sonne sezten sie ihre Reise fort, und zwar mit mehr Lust als zuvor, als sie aber am wenigsten daran gedachten, so wurden sie in der Ferne ein grosses Feuer gewahr, indem die Negern das Gestrüppe angezündet hatten, welches sich vor dem Winde her ausbreitete, und alle wilde Thiere gegen sie zu trieb. Ihre Leute sagten ihnen, das beste Mittel, der Wut dieser Thiere aus dem Wege zu gehen, sei, daß sie auf die Bäume kletterten. Sie suchten daher aus einem Kasten eine Strikleiter hervor, und ließen einen Neger auf den Baum klet-

tern, um sie anzubinden, worauf die Missionarien und der Sohn des Marquis hinanstiegen, und die Leiter hinter sich nachzogen; die andern stiegen auf andere Bäume, und zwar gleich noch zu rechter Zeit, daß sie sich retten konnten. Denn gleich darauf kam eine solche Menge wilder Thiere herbei, daß die ganze Gesellschaft kaum eine gute Mahlzeit für sie ausgemacht haben würde. Es waren Panther, Löwen, Wölfe, Büffel, Nashörner, und allerhand andere Arten von Thieren, die, indem sie vorbei trabten, sich aufrichteten, und nach ihnen sahen. Die Negern verwundeten einige von ihnen mit ihren Pfeilen, die mit einem Safte von Kräutern vergiftet waren.

Am folgenden Tage kamen sie in eine Libatte, deren meiste Einwohner mit dem Herzoge von Bamba, gegen den Grafen von Sogno, zu Felde gezogen waren, welcher seit langer Zeit sich wider den König von Kongo empört hatte. Als von beiden Theilen einige geblieben waren, schlossen die übrigen einen Waffenstillstand. Sie griffen aber bald aufs neue zu den Waffen, als der Herzog zum Oberfeldherrn des Königs erklärt worden war.

Weil nur wenige Leute an diesem Orte waren, so entschloß sich Michael Angelo voraus nach Bamba zu gehen, welches nicht weit davon lag, und schikte von daraus zwanzig Mann aus, um Carli mit dem Geräthe nachzuholen. Er blieb daselbst

sechs Tage mit dem Sohne des Marquis, und beide erhielten sich mit wälschen Bohnen, die in ihrer Sprache Kazakaza heissen, welche der junge Mensch alle Tage zusammen las. Weil aber Carli sah, daß diese Speise ihm keine Nahrung gab, so daß er vor Schwachheit kaum auf seinen Füssen stehen konnte, so sezte er sich auf ein wenig Stroh vor seine Hüttenthüre nieder, und fieng an, seine Paternoster abzuzählen. Als die Negern, welches gute alte Leute waren, dieses wahrnahmen, kamen sie haufenweise zu ihm gelaufen, und bewunderten diese Kügelchen mit den seidenen Schnüren, an welche dieselben angereihet waren, und baten ihn sehr eifrig, um ein Paar für den Makolonte. Carli sagte ihnen, er wollte es thun, wenn sie ihm eine Henne gäben, deren er eine grosse Menge um die Libatte gesehen hatte, welches sie auch thaten. Die Nothwendigkeit erforderte es, daß er auf solche Art verfahren mußte, indem kein Kind an dem Orte zu taufen war, und die Einwohner nicht viel vom Allmosen wissen, das man um Gottes willen gibt.

Endlich kamen die Negern an, welche Angelo abgeschikt hatte, und als Carli nicht mehr weit von der Libatte, wo sie übernachten wollten, auf dem Wege war, so begegneten sie einem Löwen, der so verwundet war, daß er kaum gehen konnte, und bei jedem Tritte einen Haufen Blut verlor. Die Negern legten im Schrekken ihre Last, die sie trugen, nieder, faßten ihre Bogen an, und der eine

von ihnen machte mit den zwei oben beschriebenen Stekken Feuer, und zündeten damit das Gras an, welches dazumal, als im März, fast ausgedorrt, und sehr hoch und dik stand. Als dies Feuer aufgieng, und die Negern mit ihrem Geschrei fortfuhren, so kehrte sich der Löwe um, der mit Wut auf sie losgekommen war, und nahm einen andern Weg.

Eine Stunde vor Nacht langten sie in der Liatte an, die keine Einfassung von Dornen hatte, so wie die andern. Er gieng auf den Marktplaz, wo er alle Leute um einen verwundeten Menschen herum stehen sah. Als er fragte, was es wäre? sagten sie ihm, es sei der Makolonte, der mit einem Löwen gekämpft hätte. Carli sagte zu demselben, nachdem er ihn gegrüßt hatte, er thäte unrecht, daß er keine Dornhekke um die Liatte machte, wie bei andern wären. Vater, sagte er, so lange als ich lebe, wird keine Dornhekke nöthig seyn. Wenn ich todt bin, so können sie thun, was ihnen gut dünkt.

Seine Wunde war ganz geringe, und weil unser Kapuziner begierig war, eine Erzählung von dem Kampfe zu hören, so sagte ihm der Makolonte, noch an eben dem Orte, wo er mit seinen Leuten gestanden hatte, ein hungeriger Löwe sei durch den Geruch von Menschenfleische herbeigelokt worden, und habe sie so unvermuthet überfallen, ohne, wie gewöhnlich, zu brüllen, daß seine Leute,

welche alle ohne Gewehr gewesen, kaum Zeit gehabt hätten, ihm zu entfliehen. „Ich, fuhr er „fort, der ich nicht gewohnt bin davon zu laufen, „stämmte mein eines Knie und die eine Hand auf „die Erde, und hielt mit der andern ein Messer in die „Höhe, welches ich ihm aus allen meinen Kräften „in den Bauch stieß. Das Thier brüllte, als es „seine Wunde merkte, und fiel so wütend über mich „her, daß es sich selbst von neuem in die Kehle „verwundete. Zu gleicher Zeit aber riß es mir mit „der Tazze ein Stük Haut aus der Seite. Unterdessen kamen meine Leute mit ihrem Gewehre herbei, worauf der Löwe geschwind davon lief, und „viel Blut verlor." Dies war der Löwe, welcher ihnen begegnete, der sich gewiß in schlimmen Umständen befand, da er mit einem Messer verwundet worden war, welches auf die Art eines genuesischen Bajonets gemacht war, und welches die Hand eines so tapfern Mannes, wie der Makolonte, führte.

Hier brachten sie dem Carli eine schöne junge Frau zu taufen, die ganz und gar nakt war. Er ließ sie mit Palmblättern bedekken, und verwies es ihr, daß sie ihre Taufe so lange verschoben hätte. Ihre Entschuldigung war, sie lebte, wie viele andere, auf dem freien Felde unter den Bäumen, und hätte nur erst jezt von der Ankunft der Kapüziner gehört. Als er sie in den Grundsäzzen des römischen Glaubens unterwiesen hatte, taufte er sie, und gab ihr den Namen Anna. Nach Endi-

gung dieser Zeremonie schlossen alle Einwohner von der Libatte, Männer, Weiber und Jünglinge, welche lezteren sie Mulecheſ nennen, einen Kreis um sie, und nahmen sie in die Mitte, und tanzten nach ihren Instrumenten, und schrien: Lange lebe Anna! Lange lebe Anna! mit einem solchen Getöse, daß der Missionar davon ganz betäubt und verwirrt war. Weil der Pater Michael Angelo voraus gegangen war, so waren keine Kinder mehr zu taufen.

Am folgenden Morgen sezte er seine Reise nach Bamba fort, und weil er in einem sehr grossen Thale, des bösen Weges halber, aus seinem Nezze aussteigen mußte, so gieng er eine halbe Meile weit zu Fuße, auf einem steinigten Boden, eine grosse Seltenheit in diesem Lande, wo er bis jezt noch nicht einen einzigen Stein gesehen hatte. Da die Hizze ausserordentlich stark, und der Fußsteig enge war, so hatten sie alle sehr viel auszustehen. Ueberdies schlug ihm das hohe und dikke Gras an die Füsse, welches die Haut so abschälte, daß sie noch zwei Monate hernach wund waren.

Durch die Mitte des Thals lief ein schmaler aber sehr tiefer Fluß. Die Negern ergründeten die Furt, in welcher am wenisten Wasser war, und diese war vier Fuß tief. Sie legten sich auf ihre Hängmatten, und zwei von den munterſten Trägern trugen sie, welche die Stangen über ihren Kopf hielten, nicht ohne Gefahr, alle zusammen

ins Wasser zu fallen. Sie aber lachten nur darüber und blieben darin stehen, um sich zu baden.

Es fielen ihnen sehr viele schöne Vögel in die Augen, die von allerhand Farben waren; als grün, roth, gelb, und einige, welche dem Carli am schönsten zu seyn schienen, mit weissen Federn und schwarzen Ringelchen, die wie Fischschuppen aussahen. Ihr Schwanz, Augen, Schnabel und Füsse waren feuerfarben. Dies sind Papagaien, die aber sehr selten nach Europa gebracht werden.

Als sie sehr nahe bei Bamba waren, hörte er eine Glokke läuten, welche, wie ihm seine Leute sagten, dem Kapuzinerkloster auf dem Berge zugehörte. Michael Angelo hatte zur Messe läuten lassen; und nachdem er solche gelesen hatte, kam er ihm mit verschiedenen Negern entgegen, die nach ihrer Art auf Instrumenten spielten.

Als Carli in das Kloster gieng, fand er vier kleine lehmerne mit Stroh bedekte Zellen. Das Thor und der Kreuzgang, die Sakristei oder Vorhof, und die Kirche, alles war aus einerlei Materialien gebaut. Als er hier war, kam ein Neger von der Großherzogin zu ihm, welcher ihn in ihrem Namen bewillkommte, und ihm sagte: sie trüge Verlangen, ihn zu sehen. Er aber lehnte den Besuch auf jezt ab, weil er von dem beständigen Schwizzen sehr schwach und entkräftet war. In dem Garten fand er ausser den afrikanischen Pflanzen und Wurzeln, alle die, welche er zuvor

in Brasilien gesehen hatte. Von europäischen Pflanzen waren daselbst Weinreben, Fenchel und Artischokken, ingleichem alle Arten von Küchenkräutern, Kürbisse, Gurken und viele andere mehr; aber keine Birnen, Aepfel, Nüsse oder solche Früchte, welche ein kaltes Klima erfordern. Gegen Abend schikte ihm die Herzogin eine Flasche Palmwein, welcher so weiß wie Milch aussah; weil er ihnen aber nicht schmekte, so gaben sie ihn ihren Negern, welche ihn als etwas sehr kostbares tranken, und dabei oft das Wort Malaf wiederholten, welches bei ihnen Wein bedeutet.

Weil das Haus und die Kirche alt und verfallen war, so war Angelo bedacht, sie von neuem aufzubauen. Unter verschiedenen Negern, die er in seine Dienste genommen, hatte er zwei zu Gärtnern bestellt, einen zum Koche, einen zum Küster, zwei das Wasser zum Trinken zu holen und das Essen anzurichten, einen auf das Muschelgeld Acht zu haben, und Honig, Wachs, Fruchtmehl, und Heidekorn einzukaufen. Ihr Dollmetscher blieb bei ihnen, und sie trafen eine grosse Menge Negern an, welche Portugiesisch verstanden, weil Bamba auf der Strasse nach St. Salvador liegt, auf welcher diejenigen reisen, welche die portugiesischen Waaren von Loanda aus abführen.

Als Carli einen Besuch bei der Großherzogin ablegte, wurden sie mit einander einig, daß sie einen Neger an den Großherzog abschikken und ihn

ersuchen wollten, mit dem Feinde einen Waffenstillstand zu machen, und in sein Land zurükzukehren. Als sie aber die Nachricht erhielten, daß der König von Kongo zu Pemba angelangt sei, welches nur zehn Tagereisen von Bamba liegt, so ergriffen Angelo und er diese Gelegenheit, bei ihm ihre Schuldigkeit zu beobachten, mit dem Entschlusse, unterwegs zu taufen und zu predigen. Sie begaben sich den folgenden Tag mit vielen Negern auf die Reise, welche ihnen die Großherzoginn mitgegeben hatte, und als sie über einige sehr wüste Berge, die voll Löwen waren, zu reisen hatten, so stekten sie das Graß in Brand, um dieselbe in die Wälder zu verjagen, welches auch nach ihrem Wunsche gieng.

In ihrem kleinen Quartiere zu Pemba fanden sie Anton von Saraverre, einen Kapuziner aus Toskana. Sie hatten demselben kaum die Ursache ihrer Ankunft eröffnet, als sie ein grosses Lärmen von Trompeten, Pfeifen, Trommeln und Zinken hörten. Pater Anton sagte, es würde unfehlbar der König vorbeiziehen. Sie giengen deswegen hinaus, und sahen gleich darauf Seine Majestät, welches ein junger Neger, etwa zwanzig Jahr alt, war. Er pflegte weisse Halbstiefeln über seidenen gemeiniglich fleischfarbenen Strümpfen zu tragen. Sie sagten aber, er hätte alle Tage neue Kleider, welches Carli kaum glauben konnte, in einem Lande, da feine Zeuche und gute Schneider so selten sind. Vor ihm her giengen vier

und

und zwanzig junge Negern, lauter Söhne von Herzogen und Marquiſen. Dieſe trugen ein ſchwarzgefärbtes Schnupftuch von Palmblättern mitten um ihren Leib, und einen Mantel von blauem europäiſchem Tuche, der bis zur Erde reichte. Sonſt aber giengen ſie barfuß und mit bloßem Kopfe. Alle ſeine Bedienten, deren wol bei hundert waren, giengen faſt in eben der Tracht. Nach dieſen kam ein Haufen anderer Negern, nur allein mit dergleichen ſchwarzen Schnupftüchern.

Der König ließ ſich ſeinen ſeidenen Sonnenſchirm, der von ſchöner Farbe, und mit goldenen Treſſen eingefaßt war, und einen Stul von fleiſchfarbigem Sammte mit goldenen Nägeln und ganz vergoldetem Holze, durch zwei Negern nachtragen. Zwei andere in rothen Mänteln trugen ſeine rothe Hängematte, die entweder von Seide oder gefärbter Baumwolle war. Der Stab dazu war mit rothem Sammt überzogen. Die Miſſionare neigten ſich, und begrüßten den König, deſſen Name **Don Alvaro, der Zweite** war. Er ſagte ihnen, ſie hätten ihn ſich verbindlich gemacht, indem ſie zum Beſten ſeiner Unterthanen in ſein Land gekommen; es würde ihm aber noch mehr gefallen, wenn ſie mit ihm nach **St. Salvador** giengen. Sie dankten ihm unterthänig, und entſchuldigten ſich, daß ihre Gegenwart zu **Bamba** nöthiger wäre, indem ſich in dieſer ganzen Provinz kein Prieſter befände. Darauf that er verſchiedene Fragen an ſie, welche Italien und

Portugal betrafen, und befahl seinem Sekretär, der ein Mulatte war, ihnen Empfehlungsschreiben an den Großherzog mitzubringen, damit er ihnen in allen Vorfällen, die sowol ihre Privatangelegenheiten, als ihre Mission angiengen, behülflich wäre.

Seine Majestät ließ sie mit verschiedenen Geschenken von sich, welche sie durch heilige Kleinodien erwiederten, Geschenke, die ihm sehr angenehm waren, indem er sowol fromm, als gesprächig war. Sein Hofstaat war zahlreich, aber König Alfons der Dritte war im Jahre 1646 noch prächtiger gekleidet, als er einem Missionar aus eben diesem Orden Gehör ertheilte. Er saß unter einem Himmel von schönem Karmosinsammte, auf einem Stuhle mit vergoldeten Vögeln, nach europäischer Art. Zu seinen Füssen war ein grosser Teppich ausgebreitet, und dabei standen zwek Sessel von gleichem Sammte, mit goldenen Tressen eingefaßt.

Nachdem sie von dem Pater Anton Abschied genommen hatten, so traten sie ihre Rükreise an, die ihnen noch ziemlich leicht von statten gieng. Alle Tage sahen sie alle Gattungen von Thieren in solcher Anzahl, daß man hätte glauben sollen, sie hielten hier ihre Zusammenkünfte aus allen Theilen der Welt. Einst hörte P. Carli etwas wie ein Kind schreien; er ließ deswegen die Negern, welche sehr geschwind giengen, stille stehen,

und nachsehen, was es wäre. Sie sagten lachend, es wäre ein grosser Vogel gewesen, der so geschrieen hätte, und in einem Augenblikke darauf sahen sie ihn von der Erde auffliegen. Er war gröſſer, als ein Adler, von einer dunkelgelben Farbe.

Sie hätten sowol auf ihrer Hin- und Herreise verhungern müssen, wenn sie nicht noch für ihre geistlichen Verrichtungen wären bezahlt worden, obgleich die Leute unter einander selbst sehr gutthätig sind. Denn wenn sie einem von ihnen etwas zu essen gaben, so gab dieser gewiß wieder dem nächsten, den er fand, etwas davon, und so assen sie alle gemeinschaftlich.

Als sie wieder nach Bamba kamen, wurden ihnen von allen Enden Kinder zur Taufe und zum Unterrichte gebracht, in solcher Menge, daß sie ihre Schule in der Kirche halten mußten. Einige liessen sich trauen. Dieses aber waren nur wenige, und die allerbesten und geschiktesten unter ihnen; denn die meisten unter dem grossen Haufen lassen sich sehr schwerlich dazu bringen, daß sie nur eine Frau nehmen. Sie lasen oft an einem Tage zwei Messen, und zwar die andere gewöhnlich in einer andern Libatte, wo ihnen der Makolonte wälsche Bohnen, gemeine Bohnen und andere Dinge vorsezte, welche die Weiber in diesem Lande säen. So lange sie hier in ihrem Berufe standen, assen sie nicht leicht etwas anders.

Wenn die Einwohner auch genug Lebensmittel

haben, so sind sie doch nicht darauf bedacht, einen grossen Vorrath davon aufzuheben, indem sie des Morgens kaum daran denken, ob sie des Abends etwas zu essen haben werden. Carli erzählt, daß oft auf der Reise, wenn er ihnen nichts zu geben hatte, sie ohne eine grosse Bekümmerniß zu bezeigen, ein Stük Holz auf Art eines Spatens zuschnitten, das Graß aufgruben, und bei den Wurzeln gewisse kleine Kügelchen fanden, von welchen sie ihre Mahlzeit hielten. Er wunderte sich hierüber destomehr, da er, wenn es sein Leben gekostet hätte, keine hinunter bringen konnte; sie hingegen nach einer so elenden Mahlzeit fähig waren, zu hüpfen, zu tanzen und zu lachen, als ob sie bei einem Schmause gewesen wären. Wenn sie auch etwas gutes zu essen haben, so thun sie deswegen nicht vergnügter, als wenn sie sich auf das allerschlechteste behelfen.

Er taufte alle Tage acht bis zehn Kinder, und manchmal wol fünfzehn oder zwanzig, weil das arme Volk viele Meilen weit her zu ihnen kam. Sie beschlossen deshalben, sich zu trennen. Der eine sollte in dem Kloster bleiben und Schule halten, und der andere auf vierzehn Tage lang wechselsweise in dem Lande herum reisen. Michael Angelo reiste zuerst aus, weil er es selbst so wollte.

Unterdessen sezten Don Peter und Don Sebastian, zwei Söhne der Großherzogin, nie aus, in das Kloster zu kommen, hauptsächlich um Por-

tugiesisch zu lernen. Die Kräfte ihres Geistes waren ihrer Abkunft gemäß, indem sie einen scharfen und lebhaften Verstand hatten, und sich so verhielten, wie es Prinzen geziemte. Ob Carli gleich bei guter Gesundheit war, so hatte er doch Mühe, daß er sich nur auf seinen Beinen erhalten konnte, weil er weder Brod noch Wein zu geniessen hatte. Weil ihm daher sein Amt über sein Vermögen zu seyn schien, so wünschte er, davon erlöset zu werden. Er fand aber wenig Wahrscheinlichkeit dabei, daß neue Missionare kommen, und ihn ablösen würden. Denn ausser denen, die zu St. Salvador waren, befanden sich nur sechs Kapuziner in dem ganzen Lande, und wenn einer von ihnen starb, so hielt es schwer, Jemand zu finden, der seine Stelle ersezte.

An einem Abende, eine Stunde nach dem Untergange der Sonne, hörte unser Pater einen Haufen Volks singen, aber in einem so kläglichen Tone, daß er davor erschrak. Als er nachfragte, sagten ihm seine Hausgenossen, es wären die Leute aus einer gewissen Libatte, welche mit ihrem Makolonte herkämen, um sich in der Kirche zu geißeln, weil es gleich ein Freitag im Monate März war. Dies sezte ihn in Verwunderung, und er ließ sogleich die Kirchthüren aufmachen, zwei Wachskerzen anzünden, und die Glokke läuten. Ehe sie hineingiengen, blieben sie eine Stunde lang auf ihren Knien vor der Kirche liegen, und sangen das Salve Regina in ihrer Sprache in

einer sehr kläglichen Melodie, und als sie in die Kirche giengen, gab er ihnen allen das Weihwasser. Es waren bei zwei hundert Personen, welche, um sich desto mehr zu kasteien, grosse schwere Stükke Holz trugen. Sie lagen auf den Knien und schlugen sich auf die Brust. Als unser Kapuziner die Kerzen hatte auslöschen lassen, so disciplinirten sie sich eine Stunde lang mit ledernen Riemen und Strikken, die aus Baste gemacht waren. Nachdem sie die Litaneien unserer Frauen zu Loretto gesungen hatten, kehrten sie nach Hause, und liessen die Baumäste, welche sie mitgebracht hatten, ausser der Kirche liegen, welche zum Nuzzen des Gartens angewendet wurden.

Einst brachten sie ihm eine grosse Menge Wurzeln, wie Erdäpfel. Diese aber wachsen auf Bäumen, und sind von der Grösse einer Limone. Sie enthalten vier bis fünf Nüsse, die innwendig roth sind. Sie umlegen sie mit Erde, um sie frisch zu erhalten; und ehe sie sie genieſſen, werden sie abgewaschen, und alsdann trinken sie daraus. Sie schmekken etwas bitterlich; sie machen aber das Wasser sehr angenehm. Sie nennen sie Rola, und die Portugiesen zu Loanda achten sie sehr hoch.*) Carli schikte eine Anzahl davon an seine Freunde nach Europa.

Als Michael Angelo von seinen Landreisen zurükkam, nachdem er eine grosse Anzahl Kinder

*) M. s. die Naturgeschichte im V. B. d. W.

und Jünglinge getauft hatte, so ließ er sich selbst den Anbau ihres Gartens angelegen seyn, aus welchem sie ihren vornehmsten Unterhalt nahmen. Er säete verschiedene Gattungen von europäischem Getreide, welche alle zu ihrer Vollkommenheit gelangten. Er hatte sehr viele eiserne Werkzeuge aus einer Libatte mitgebracht, die nahe bei einem Eisenwerke lag, und daher hatte er Spaten, Schaufeln, Radehauen, Aexte und andere Werkzeuge, die zum Gartenbaue und zum Holzhauen dienlich sind. Gleichergestalt hatte er zwölf scharfe Spiesse, zwei Fuß lang, die an Schafte anzumachen waren, um damit die Negern gegen die wilden Thiere zu beschüzzen, wenn sie durch die Wüsten zogen. Denn da sie manchmal überfallen werden, wenn sie es sich am wenigsten versehen, so haben ihre Bogen keinen Nuzzen.

P. Carli begab sich nun auch auf die Reise, weil ihn die Ordnung traf, und nahm zwanzig Personen von denen mit, die den Michael Angelo begleitet hatten, und die ihm bloß für die Kost dienten. An manchen Orten, an denen vermuthlich noch kein Kapuziner war gesehen worden, liefen die Leute vor ihm, so bald sie ihn erblikten. Bei seiner Wiederkunft fand er den Garten nach italienischer Art angebaut, und mit Weinstökken, Pomeranzen- und Zitronenbäumen geziert.

Es ist immer noch, sagt Carli eine grosse Menge Zauberer und Beschwörer in Kongo übrig, so

wie in Europa die Kezzer, welche das Verderben dieses Volks sind, das sonst noch gut genug mit sich umgehen läßt. Es fällt dem Könige gewissermassen unmöglich, sie auszurotten, ob er gleich verschiedenen von seinen vornehmen Bedienten, die ihre Winkel wissen, die Erlaubniß gegeben hat, ihre Hütten anzuzünden. Da aber dieselben allenthalben ihre Kundschafter haben, so lassen sie sich selten fangen.

Der Großherzog, der nunmehr zu Hause angelangt war, besuchte ihr Kloster alle Tage. Als ihn P. Carli einmal fragte, wo er sein Heer gelassen hätte, das aus hundert und fünfzigtausend Negern bestand, so antwortete er ihm, er hätte sie auf dem Marsche in die Libatten, wo sie hin gehörten, sich vertheilen lassen, und behielte nur zehntausend Mann übrig, wenn er nach Bamba käme.

Es war daselbst eine ziemlich grosse hölzerne Kapelle in der Kirche, in welcher die Gräber der verstorbenen Vorfahren des Herzogs waren. Ueber denselben waren Figuren wie Mörsel aus Thon gemacht, und roth angestrichen. Der Herzog sagte ihm einst, er hätte die königliche Würde ausgeschlagen, damit er in der Nähe der Portugiesen seyn, und dann und wann die Gelegenheit haben könnte, Wein und Branntwein zu trinken. Sie verstanden seine Durchlaucht vollkommen wol, sie stellten sich aber, als ob sie es nicht verständen,

damit sie nicht in eine allzugrosse Vertraulichkeit mit ihm gerathen möchten. Denn dem gemeinen Manne fällt es sehr schwer, Wein zu bekommen, indem keiner in dem Lande ist, als der aus Europa gebracht wird.

Dieser Herzog gieng so wie der König in der Kleidung; er hatte aber keinen so grossen Hofstaat. Er trug einen schwarzgefärbten Rok aus Palmenblättern, der bis an die Knie reichte, und oben darüber einen Mantel von blauem Tuche, imgleichen eine rothe Müzze mit einer goldnen Tresse. Am Halse hatte er ein Paar grosse Rosenkränze, an denen wol fünfzig Medaillen hiengen. Mit den Füssen aber gieng er bloß, wie die übrigen Einwohner. Seinen Hut trug ein Sohn eines Edelmannes, ein anderer seinen Säbel, und ein dritter seine Pfeile. Fünfzig Negern giengen vor ihm her, die eine verwirrte Musik auf allerhand Instrumenten machten und hinter ihm waren fünfzig Personen von Stande und hundert Bogenschüzzen. Es ist hier nicht schwer, eine grosse Menge Soldaten aufzubringen, da die Einwohner keine Handthierung treiben, bis auf etliche wenige, die in Eisen arbeiten, oder die Palmblätter zur Kleidung zubereiten.

Um diese Zeit starb Angelo aus Mangel eines Arztes nachdem man ihm sehr oft zur Ader gelassen hatte; doch kam nun der Superior P. Philipp an, so daß Carli nicht allein war.

Dabei war Carli selbst an einem Fieber krank;

und als dieſes ſtärker ward, ließ ihm der Superior des Tages zweimal die Ader öffnen. Nachdem dieſes vierzigmal war wiederholt worden, ohne das Fieber zu verringern, ſo gerieth er in einen ſehr elenden Zuſtand, daß weiter nichts als Haut und Knochen an ihm übrig war. Als endlich die Macht der Krankheit abnahm, ſo reiſete der Superior fort, und ließ den Negern Anweiſungen zurük, wie ſie in ſeiner Abweſenheit mit ihm umgehen ſollten. Da er nicht vermögend war, ſich in dem Bette umzuwenden, und wegen des ſtarken Blutverluſts faſt blind war, ſo ſahen die Negern, wo ſie was zu eſſen für ihn her bekamen, und brachten ihm manchmal eine Schüſſel Brühe; denn er konnte nichts fettes hinunterbringen.

Als er ſich die Freiheit genommen hatte, dem Herzoge die Beſchwerlichkeit zu wiſſen zu thun, die er von den Razzen, und dem Geſtanke ſeiner Negern auszuſtehen hatte, ſo ſchikte ihm derſelbe eine kleine zahme Meerkazze. Dieſe ſollte ihm gegen die Razzen helfen, dadurch, daß ſie etliche mal, wenn ſie derſelben gewahr wurde, ſtark auf ſie bliese (!) und durch den angenehmen Geruch ihres Fells, welches nach Bieſam roch, den Geſtank der Negern vertreiben. Dieſe Meerkazze, welche er an ſein Bette zu Füſſen legte, verrichtete ihre Dienſte in der That. Ueber dieſes hielt ſie ihm die Haare auf dem Kopfe und dem Barte rein, und kämmte ſolchen beſſer, als die Negern thun konnten, wel-

che weit ungelehrigere Thiere ſind. Dieſe Meerkazzen ſind von den Zibetkazzen unterſchieden, von denen er etliche zu Loanda ſah, die in einem hölzernen Bauer an einer Kette lagen, deren Beſizzer den Sak, der den Zibet in ſich hält, welchen ſie Angeglia, oder Anjellia nennen, wöchentlich einmal mit einem Löffel ausleerte.

Er hatte ſich bald zu beſſern angefangen, ob ihn gleich das Fieber noch nicht verlaſſen hatte, als ihn in einer Nacht die Meerkazze aufwekte, die ihm auf den Kopf ſprang. P. Carli, welcher glaubte, ſie wäre von den Razzen erſchrökt worden, ſtreichelte ſie. Auf einmal aber ſtanden die Negern auf, und ſchrieen: Auf, auf, Vater! Als er fragte, was es wäre, ſagten ſie, die Ameiſen wären herein gekommen, und es wäre keine Zeit zu verlieren. Weil er ſich nicht rühren konnte, ſo bat er ſie, ſie möchten ihn in den Garten auf ſeinem Strohbette tragen, welches viere von ihnen gleich zu rechter Zeit thaten. Denn die Ameiſen fiengen ſchon an, ihm auf den Beinen herum zu kriechen, und auf den Leib zu kommen. Nachdem er ſie abgeſchüttelt hatte, zündeten ſie das Stroh an vier Orten an, wo die Ameiſen ſchon einen halben Fuß hoch lagen; überdieſes war das Vorhaus und der Gang damit angefüllt. Nachdem ſie endlich vertilgt waren, wurde er in ſeine Kammer zurükgetragen, wo der Geſtank ſo groß war, daß er ſeine Meerkazze ganz nahe an das Geſicht halten mußte.

Er hatte kaum eine halbe Stunde geſchlafen, als er von dem Scheine des Feuers in ſeiner Kammer aufgewekt wurde. Wie es ſchien, ſo hatte die Flamme das Strohdach von dem Hauſe ergriffen, und weil er fürchtete, ſie möchte durch den Wind weiter geführt werden, ſo ließ er ſich wieder in den Garten tragen.

Alle dieſe Unruhe hatte ihn ſo mitgenommen, daß er hernach nicht wieder einſchlafen konnte; und ehe noch die Nacht gänzlich vorbei war, entſtand ein neuer Lärm, indem eine Hütte bei Verbrennung der Ameiſen angezündet worden war. Die Negern flüchteten deswegen aus ihren Häuſern, aus Furcht, daß die ganze Stadt abbrennen möchte, und Carli ließ ſich noch einmal in den Garten tragen.

Dieſe Nacht war er alſo einer groſſen Gefahr entgangen. Denn wenn er in ſeinem Bette allein geweſen wäre, ſo würden ihn die Ameiſen, da er ſich nicht zu bewegen vermochte, ohne Zweifel lebendig aufgefreſſen haben. Dieſes trägt ſich in dem Königreiche Angola oft zu, wo man des Morgens Kühe liegen findet, die von den Ameiſen in der Nacht ſo aufgefreſſen worden ſind, daß nichts als das Gerippe übrig iſt. Es iſt ein Glük, wenn man ihnen entkömmt; denn es können manche unter ihnen fliegen, und ſie ſind ſchwer von dem Orte wegzubringen, wo ſie ſich einmal angeſezt haben.

Carli bekam einen jungen Panther zum Geschenke; er gab sich aber nicht viel Mühe, ihn aufzuziehen, besonders, weil die Meerkazze nicht mit ihm zugleich auf dem Bette liegen wollte, und er starb auch bald hernach.

Die Besuche des Großherzogs gereichten ihm zu grosser Erleichterung, und wenn er nicht selbst kommen konnte, so schikte er etliche von seinen vornehmsten Bedienten, die drei bis vier Stunden lang auf Matrazzen um ihn herum sassen. Weil sie aber ihre Pfeifen beständig in dem Munde hatten, und der Rauch seinen Kopf beschwerte, so war er genöthigt, ihnen solches zu erkennen zu geben, und sie waren so höflich, daß sie, wenn sie kamen, ihre Pfeifen in dem Garten liessen.

Endlich beschloß er, sich nach Loanda tragen zu lassen, ob er gleich die Beschwerlichkeiten davon voraus sah, und keinen Neger finden konnte, der als sein Dollmetscher mitgehen wollte; doch konnte er selbst schon so viel reden, als nöthig war, um sich verständlich zu machen. Der Großherzog versprach ihm eine grosse Menge Negern, er fand aber nicht so viel, als nöthig gewesen wären, seine Geräthschaft fortzubringen. Er nahm einen andern Weg, als denjenigen, auf dem er gekommen war, und reiste nicht durch Dante. Auf der ganzen Reise, welche fünf und zwanzig Tage lang währte, konnte er den Mund sonst nicht aufthun, als des Abends; weswegen die Negern oft nach-

sahen, ob er etwa todt wäre. Als sie einst über einen Fluß giengen, sahen sie fünf und zwanzig Elefanten, die dahin zu saufen gekommen waren. Als sie mit einiger Gefahr über den Fluß hinüber gekommen waren, und die Negern, die ihn trugen, bergan giengen, und die Stange von der Tragmatte nicht fest hielten: so ließen sie ihn auf die Erde fallen, welches ihn ganz von Sinnen brachte, da noch dazu die Stange an seinen Kopf angeschlagen, und ihn fast zerstossen hatte. Nachdem sie ihn wieder aufgehoben hatten, verband er sich den Kopf mit einem Schnupftuche, ohne ein Wort zu sagen, weil er besorgte, wenn er sich beklagte, so möchten sie ihn liegen lassen und in die Wälder entlaufen.

Als er in einer **Libatte** angekommen war, liessen sie ihn in einer Hütte, auf einer Schütte Stroh, und nahmen ihm seinen Stok mit, den er aus Italien mitgebracht hatte. Er befand sich aus Mangel an Nahrung sehr schwach. Es war aber den ganzen Tag über Niemand zu sehen, bis Abends, da die Weiber mit ihren Kindern vom Felde heim kamen. Als sie ihm auf seine Bitte eine Henne, die er mitgebracht hatte, und zwar sehr gut gekocht hatten, nahm er die Brühe, und gab ihnen das Fleisch, welches einen grossen Schmus bei ihnen ausmachte. Seine ganze Nahrung auf dieser Reise bestand in einem Napfe Brühe auf jeden Tag. Sie gaben ihm hier zwei **Nikeffas**,

welche etwas so erquikkendes und lekkerhaftes sind, daß er nicht unterlassen konnte, dieselben zu essen, ob wol mit Vorsicht. *)

Den folgenden Tag brachten sie ihn in eine Libatte, wo er alle Leute beschäftigt fand, Zeuche aus Palmenblättern zu machen. Weil sie nicht von ihrer Arbeit ablassen wollten, um ihn fortzutragen, so besann er sich, daß er einen Beutel voll solcher Muscheln bei sich hatte, die sie Zimbi nennen, und fieng an, sie zu rufen. Sie waren aber taub darzu, ob sie gleich in den nächsten Hütten bei dem Feuer auf der Erde saßen, welches ihre gewöhnliche Stellung ist. Da er sah, daß es nichts half, wenn er sich gleich den Athem ausgerufen hätte, so kroch er auf allen Vieren aus dem Bette heraus, welches einen Fuß hoch über der Erde war, in die Thüre einer Hütte, und rief einen Muleche, oder jungen Burschen, der mit seinen Kameraden spielte, daß er ihm helfen sollte, sein Felleisen aufzumachen. Er nahm die Zimbis heraus, und schüttelte den Sak, da denn die unbarmherzigen Negern, bei dem Schalle des Geldes, den Augenblik zu ihm kamen, und sich mit ihm verglichen, ihn für einige Stükke Muscheln in die nächste Libatte zu bringen. Endlich gelangte er, vermittelst der Zimbis, Rosenkränze, und Mün-

*) Man sehe das Weitere hierüber im nächstfolgenden Bande dieses Werks.

zen, nach Bamba, dem ersten Orte, der den Portugiesen gehört.

Daselbst trafen ihn ein Portugiese und ein Priester an, die ihn in ihr Haus führten. Sein Gesicht war so gelb wie Safran, und er konnte weder reden, noch die Augen aufthun. Als sie von seinen Trägern hörten, daß er nur einen Napf Brühe des Tages gegessen, und auf der ganzen Reise nicht geredet hätte, so suchten sie ihn mit Malvasier, und frisch gelegten Eyern wieder zu Kräften zu bringen.

Nachdem er zwei Tage daselbst geblieben, reisete er nach Loanda. Daselbst blieb er sechs Monate lang, ohne daß er vermögend war, von dem Bette aufzustehen, und ohne daß ihn das Fieber verlassen wollte. Er hatte einen Ekel vor dem Fleische, und konnte nichts genieſſen, als nur ein wenig Fische. Darauf bekam er Nasenbluten, und verlor des Tages drei bis vier Pfund Blut, wozu die Hizze, die er in der Matte ausstand, vieles beitrug.

Während seines Aufenthalts zu Loanda kam P. Johann Chrysostomus, Superior zu Loanda, an diesen Ort, und schikte zwei italienische Missionare, Peter von Barchi und Joseph Maria von Buffetto, in die Provinz Massangano, eine der vornehmsten im Königreiche. Aber nach wenig Tagen starb der eine, und der andere war dem Tode nahe. Carli bat sich von dem Superior

perior die Erlaubniß aus, zu Wiedererlangung seiner Gesundheit, nach Kolombo, zwei Tagereisen von Loanda, zu gehen. Er reisete auch mit Johann Baptist von Sallizan dahin, zu einem Kapuzinerhause an dem Flusse Roanza, oder Quanza, wo eine große Menge Krokodille ist. In dem Garten, welcher sehr schön ist, stehen Pomeranzen, Zitronen und andere Früchte. Unter andern ist eine, welche dem St. Johannisapfel gleicht, und unter sich eine Kastanie hat, die wenig von der italiänischen unterschieden ist. Der Apfel selbst wird nicht gegessen, weil er voller Zasern ist. Sie saugen aber den Saft heraus, welcher einen Muskatellergeschmak hat. Die Kastanie wird gekocht, und schmekt wie Mandeln. Sie heißt Besu, und ist eine sehr warme Frucht, da hingegen der Apfel von kalter Natur ist. *)

Nahe dabei leben einige portugiesische Pächter, welche eine Anzahl Schweine, Kühe und Schafe halten, aber keinen Käs zu machen wissen; indem es in diesem Lande sehr schwer ist, die Milch gerinnen zu machen. Sie schöpften manchmal frische Luft in einer schönen Allee von Bäumen, welche nur zehn Schritte von dem Hause war, und von der Kirche bis an den Fluß führte. Diese Bäume trugen eine gewisse Frucht, welche die Gestalt wie

*) Es ist die Frucht des Akaju, oder Nierenbaums. (Man sehe im V. Bande d. W. S. 39.

Pflaumen hat, aber sehr widerlich schmekt, und behalten ihr Laub das ganze Jahr durch. *)

Johann Baptista erzählte dem P. Carli seine Reisen in diesen Gegenden von Afrika, und unter andern seinen Aufenthalt zu Kassanschi. Er sagte ihm auch, daß er sich vorgenommen hätte, in das Königreich Malamba, oder Matamba, zu reisen, wo vor kurzem eine Königin regierte, die in dem römischen Glauben gestorben ist. Nach ihrem Tode aber sei das Volk wieder zu seiner alten Religion abgefallen. Er versprach dem Carli, daß er ihn zu sich berufen wollte, wenn ihm der Zutritt in das Land verstattet würde. Er reisete auch wirklich dahin. Carli aber hat nach der Zeit nichts von ihm gehört.

Als sich seine Krankheit noch vermehrte, nöthigte ihn der Superior nach Loanda zurük zu kehren. Die Furcht, die er davor hatte, daß er wieder zur See gehen sollte, machte, daß er Kolombo ungern verließ, ob er sich gleich daselbst mit zwei Schwarzen ganz allein befand, und in anderer Rükſicht es an diesem Orte kaum auszustehen war. Denn er wurde bei Tage und Nacht von einer unendlichen Menge Mükken und Fliegen geplagt, welche fast die Luft verdunkeln, und lebte in einer beständigen Furcht vor den Schlangen, Krokodillen und Löwen; indem nicht leicht eine

*) Was dies für ein Baum ist, läßt sich schwer errathen.

Nacht vorbei gieng, da diese Thiere nicht eine Kuh, ein Kalb, oder ein Schaf auffraßen.

Weil gleich dazumal ein Schiff zu Loanda war, das nach Brasilien segeln wollte, so erhielt Carli die Erlaubniß, nach Italien zurük zu kehren. Als es segelfertig war, stieg er an Bord, und fand es mit Elfenbein, und sechshundert und achzig Köpfen Sklaven, an Männern, Weibern und Kindern beladen.

Diese Reise wird insgemein in dreißig, oder auf das längste in fünf und dreißig Tagen, geendigt, weil sie in einer geraden Linie fahren, und nicht nöthig haben, um des Windes willen, auf das Vorgebirge der guten Hoffnung zu segeln. Doch verursachten die häufigen Windstillen, daß sie fünfzig Tage zubrachten, ehe sie Amerika erreichten. Während dieser Zeit mußten sie große Hizze unter der Linie ausstehen, und P. Carli taufte einige Negern; indem es bei Strafe des Bannes verboten ist, einen davon nach Brasilien zu führen, der nicht dieses Sakrament empfangen hat.

In Betrachtung der Gefahr, welche aus diesen Meerstillen zu besorgen war, sezten die Portugiesen das Bildniß des heiligen Antonius an dem Maste aus, und sagten dabei kniend diese Worte: Heiliger Antonius, unser Landesmann, laß dir gefallen, so lange hier zu stehen, bis du uns einen guten Wind zur Fortsez-

zung unſerer Reiſe gegeben haſt! — Bald hernach erhob ſich ein ſtarker Wind, und ſie ſegelten vorwärts, und ſchifften ganz nahe bei der Inſel Aſzenſion vorbei; ſie liefen aber nicht bei derſelben ein, weil ſie glaubten, daß ſie nichts nöthig hätten. Aber nach wenig Tagen fingen ſie an, Mangel an Lebensmitteln zu leiden, weil der Proviantmeiſter nicht recht berechnet hatte, was für eine groſſe Anzahl Mäuler zu ernähren war.

An einem Sonntage liefen ſie in den Haven von Bahia de todos Santos, oder der Allerheiligen-Bai, der Hauptſtadt von ganz Braſilien ein, wo der Unterkönig ſeinen Siz hat. Sie fanden verſchiedene Schiffe von allen Nazionen in dem Haven, welcher viele Meilen in die Länge hat. Den folgenden Morgen kamen verſchiedene Boote, welche Sklaven am Borde hatten, mit Kaufleuten und andern Perſonen. Sie verwunderten ſich mit Vergnügen, daß ihnen nicht mehr als drei und dreißig an der Zahl fehlten, da ſie ſo lange Zeit auf der See zugebracht hatten, und da oft die Hälfte von den Sklaven auf dieſer Reiſe ſtirbt.

Carli ſtieg ſowol als die übrigen an das Land; er befand ſich aber ſo ſchwach, daß ihn ſeine Füſſe nicht tragen konnten. Er ward in dem Franziskanerkloſter aufgenommen, wo eine Kapelle von dem dritten Orden des heiligen Franziſkus iſt.

Ein genueſiſcher Hauptmann, der ein wolbe-

wehrtes Schiff hatte, und fünf Kauffahrern vor den türkiſcheu Seeräubern zur Bedekkung dienen ſollte, hatte dem Carli einen Plaz auf ſeinem Schiffe gegeben, und ließ ihn, als es ſegelfertig war, an Bord holen. Carli gieng, wiewol ſehr wider ſeinen Willen, indem er eine ſo lange und ſo gefährliche Reiſe nicht gern an einem heiligen Sonnabend anfangen wollte.

Die Ladung beſtand in tauſend Kiſten Zukker, dreitauſend Rollen Tobak, einem groſſen Vorrathe koſtbaren Holzes zum Färben, und Zimmer auszulegen, und Elfenbeine; über dieſes hatte es noch ſehr viel Holz, Kohlen, Waſſer, Wein, Branntwein, Schafe, Schweine und wälſche Hüner; ingleichem Affen, Baviane, Papagaien, und einige braſilianiſche Vögel, welche Arrakas genannt werden. Das Schiff führte fünfzig Kanonen, vier und zwanzig Steinſtükke, und andere erforderliche Dinge mehr. Es waren Reiſende von allerhand Nazionen darauf, als Italiener, Portugieſen, Engländer, Holländer, Spanier, und indianiſche Sklaven, welche ihren Herren folgten. Die groſſe Kajüte hatte Amaro, ein reicher portugieſiſcher Kaufmann, gemiethet, der mit ſeiner Familie nach Liſſabon zurük kehrte. Er gab tauſend Kronen Fracht, und hatte noch zwei tauſend Kronen an Lebensmitteln und Bedürfniſſen auf eine ſo lange Reiſe angelegt. Als derſelbe ſah, daß Carli ſo krank war, ſo bot er ihm ſeinen Tiſch und einen Plaz in ſeiner Kajüte an, die groß,

gemalt und vergoldet war. Carli nahm das lezte an, schlug aber das erste aus, weil er sich schon bei dem Hauptmann versprochen hatte.

Sie waren kaum zwei Meilen weit gelaufen, als das Schiff fünfmal mit Gewalt an eine Sandbank stieß, und darauf sizzen blieb, welches alle in grosse Bestürzung sezte. Die Offiziere und der Steuermann sprangen im ersten Schrekken jählings in das Boot, um das Land zu erreichen, welches nicht weit davon war, denn sie waren immer noch in dem Haven.

Es war nichts zu hören, als Geschrei und Klagen. Der eine warf eine Tonne in das Meer, der andere eine Rolle Tobak, und noch ein anderer eine Kiste Zukker, um das Schiff zu erleichtern, und ein jeder that etwas zur Rettung seines Lebens. Nur allein der Hauptmann saß stille wie eine Bildsäule, ohne daß er etwas zu sagen oder sich zu bewegen vermögend war, ob er gleich auf eben diesem Schiffe sechsmal mit dem Türken gefochten hatte. Sie wollten eine Kanone abfeuern, damit die andern Schiffen ihnen zu Hülfe kommen möchten. Als die vielen Thiere einen solchen Lärmen hörten, so fiengen sie an, ihre Rolle dabei zu spielen, und die Verwirrung zu vermehren.

P. Carli sah den Schiffskaplan ganz erblaßt im Hemde herum laufen, ob er gleich einer von den beherztesten Leuten am Borde war, wie er oft in den Gefechten mit den Türken bewiesen

hatte. Carli fragte ihn, nachdem er seine Beichte gehört hatte, was er in diesem Falle zu thun Willens wäre? „O Gott, sagte er, ich hatte keine Neigung an Bord zu kommen, ich habe mich aber hintergehen lassen!" — Carli wollte ihm einen Muth einsprechen, daß sie der Gefahr noch wol entkommen könnten: Gesezt, sagte er, daß es so ausfällt, so bin ich entschlossen, ans Land zu schwimmen. Als die Andern von diesem Entschlusse hörten, so fiengen sie ihr Geschrei von neuem an. Er gieng darauf in die grosse Kajüte, und fand die portugiesische Kaufmannsfrau auf einer Tapete sizzen, und sich an ein paar Kissen anlehnen, wobei sie ihre vier Kinder auf den Knien hatte, die Hände vor Schrekken zusammen schlug, und: daß Gott erbarme! rief. Der Mann saß mehr todt als lebendig auf einem Stule. Er tröstete sie, so gut er konnte.

Unterdessen kam ein Hauptmann an Bord, der ein guter Freund vom Senhor Amaro war, und ihn und seine Familie in sein Schiff einnehmen wollte. Als er die schrökliche Verwirrung sah, in der alles war, so fieng er an, dem Volk Muth einzusprechen, und schikte zwei von seinen Leuten in den Raum und an die Pumpen, um zu sehen, was für Schaden geschehen wäre. Sie fanden weder Wasser, noch auch sonst etwas zerbrochen, und bemerkten, daß das Bret, welches sie auf dem Wasser gesehen hatten, nur ein Bret von dem untersten Beschlage des Schiffs war, welches

ausgewichen war. Der Hauptmann bekam nunmehr Herz, und ließ das Blei auswerfen, fand aber nur wenig Wasser für ein so grosses Schiff. Darauf ließ er das Vordertheil herumdrehen, wovon sich das Schiff zu bewegen anfieng. Zu gutem Glük war damals gleich nur schwacher Wind, denn hätte er stark geweht, so wäre das Schiff zu Trümmern gegangen. Diejenigen, welche an das Land geflohen waren, kamen mit dem Boote zurük, als sie es fortsegeln sahen. Sie sezten ihre Reise bis Fernambuko fort, hundert Meilen von Bahia de totos Santos, wo sie sich fünf kleine Meilen von der Stadt vor Anker legten, indem der Haven keine grosse Schiffe fasset.

Nach einem fünftägigen Aufenthalte lichteten sie den Anker. Als sie aber den Anker gleich über das Wasser gezogen hatten, riß auf einmal das Tau, so, daß die vierzig Leute, die daran arbeiteten, alle umfielen, und hie oder da beschädigt wurden. Weil der Grund sehr böse und felsig war, so war es eine Unmöglichkeit, ihn wieder zu finden.

Es war ein Vergnügen, auf dem Schiffe zuzusehen, wie ein jeder Handwerksmann seine Handthierung trieb, als ob er in seiner Werkstätte auf dem vesten Lande wäre. Es waren Büchsenmacher, Schwerdfeger, Fleischhauer, Schuster, Schneider, Böttcher und Köche daselbst. Andere machten die Fahnen zurechte, deren wol bei hundert

sehr schön und von allerhand Arten an grossen Festtagen weheten, besonders war der Wimpel auf der grossen Bramstange schön, der acht Ellen lang und ganz von fleischfarbigem Tafft war. Wenn das Wetter es zuließ, so fuhren die andern Schiffe heran, und gaben ihnen ein Konzert von Trompeten und Pauken, und einem dreimaligen Hussa von Bootsleuten, welchen der Hochbootsmann mit einer kleinen Pfeife das Zeichen gab. Der Hauptmann übte seine Leute damit, daß er sie Salven geben ließ.

Dies Vergnügen wurde einst durch folgenden Zufall unterbrochen. Eilf Engländer kamen zu gleicher Zeit zum Hauptmann, und beklagten sich, daß ihnen nicht Wasser genug zum trinken gereicht würde. Darüber ward er so erzürnt, daß er nach dem Degen griff, und sie gewiß beschädigt hätte, wenn man sich nicht in Zeiten Mühe gegeben, ihn zu besänftigen. Er ließ einen von ihnen in Eisen legen, und zwei Mann bei ihm Wache halten, bis sie nach Lissabon kamen, damit er nicht eine Meuterei unter seinen Gefährten anstiften möchte. Denn dieser Engländer war von einer wunderbaren Stärke, und konnte eine Kanone eben so leicht aufheben; als ein anderer eine Flinte, und hatte schon vormals Schiffe in die Luft gesprengt, indem er Feuer an die Pulverkammer gelegt. Der Hauptmann that dies, um die Andern zu lehren, daß sie, wenn ihnen etwas fehlte, einzeln, und nicht in ganzen Haufen, wie Aufrührer, zu ihm

kommen sollten. Er begegnete einem andern Engländer, den sie den Türkenwürger nannten, auf gleiche Art, weil er sich in zwei Flaschen Branntwein betrunken hatte, und nicht eher nüchtern wurde, als nach dreien Tagen. Er war so stark, daß man sagte, er habe einen Mann mit seinem Hirschfänger in zwei Stükke gespaltet, und daher fürchtete man, er möchte in der Trunkenheit seinen Kameraden etwas zu Leide thun.

An einem Morgen vor Sonnenaufgange, da sie nicht weit von der Küste von Portugal waren, hörten sie eine Kanone abfeuern, und der Schuß geschah sehr nahe bei dem Schiffe. Der Bruder unsers Hauptmanns, der Hauptmann Joseph, hatte die grosse rothe Fahne als ein Zeichen zum Treffen ausgestekt, weil er eine sehr grosse Menge Fischerkähne für Schiffe angesehen hatte. Es waren ihrer auf fünfhundert, die mit allen Winden segelten, und die ganze Küste bedekten. Man darf sich darüber nicht verwundern, wenn man bedenkt, daß die meisten Leute zu Lissabon, selbst an Fleischtagen des Abends Fische essen, weswegen eine unendliche Menge derselben verzehrt wird. Sie werden nicht nach dem Gewichte, sondern tonnenweise verkauft.

Sie liefen zu Cascaes ein, einem kleinen Flekken ausserhalb der Barre, und segelten weiter bis an das Fort St. Julian, wo sie so viele Kanonen abfeuerten, daß der Schall davon bis an die

Hauptstadt erklang. Als sie in der Mündung des Tajo anlangten, kamen ihnen sehr viele Boote mit italienischen und portugiesischen Kaufleuten und andern Personen entgegen, die etwas am Borde zu verrichten hatten. P. Carli war sehr bestürzt, daß ihn keiner von seinen Bekannten erkannte, die sich verwunderten, daß sie ihn am Leben sahen, weil sie die Nachricht erhalten hatten, daß er todt wäre. Sie kamen gleich vor dem Pallaste des Prinzen Peter, damaligen Regenten von Portugal, vor Anker, weil der König nach den Inseln Terceras geschikt worden war. Alle Reisende hatten solche schöne Kleider angezogen, daß er sie kaum mehr kannte. Dieses thun sie in allen Häven, da sie hingegen, so lange sie auf der See sind, ganz schlecht gehen. Als er ans Land stieg, gieng er in das Kapuzinerkloster, um daselbst die Ankunft eines nach Spanien gehenden Schiffes abzuwarten.

Er hatte nicht lange zu warten, bis sich eine Gelegenheit zeigte. Der Hauptmann Dominicus, von Geburt ein Korsikaner, der einen Priester bei sich zu haben verlangte, bot ihm eine Stelle auf seinem Schiffe, das Paradies an, welches in Gesellschaft zweier andern, Loretto, und die Prinzessin unter Segel gehen sollten. Es giengen verschiedene Dominikaner, Benediktiner und andere Ordensleute mit Carli an Bord, so daß einer sagte, wir fürchteten uns, daß wir keinen Kaplan haben möchten, und nun haben wir ein ganzes Kor davon. Doch diese guten Geistlichen, die sich ge-

waltig vor dem Tode fürchteten, blieben auf dem Meere so sorgfältig unter dem Verdekke, daß keiner von ihnen zu sehen war. Auf dieser Reise bekehrte Carli einen irländischen Kezzer. Er konnte aber für die Aufrichtigkeit seines Herzens nicht gut seyn, weil, wie er selbst gesteht, dergleichen Leute öfters wieder abfallen, nachdem sie sehr eifrige Proselyten zu seyn schienen.

Endlich kamen sie in dem grossen und herrlichen Haven Radiz vor Anker, welcher einer der berühmtesten von Europa ist, der voller Schiffe, Galeeren, Barken, Karavellen, Tartanen und anderer Fahrzeuge, zusammen bei hundert Segel war. Gleich an der Einfahrt des Havens sahen sie fünf und zwanzig Schiffe von ungemeiner Grösse. Es ist hier eine beständige Zusammenkunft von Schiffen aus allen Theilen der Welt, selbst aus Indien, und es ist etwas gewöhnliches, dreissig bis vierzig Segel in einem Tage hinein und herausfahren zu sehen, als ob es nur kleine Boote wären.

Als unser P. Carli mit einem italienischen Herrn und einigen spanischen Kaufleuten ans Land gieng, wurden sie alle von einigen Zollbedienten angehalten, daß sie sagen sollten, wer sie wären. Weil der Italiener und die Kaufleute sich für königliche Soldaten ausgaben, so ließ man sie passiren; worauf sie abpakken liessen, und die Sachen in ihre Häuser wollten schaffen lassen. Sie waren aber kaum in der Stadt, als der Oberaufseher des

Zollhauſes mit ſeinen Leuten die Träger anhalten ließ, und ihnen befahl, die Waaren in das Zollhaus zu tragen. Die Spanier ſagten, es wäre alles vergeben, und es ſei kein ferneres Nachſuchen nöthig. Der Zolleinnehmer gab eine verdrüßliche Antwort. Ein Wort zog das andere nach ſich, daß es endlich zum Schimpfen, und vom Schimpfen zum Schlagen kam. In einem Augenblikke wurden hundert Degen gezogen. Sie ſtanden aber ſo gedrängt, daß ſie die Spizzen von den Degen bei dem Fechten in der Höhe halten mußten, und einander nur mit den Degenknöpfen ſchlugen, wobei ſie ſo viel Lärm machten, daß man hätte denken ſollen, es gienge ein groſſes Blutvergieſſen unter ihnen vor. Sie erregten einen ſo dikken Staub, daß ſie einander nicht erkennen konnten, und weil das Schlachtfeld nahe bei den Haven war, ſo liefen die Leute, welche das Geſchrei und das Geklirr der Degen hörten, haufenweiſe herbei, um die Parteien aus einander zu bringen, und verſahen ſich nichts anders, als daß ſie viele Todte und Verwundete ſehen würden. Was aber ſo viele nüchterne Leute nicht auszurichten vermochten, das war in einem Augenblikke durch vier betrunkene Engländer vollbracht, die, um ſich einen Weg durchzumachen, weil ſie auf ihre Schiffe gehen wollten, mit ſolcher Wut Steine zu werfen anfiengen, daß beide Parteien in einem Augenblikke Friede machten, ihren Zwiſt bei Seite ſezten, und der eine da, der andere dorthin lief.

Carli gieng wieder in das Kloster seines Ordens, wo das Fieber, welches ihm keine Ruhe ließ, von neuem überhand nahm, und ihn nöthigte, einen Monat lang das Bette zu hüten, und sechsmal zur Ader zu lassen. Unterdessen giengen die Schiffe unter Segel, und ihm entgieng die Gelegenheit, nach Italien zu kommen. Zum Zeitvertreibe nahm er sich vor, die Reliquien des heiligen Jakobs in Galizien zu besuchen, und nahm einen mailändischen Franziskaner zu seinem Reisegefährten. Sie giengen nach Porto unter Segel, wohin sie ein heftiger Wind wenig Stunden führte. Von hier aus schifften sie bis nach Birona, und von Birona giengen sie mit vielen Beschwerlichkeiten bis nach Kompostell zu Fusse, wo die Kirche des berühmten Apostels Jakob steht.

Die hiesigen Domherren gehen alle in Scharlach, und werden Kardinäle betitelt. Sie sagten ihnen, daß an dem Altare dieses Heiligen Niemand Messe lesen dürfte, als Prälaten und Grandes von Spanien, und deswegen wollte ihnen der Küster nicht verstatten, ein gleiches zu thun. Der Reliquienschrank des Heiligen steht auf dem Altare, und oben darüber sein Bildniß. Diejenigen, welche aus Andacht hieher reisen, steigen vier bis fünf Stufen hinan, und sezzen ihren Hut auf den Kopf dieser Bildsäule, welche wie ein Pilgrim angekleidet ist. Rings herum hängt eine grosse Menge silberne Lampen, sie sehen aber alle so schwarz aus,

als wenn sie von Holze wären. Als die Missionare ein Vaterunser und Avemaria gesprochen hatten, giengen sie fort, wobei Carli's Reisegefährte zu ihm sagte, wenn er es sich so eingebildet hätte, wie er es fände, so würde er nimmermehr in dieses Land gekommen seyn. Sie hatten ihr Quartier bei einem Goldschmiede, der ihnen Florentinerwein, Bologneserwürste und Parmesankäse vorsezte; wobei sich P. Carli verwunderte, daß dergleichen in einem Lande gefunden würde, das von Italien so weit entfernt ist.

Als er die Nachricht erhielt, daß beim Vorgebirge Finisterre ein Schiff nach Kadix segelfertig läge, so giengen sie in aller Eil nach Korunna, gleich als der Hauptmann eines englischen Schiffes in sein Boot steigen wollte, um sich einzuschiffen zu lassen. Obgleich P. Carli wußte, daß derselbe ein Kezzer war, so bat er sich doch auf Portugiesisch eine freie Stelle bis nach Kadiz um Gottes Willen aus. Der Hauptmann sagte, er wäre ihm willkommen, und er wollte ihn nicht nur bis nach Kadiz, sondern auch, wenn er Lust hätte, bis nach Sevilien führen. Carli dankte ihm für sein gütiges Anerbieten; sein Reisegefährte aber, der, welches er bedauerte, in einer andern Kleidung gieng, mußte das Reisegeld bezahlen. Es war ein grosses Kriegsschiff von siebenzig Kanonen und dreihundert Mann. Seine Ladung bestand in Ankern und anderm Schiffszeuge. Es war beordert, in allen Hä-

ven von Spanien einzulaufen, und die vier und zwanzig englischen Fregatten, welche wider die Türken ausgeschikt worden, aufzusuchen, und sie mit dem, was ihnen mangelte, zu versehen.

Bald hernach, als sie auf der offenen See waren, entdekten sie zwei Schiffe in einer grossen Entfernung. Nachdem der Hauptmann sie mit einem Fernglase besichtigt hatte, gieng er in seine Kajüte, und redete mit seinen Offizieren englisch, welche gleich darauf Befehl ertheilten. Es wurden sogleich die Trommeln gerührt, und die Soldaten stellten sich an ihre Posten. Sie steuerten das Schiff mit einem Winde, der von der Seite her wehte, gerade auf sie zu, und weil man vierzehn Segel auf dem Schiffe ausgespannt hatte, so flog es, wie der Wind selbst, und durchschnitt das Wasser mit der größten Heftigkeit.

Nach Verlaufe einer Stunde erreichten sie die beiden Schiffe, welche der Hauptmann ganz recht für einen türkischen Korsaren, und ein von ihm erbeutetes Schiff angesehen hatte. Weil sie keine Flaggen ausstekten, so thaten sie einen Kanonenschuß, um sie darzu zu nöthigen. Da aber auf dieser Seite zwei stark bemannte Schiffe gegen eins waren, so antworteten sie mit einer Kugel. Zu gleicher Zeit zog das englische Kriegsschiff seine Segel ein, und gab ihnen eine Lage von zwanzig Kanonen, welches ein solches Gedonner machte, daß das unerschrokkenste Herz davor erzittert hätte.

Da es den Wind vor ſich hatte, ſo wurde aller Rauch auf die Türken getrieben. Deſſenohngeachtet feuerten dieſe von beiden Schiffen, als ob ſie toll wären; denn die Priſe war mit Türken bemannt. Die vornehmſten Kriſten auf derſelben waren an Ketten geſchloſſen, und die andern wurden gezwungen, bei den Kanonen zu helfen. Nachdem das Kanoniren anderthalb Stunden gedauert hatte, und der Hauptmann ſah, daß das Gefecht nach aller Wahrſcheinlichkeit glüklich ablaufen würde, ſo ließ er eines von den feindlichen Schiffen entern, um über Bord zu ſpringen. Darauf hörte man ein Geheul und Geſchrei von den armen Verwundeten, die auf dem Verdekke über einander lagen, und den Fechtenden zur Bruſtwehre dienten. Der Anfall geſchah mit der gröſten Wut, und der Widerſtand war tapfer. Endlich aber wich der Feind, der ſchwächer an Zahl war, worauf die Engländer, ohne Zeit zu verlieren, auf das Schiff ſprangen, und die Türken in Feſſeln ſchlugen, die Kriſten aber dagegen in Freiheit ſezten.

Unterdeſſen ergriff das andere Schiff die Flucht. Weil es aber mit Waaren beladen war, ſo wurde es bald von dem eroberten Korſaren eingeholt, welchen ihm der Hauptmann nachſchikte, weil er kleiner war, als ſein Kriegsſchiff, und nichts als Lebensmittel und Kriegsvorrath führte. Sie thaten einige Kanonenſchüſſe. Als ſie aber das groſſe Schiff nur noch einen Kanonenſchuß weit von ſich ſahen, ſo ergaben ſie ſich. Die Kriſten, die man am Bor-

de fand, waren Spanier, und unter ihnen einige Neapolitaner, Mailänder und Holländer. Es waren ihrer in allem achtzig an Bootsknechten, Kaufleuten und Reisenden, und ausser diesen waren noch zwölfe geblieben. Von den Türken zählte man hundert und dreißig. Die übrigen waren entweder getödtet, oder gefährlich verwundet.

Der Hauptmann ließ alle Kristen vor sich bringen, welche vor ihm auf die Knie fielen, und ihm für ihre Befreiung dankten. Er fragte darauf, wer ihr Hauptmann wäre? und ein starker, halb entblößter Mann antwortete ihm spanisch: er sei es. Darauf erzählte er ihm auf Portugiesisch, er sei ein Spanier, und habe zu Malaga Wein geladen. Bei dem Vorgebirge St. Vincent sei er von dem Korsaren angegriffen worden, der sehr stark, nämlich mit zweihundert und fünf und zwanzig Soldaten und Bootsleuten bemannt gewesen, und weil er sich allzuschwach befunden, so habe er sich nach einigem Widerstande ergeben. Der Hauptmann sagte ihnen, sie sollten ihre Kleider anziehen, und ihr Schiff wieder in Besiz nehmen; worauf sie ihm vielfältigen Dank abstatteten, und unter seinem Geleite nach Kadix fuhren.

Als sie ihre Reise fortsezten, verfinsterte sich auf einmal der Himmel, und weil sie ein Wetter besorgten, so liessen sie die Segel gleich noch zu rechter Zeit herunter. Denn einen Augenblik hernach stürmte es so heftig, daß das Schiff den Ele-

menten Preiß ward. Man hörte dabei ein groſ-ſes Schreien und Winſeln, welches das Schrek-ken des bevorſtehenden Todes noch vermehrte. Der Hauptmann aber ſagte den Miſſionaren, ſie ſoll-ten ſich nicht fürchten, denn das Schiff würde, weil es neu wäre, den Sturm gewiß aushalten. Weil der Franziſkaner alle Augenblik in der Ge-fahr zu ſeyn glaubte, unterzugehen, ſo ſagte er zu unſerm P. Carli, ſie hätten übel gethan, daß ſie mit dieſen Kezzern zu Schiffe gegangen wären, welche beſtändig unter dem Banne ſtänden. Unterdeſſen rief der Wächter auf dem Maſtkorbe: Land! Land! Der Hauptmann lief hinan, und entdekte, daß ſie auf der Küſte von der Barbarei waren, weil der Sturm ſie ſehr weit auf dem mittelländiſchen Meere verſchlagen hätte. Aus dieſer Urſache befahl er, nach Oran zu ſteuern, einem veſten Orte, welcher dem Könige von Spanien gehörte, damit ſie da-ſelbſt einlaufen möchten, ehe einige türkiſche Schiffe ihrer gewahr würden, welches noch vor Verlaufe einer Stunde geſchehen war. Wären ſie bei dieſem Haven vorbeigefahren, ſo hätte ſie der Wind gerade nach Algier geführt.

Ihr Hauptmann ſtieg den folgenden Morgen mit einigen von ſeinen Offizieren und dem ſpani-ſchen Hauptmanne ans Land, und legte einen Be-ſuch bei dem Statthalter ab, welcher den Engländern, im Namen ſeiner katholiſchen Majeſtät, für ihren geleiſteten Dienſt dankte. Dieſe Veſtung ſcheint von groſſer Wichtigkeit, und faſt unerſteiglich zu

seyn. Sie ist stark mit Kanonen versehen, und liegt den Kristen sehr bequem, wenn sie durch Stürme auf diese Küste verschlagen werden, indem kein anderer Haven in dieser Gegend ist.*) Als am folgenden Morgen ein guter Wind gieng, so lichteten sie den Anker, und langten bald in Kadix an.

Der Verfasser hatte Lust, ans Land und in das Kapuzinerkloster zu gehen. Weil aber der Hauptmann eine Barke gemiethet hatte, die bis nach Sevila hinauf laufen sollte, wo er etwas zu verrichten hatte, so erbot er sich, ihn an diesen Ort zu bringen. Es giengen dreißig Mann mit, welche rudern sollten, wenn der Wind mangelte. Sie hielten sich einige Stunden zu St. Lucar auf, und segelten darauf die ganze Nacht durch. Da sie zu Sevila ankamen, dankte unser Kapuziner dem Hauptmanne für so viele Gütigkeiten, nnd erklärte sich dabei, daß er nicht mehr von einem Katholiken hätte genieſſen kbnnen. Der Hauptmann gab in seiner Anwort zu erkennen, daß die Kpauziner unter den Engländern in keiner guten Achtung ständen.

Nach vielen überstandenen Mühseligkeiten kam P. Carli endlich glüklich wieder in seinem Vaterlande an.

---

*) Jezt ist Oran von den Spaniern verlassen.

III.

Des Kapuziners
Hieronymus Merolla
Reise
nach
Niederguinea.

In den Jahren 1682 bis 1688.

Noch ein italienischer Kapuziner, P. Hieronymus Merolla, von Sorrento *), der im Jahre 1682 nach der Küste von Niederguinea reiste, hat uns die Beschreibung seiner Reise hinterlassen.

Er gieng als freiwilliger Gehülfe des sardinischen Kapuziners Franz von Montelione, welchem die Kongregazion der Propaganda die Mission von Niederguinea übertragen hatte, mit demselben dahin ab.

— Nach seiner Rükkunft gab er seine Reisebeschreibung in italienischer Sprache heraus **), und in der Vorrede dazu betheuerte er die Zuverlässigkeit seiner Berichte.

*) Einer königl. Domänenstadt im Königreiche Neapel.

**) M. s. die Einleitung. — Ich besize nur zwei deutsche Auszüge aus dieser Reisebeschreibung, nämlich den im IX. B. S. 339. u. ff. der Berliner Sammlung von Reisebeschreibungen, und den im IV. B. der allg. Historie der Reisen, S. 582. u. ff. Beide sind aus der englischen Uebersezzung genommen, und da der leztere der vollständigste ist, so habe ich diesen hier vorzüglich benuzt.

Daß sich an dieser nicht zweifeln lasse, so weit der Mann als Augenzeuge spricht, und Thatsachen erzählt; dies ist gewiß. Eben so gewiß ist es aber auch, daß sich dieser Missionar von seinem heissen Religionseifer, von seinem hohen Wunderglauben und von seinem Hasse gegen die aberglaubische Negerreligion oft hat verleiten lassen, auch unglaubliche und unglaubwürdige Dinge zu erzählen. *)

Uebrigens ist Merolla's Reise merkwürdig, interessant, wichtig, weil sie mehrere Gegenden von Niederguinea umfaßt, und viele Nachrichten enthält, die man anderswo vergeblich suchen würde.

Sie folgt hier in einem wie gewöhnlich bearbeiteten Auszuge.

---

*) M. s. auch die Zusäzze des Uebersezzers zur deutschen Uebersezzung von Proyart, S. 301.

P. Hieronymus Merolla's Reise nach Niederguinea.

In den Jahren 1682 — 1688.

Am fünften Mai 1682 gieng P. Merolla mit seinem Amtsbruder auf einer Feluke von Neapel nach Korsika und Sardinien unter Segel, und langte am Pfingstsonntage zu Bastia an. Gleich darauf begegneten sie einer grossen genuesischen Schaluppe, die nur drei Mann am Borde hatte, deren Steuermann sie, auf ihr Ersuchen, an Bord nahm, um sie nach der Bai von Alghieri in Sardinien zu führen, wo sie einige von ihren Amtsgehülfen aufzusuchen hatten. Sie bemühten sich aber wegen des widrigen Windes vergebens in diese Bai zu kommen, und wurden in einen kleinen Haven, nahe bei dem Vorgebirge, zurükgetrieben. Weil dem Pater Franz das Land sehr wohl bekannt war, so sezte er sich vor, hier an das Land zu steigen, über einen kleinen Berg zu klettern, um etwa von einem Hirten, den er antreffen könnte, ein Lamm als ein Allmosen zu erbetteln. So bald er den Gipfel erreicht hatte, rief er den Andern sehr ernstlich zu, sie möchten hinan kommen. Als sie auf den Berg gestiegen waren, sahen sie ein Fahrzeug, und entdekten durch ihre Ferngläser,

daß sie, wenn sie um das Vorgebirge herum gefahren, unfehlbar in die Hände eines türkischen Korsaren gefallen wären, der daselbst lauerte. Für diese Befreiung stattete der Steuermann mit einer Flut voll Thränen dem heiligen Franz seinen Dank ab.

In der folgenden Nacht sezten sie ihre Reise fort, und kamen binnen wenigen Stunden nach Algheri. Der Pater Guardian aus ihrem Kloster daselbst schikte ihnen, um ihr Geräthe in das Kloster zu schaffen, einen Ochsen, der ihnen auch nach Gelegenheit zum Reitpferd diente.

Merolla blieb einen ganzen Monat zu Algheri, um seinen Kollegen zu erwarten, der in der Insel herum reisete, und die übrigen Missionare, die mit ihnen nach Kongo gehen sollten, aufsuchte. P. Franz brachte, als er zurükkam, nur einen Mönch mit, Namens Franz von Bitti, weil die anderen durch Geschäfte abgehalten wurden. Da er nun ein Schiff aus Provence in dem Haven segelfertig fand, so gieng er mit demselben dahin unter Segel. Der Hauptmann, welcher einen Bruder und einen Vetter in demselben Orden hatte, begegnete ihnen sehr höflich; ja er miethete sogar für sie eine Feluke, welche sie nach Villa Franca führte, als er hörte, daß die Flotte des Königs von Portugal in diesem Haven läge. Sie stiegen mit Johann von Romano, ihrem Superior, und noch zwei andern, an das Land, und

giengen in ihr Kloſter. Hier wurden ſie drei Monate lang durch die Mildthätigkeit der Offiziere von der portugieſiſchen Flotte unterhalten, und bekamen wöchentlich zu ihrem Unterhalte zwei Schöpſe, ein Fäßchen Wein, und Brod genug. Ueberdies erhielt auch das Kloſter um ihrentwillen noch andere Geſchenke.

Am vierten Oktober, als am Feſttage ihres Patrons, des heiligen Franziſkus, gieng die Flotte erſt wieder in die See. Um deſto beſſere Verpflegung zu erhalten, hatte der Superior verordnet, daß nur zwei Miſſionare in Ein Schiff gehen ſollten. Er und ſein Reiſegefährte giengen auf das Schiff des Admirals, des Grafens von St. Vincent. Merolla und der Pater Amadeo ware auf dem Schiffe der Fiſkal, welches Segnor Gonſalo de Coſta führte, und die zwei anderen auf dem Schiffe St. Benedikt bei Don Ludwig Lobo, welcher Unterkönig in Angola geweſen war.

Am 2ten November liefen ſie in den Haven von Liſſabon ein, und landeten vor dem königlichen Palaſte, zwiſchen ein und zwei Uhr in der Nacht. Weil ſie den Weg zu ihrem Kloſter nicht wußten, ſo geleitete ſie dahin ein Neger aus Kongo, zur Dankbarkeit, wie er ſagte, für die Wohlthaten, welche ſeine Landsleute von den Geiſtlichen aus dieſem Orden genoſſen haben. Er wollte nicht die geringſte Erkänntlichkeit, auch nicht einmal ein Glas Wein zur Erfriſchung annehmen, obgleich

sonst die Leute seiner Nazion ausserordentliche Liebhaber davon sind.

Merolla bemühte sich nunmehr, ein Schiff zur Fortsezzung seiner Reise zu bekommen, und bat den Hauptmann eines nach Brasilien gehenden Schiffes, daß er ihn als Kaplan mitnehmen möchte, weil sein Superior ihm befohlen hatte, in keinem andern Karakter zu gehen. Der Hauptmann antwortete ihm, er sollte ihm als Reisender willkommen seyn, mit einem Kaplane aber wäre er bereits versehen.

Nicht lange hernach gieng ein anderer, der seinen Kaplan abgedankt hatte, unter Segel. Er war aber nur wenige Tage auf der See gewesen, als sein Schiff von einem heftigen Sturme so sehr beschädigt wurde, daß er froh war, mit einem günstigen Winde wieder nach Lissabon zurük zu kommen, und das Gelübde that, nie wieder ohne einen Seelsorger unter Segel zu gehen, es möchte kosten, was es wolle. Er nahm demnach, als er ans Land kam, den P. Merolla mit Freuden an Bord, da die Reisegefährten desselben mit andern Stellen schon versorgt waren.

Am 8ten Dezember giengen zusammen fünf Schiffe unter Segel. Auf zwei unter denselben befanden sich Merolla's andere beiden Kollegen, Amadeo von Vienna, und Franz von Bitti. Ihre Fahrt war sehr glüklich und schnell.

Am Neujahrstage Morgens um zwei Uhr erblikten sie einen Stern, der fast unglaublich groß und hellleuchtend war. Der Hauptmann sagte, er habe nie einen seines gleichen gesehen, ob er gleich vierzigmal diese Meere besegelt hätte. Einige standen in der Einbildung, daß es der Stern seyn möchte, welcher an diesem Tage die heiligen drei Könige nach Bethlehem geführt hat. P. Merolla aber hielt ihn für den Planeten Jupiter.

Diese ganze Zeit über hatten sie nur einen einzigen stillen halben Tag, und der Hauptmann that den Vorschlag, denselben mit Fischen zuzubringen.

Am 17 Januar langten sie zu Bahia, oder der Stadt St. Salvador, in Brasilien an.

Als sie ans Land stiegen, sahen sie ein Nez, durch welches eine Stange gieng, von zwei in Trauerkleider gehüllten Sklaven auf den Achseln getragen; das Nez war mit einer Matrazze bedekt, und an den vier Ekken desselben giengen vier Sklavinnen. Weil dies dem P. Merolla etwas neues war, so hielt er es für eine Leiche. Als er fragte, wer darin wäre? so antworteten sie ihm, eine portugiesische Wittwe. Er fragte darauf weiter, warum man ihr nicht das Kreuz vortrüge, da sie eine Kristinn wäre? und fieng sogleich an, aus bloßer Menschenliebe, das de profundis für ihre Seele anzustimmen. Dies verursachte ein unmäßiges Gelächter unter den Umstehenden, welche um den Kapuziner herumtraten, der, weil

er des Irrthums gewahr worden, daß er eine lebendige Frau für eine todte gehalten, sich verbarg, und so geschwind als möglich wegstahl.

Weil er Verlangen trug, sehr schnell fortzukommen, so stiegen sie endlich auf eine Schmakke oder Brigantine, die mit dem ersten guten Winde absegeln sollte, und deren Hauptmann alle drei Kapuziner nach Angola zu führen versprach. Indem sie nun ihre Abreise schon für gewiß hielten, gab der Statthalter von Brasilien demselben Hauptmann Befehl, neun in Ketten geschlossene Personen nach Angola überzuführen, unter welchen des Statthalters eigner Sekretär war, welcher ehrenrührig von seinem Herrn gesprochen hatte, und zu desto größerer Strafe mit dem einen Arme und Beine an einen Negersklaven angeschlossen wurde. Der Hauptmann entschuldigte sich, nachdem er diesen Befehl erhalten, bei den Missionaren, daß er sein Versprechen nicht erfüllen könnte, weil er nicht Raum in seinem Schiffe hätte.

Sie liessen deswegen den Muth nicht sinken, sondern wandten sich an den Statthalter unmittelbar, und ersuchten ihn, daß er wenigstens einige von Gefangenen zurükbleiben lassen möchte, damit sie die Reise zu ihrer Mission fortsezzen könnten. Statt ihre ganze Bitte zu gewähren, befahl er bloß, daß man sie auch noch an Bord nehmen sollte, ohne sich zu bekümmern, ob einige Bequemlichkeit für sie übrig wäre, oder nicht. Man lebte

seinen Befehlen nach; sie waren aber kaum zum Haven hinaus, als der Hauptmann die Missionare in Gegenwart des Schiffsvolk zu sich rief, und es fragte, wo diese armen Kapuziner liegen sollten? Er sezte hinzu, es sei sowol seine als ihre Schuldigkeit, für dieselben Sorge zu tragen. Darauf ließ er das Langboot in See, und sezte den Sekretär und zwei andere Gefangene hinein, und schikte sie ans Ufer zurük. Merolla glaubte, er würde es mit den übrigen eben so gemacht haben, wenn sie ihm Geld in die Hände gedrükt hätten. Hiedurch bekamen nun die Mönche etwas mehr Plaz.

Sie hörten hernach, daß dieser Sekretär seinem Herrn so sehr zur Plage geworden, und eine so mächtige Partei unter der Hand gegen ihn aufgewiegelt hätte, daß der Herr kurz darauf gefangen, und nach Lissabon geschikt worden sei. Dies scheint in den portugiesischen Kolonien, die so sehr von dem Hauptland entfernt sind, etwas gewöhnliches zu seyn. Denn wenn ihnen ein Statthalter nicht ansteht, so führen sie ihn in aller Eile nach Hause, und er muß froh seyn, wenn er wegkömmt.

Sieben und siebenzig Tage waren sie in dieser Schmakke eingesperrt, ohne Land zu erblikken. Diese ganze Zeit über konnten sie sich auch nicht rühmen, das Meer oder den Himmel gesehen zu haben, indem sie sich beständig wegen des Regens und der Wellen in dem Raume aufhielten. In

der Nähe des Vorgebirgs der guten Hoffnung ſtanden ſie einen ſchröklichen Sturm aus, der einen Theil von ihrem Vordertheile zerbrach. Endlich zeigte ſich Land, welches ſie nach der Rechnung des Steuermanns acht Tage zuvor hätten ſehen ſollen. Bei dieſer Gelegenheit bekam der Bootsmann, welcher die erſte Nachricht brachte, ein Paar ſeidene Strümpfe, und auf dem ganzen Schiffe wurde ein Feſt angeſtellt.

Ihr Boot, welches zugleich in See war gelaſſen worden, kam in kurzer Zeit zurük, und war faſt ganz voll vortrefflicher Fiſche. Sie lieſſen das Boot mit zwei Mann in der See, und beveſtigten es nur mit einem Seile an das Schiff, worauf fünf Stunden nach dem Untergange der Sonne eine Welle dazwiſchen kam, welche das Seil zerriß, und das Boot auf dem Meere herumtrieb. Dies war noch nicht alles; denn das Schiff litt zugleich einen ſolchen Stoß, daß das Licht auf dem Kompaßkaſten auslöſchte, und ſie, weil der Steuermann im Dunkeln war, der Gefahr ſehr nahe waren, verſchlagen zu werden. Ja, das Schiff würde nothwendig haben untergehen müſſen, wenn die Welle die Mitte des Kiels getroffen hätte. Die Nacht war ſo finſter, daß ſie nicht erkennen konnten, auf welche Seite das Boot und ihre Leute getrieben wurden. Sie zogen deswegen die Segel ein, und ließen zugleich einige Rakketen in die Luft ſteigen, um ihnen den Weg zu zeigen. Endlich

kamen

kamen sie wieder herbei, als sie dieselben schon verloren gegeben hatten.

Ehe sie das Vorgebirge der guten Hoffnung zu Gesicht bekamen, sahen sie ausser anderen Vögeln auch die sogenannten Sammtärmel; sie sind so groß wie die Gänse, blendend weiß, mit langen schwarzen Schnäbeln. Dies waren sichre Anzeigen des nahen Landes.

Als sie nun an diesen Küsten hinsegelten, wollten die Bootsleute den P. Merolla überreden, es wäre hier ein großes Kreuz in einem Berge zu sehen, welches noch lange zuvor eingehauen worden, ehe die Europäer in diese Länder gekommen sind. Er konnte es aber mit Hülfe eines Fernglases, wegen der starken Bewegung des Schiffs, nicht erkennen.

Nachdem sie drei bis vier Tage gerade vor dem Winde gesegelt waren, liefen sie in einen Haven des Königreichs Bankella oder Benguela ein, welches die Portugiesen unter ihre Botmäßigkeit gebracht haben. Hier haben die Einwohner wegen der bösen Luft lauter Todtengesichter, und reden mit gebrochener Stimme, so daß man sagen möchte, sie könnten ihre Seele kaum zwischen den Zähnen erhalten. Als ihre Ankunft kund ward, so besuchte sie der Generalvikar, (der aber keine Geistliche unter sich hatte) und brachte allerhand Erfrischungen an Fleisch, Früchten und Kräutern mit. Sie erstaunten über diese unerwartete Gütigkeit und

Höflichkeit, bis sie erfuhren, daß er und drei oder vier von seinen Brüdern in ihren Klöstern waren erzogen worden.

Sie blieben hier nur einen Tag, und erreichten nach einer Fahrt von vier Tagen am 6ten Mai den Haven von Angola, ungefähr ein Jahr nach ihrer Abreise von Neapel.

Ihre Ankunft ward von dem Statthalter dem Superior angezeigt, welcher ohne Verzug den Joseph von Sestri und Franz von Pavia abschikte, um sie ans Land zu führen. Die Bürger bezeugten sich über ihre Ankunft sehr erfreut, und acht Tage nach einander erhielten sie von den Vornehmsten unter ihnen Besuche, und wurden von ihnen zu Gaste geladen, wogegen sie dieselben mit einigen aus Italien mitgebrachten Reliquien beschenkten. Allein die Zeremonie, die sonst bei der Ankunft der Missionare oder eines Probstes im Gebrauche ist, ward bei ihnen nicht beobachtet, weil ihrer nicht mehr als drei waren.

Nach vierzehn Tagen sollte Merolla mit einigen andern Kapuzinern von Loanda abreisen, welche über neun Monate daselbst gewesen, und noch nicht auf ihre Mission ausgereiset waren, weil sie warteten, bis die Hizze nachließ, welches gemeiniglich im Mai geschieht. Joseph Maria von Bassetto, ein Mann von grosser Gelehrsamkeit und Erfahrung, erwählte den P. Merolla

zum Reisegefährten auf seine Mission zu Sogno, und bat sich denselben von ihrem Probste Paul Franz da Porto Mauritio aus. Diese Mission ist nicht nur die älteste, sondern auch die allerbeste, die sie haben, wegen der Bequemlichkeit, die ihnen der Fluß verschafft, und wegen der guten Neigungen der Einwohner.

Sie stiegen an Bord eines kleinen Fahrzeugs, und kamen nach vier Tagen in die Mündung des Flusses Zaire, welches der Haven von Sogno ist. Bei der Einfahrt in diesen Fluß wehte der Wind so heftig, und die Wellen erhoben sich so hoch, daß sie in keiner geringen Furcht wegen ihres Lebens standen. Als sie endlich die erste Spizze umschifft hatten, beschworen sie Wind und Meer, und sagten ihre Gebete her. Sie fanden aber mehr Nuzzen bei der Ergreifung eines Ruders, an welchem Merolla eine Zeit lang aus aller Macht arbeitete, bis sie endlich in den Fluß gelangten. Nachdem sie die erste Strekke darauf paßirt hatten, fiengen sie an, wieder aufzuleben, und vergnügten sich bei dem Anblikke beider Ufer, welche mit aus der Erde sproßenden Smaragden besäet, und eher das Werk der Kunst, als der Natur, zu seyn schienen. Das Wasser schien auch eher ein kristallner Pfad, als ein Theil von diesem unbeständigen Elemente zu seyn. Als sie an den krummen Ufern des Flusses fortruderten, waren sie beständig mit Bäumen umgeben, welche Mangas

genannt werden, und den eigentlichen Lorbeern nicht unähnlich sind. *)

An diesen Bäumen sproßt in dem Grund eines jeden Astes eine lange herunterhängende Wurzel hervor, welche endlich das Erdreich erreicht, Wurzel fasset, und einen neuen Baum in die Höhe treibt; so daß in kurzer Zeit aus einem einzigen Baume ein kleines Gehölze entspringt, und die Abschößlinge kaum von dem Hauptstamme zu unterscheiden sind. Es wurde dem Merolla ein solcher Baum gezeigt, welcher verwelkt und eingegangen war, und ihm dabei erzählt, ein gewißer Bischoff von Kongo, dem einige von dem Volke übel begegneten, habe das Zeichen des Kreuzes darüber gemacht, worauf er unmittelbar verdorrt sei, wie der von Kristus verfluchte Feigenbaum. — Eine sehr wahrscheinliche Geschichte! —

Um Mitternacht kamen sie an den Flekken Pinda, zwölf kleine Meilen von der See. Bei ihrer Landung giengen sie in eine Kirche, welches die erste ist, welche die Portugiesen hier erbaut, und der heiligen Jungfrau geweihet haben, wo die Negern sich alle Sonntage haufenweise versammeln, um ihr Bildniß in erhabener Arbeit zu verehren. Es war hier auch ehemals ein Kapuzinerkloster; wegen der schlechten Luft aber, indem

*) Ohne Zweifel Manglebäume. (M. s. im V. Bde: d. W.)

es dem Flusse allzu nahe liegt, hielt man für rathsam, es zwei Meilen weiter hinauf in die Stadt Sogno zu verlegen, wo der Graf seinen Siz hat. In dieses giengen sie am folgenden Morgen, wohin der Graf kam, und sie beide freundlich bewillkommte, vornemlich aber Merolla's Reisegefährten, als der schon drei Jahre zuvor da gewesen war, und ihnen ein Geschenk von allerhand Früchten des Landes brachte. In dem Kloster fanden sie nur einen Priester, Paul da Verese, der etliche Tage darauf nach Loanda zurükkehrte, und ihnen nur einen Laienbruder, Leonhard von Nardo, zurük ließ, einen alten Mann, der wegen seines langen Aufenthalts in diesem Lande dasselbe genau kannte.

Merolla mußte hier die erste Messe lesen. Weil er aber noch nicht so viel von der Sprache wußte, daß er öffentlich hätte predigen können, so verfertigte er in aller Eile eine Predigt, die er in der Kongregazion, welche neben der Kirche gebaut ist, hielt, und die aus den vornehmsten Leuten besteht, welche gemeiniglich das Portugiesische verstehen. Aus den Mitgliedern dieser Kongregazion werden die Grafen ordentlich erwählt, wenn sie nämlich dabei aus dem fürstlichen Geblüte sind. Sein Amtsgehülfe hielt alle Festtage eine öffentliche Predigt. Der Graf kam allezeit späte in die Messe, aber mit großer Pracht, indem er einen bessern Hofstaat hat, als die anderen Fürsten in dieser Gegend von Afrika zu haben pflegen.

Am fünften Sonntage nach Trinitatis nahm Merolla, als er vor ihm predigte, das Gebot: Du sollst nicht tödten! — zu seinem Texte, wobei er die Gelegenheit ergriff, auf die Schwarzkünstler zu schelten, die eine große Gewalt in diesem Lande haben *), und bewieß, daß es weit schlimmer sei, die Seele zu tödten, als den Körper. Weil er nun in seiner Predigt das Wort tödten öfters wiederholte, so entstand unter dem Volk ein großes Gemurmel. Merolla ließ sich nicht dadurch abschrökken, sondern fuhr fort; je mehr er aber seine Stimme erhob, desto mehr nahm das Murmeln, oder vielmehr das Getöse, überhand, wobei der Graf beständig ganz stille saß. Nach dem Beschlusse der Predigt ward der vornehmste Inhalt davon, wie gewöhnlich, von den Dollmetschern erklärt.

Der Prediger und sein Superior erkundigten sich sehr genau um die Ursache dieses Murmelns. Sie fragten bei allen nach, denen sie begegneten. Es wagte es aber Niemand, ihnen die wahre Beschaffenheit der Sache zu entdekken, sondern sie giengen alle lächelnd davon. Als die übrigen fort waren, nahmen sie einen mit sich nach Hause, und

*) Der gute P. Merolla nennt alle Fetischenpriester dieser Küste Schwarzkünstler und Zauberer, und weiß Wunderdinge von ihren Hexereien zu erzählen. Sie sind aber nichts anders als Gaukler und Taschenspieler, wie alle Fetischenpriester.

ſezten ihm Aquavit und Rolltabak vor, wobei er ihnen anzeigte, das Geſumſe wäre ein Merkmal des Beifalls ſeiner Predigt geweſen, die auf dasjenige, was ſich zugetragen, ſehr gut paßte. Als der Superior zu wiſſen begehrte, was das wäre: ſo ſagte der Neger, er wollte es ihm entdekken, obgleich demjenigen, der es den Miſſionaren anzeigen würde, keine geringere Strafe als der Tod gedroht wäre. Als man ihm nun verſprochen hatte, es geheim zu halten, ſo erzählte er: „Weil in der Marterwoche eine große Menge Volks aus dem Fürſtenthume Sogno von allen Orten her in der Kirche zuſammen gekommen, ſo wären der Graf und ſeine Angehörigen auf die Gedanken gefallen, daß verſchiedene aus dieſem Haufen ſich unter dem Vorwande der Religion aus verrätheriſchen Abſichten verſammelt hätten. Als ſich hierauf eine große Anzahl Vaſallen und Freunde des Grafen bei ihm einfand, um ihm zur Oſtern Glük zu wünſchen, ſo gab dieſer Herr denſelben Befehl, ſie ſollten den Eid Bolungo an drei verſchiedenen Orten in ſeinem Gebiete von gewiſſen Perſonen ablegen laſſen, die er ihnen anzeigte. Auf dieſe Art — fuhr der Neger fort — ſind ſchon viele Leute geſtorben, und ſterben noch täglich!" — „Wenn dies iſt, antwortete der Superior, ſo ſollt ihr in Zukunft nicht weiter zu fürchten haben, daß noch mehrere auf dieſe Art ſterben werden!" — In der darauf folgenden Meſſe predigte der Superior ſelbſt, und wiederhol-

te dieſelbe Materie, welche Merolla zuvor abgehandelt hatte, und nahm daher Gelegenheit, mit einigen Worten auf dieſes Aergerniß zu zielen.

Gegen Abend giengen ſie beide nach Hofe, und als ſie zu einer Privataudienz bei dem Grafen gelaſſen wurden, that ihm P. Joſeph eine ernſtliche Vorſtellung, daß er als Kriſt dennoch wie ein Heide gehandelt hätte, indem er dieſe Leute aus einem ſo ungegründeten Verdachte, einen ſo teufliſchen Eid hätte ablegen laſſen. Auf dieſe harte Beſchuldigung antwortete der Graf anfänglich gar nichts, vermuthlich, weil er über einen ſo unvermutheten Vorwurf erſchrak. Hernach wurde er ganz blaß, und gab ihnen dadurch zugleich ſeine Sünden und ſeine Reue zu erkennen. — "Ich kann nicht glauben, ſagte der Superior, daß Don Antonio Bareto de Silva (dies war der Name dieſes Herrn) dieſes auf eignen Antrieb gethan haben ſollte, ſondern ich vermuthe, daß es von ſeinen Rathgebern oder Angehörigen angeſtiftet worden!" — Der arme Graf fiel ſogleich auf ſeine Kniee, und ſagte mit Thränen der Reue: „Wahrhaftig, ich bin ſehr zu tadeln, daß ich eine ſolche barbariſche Prüfung von der Treue meiner Unterthanen angeordnet habe. Weil ich aber mit David geſündigt habe, ſo bitte ich auch mit ihm um Vergebung!" — Der Erfolg war, daß der Graf noch denſelben Abend ſeine Befehle wiederrief, wodurch allem fernern Unheil vorgebeugt wurde.

Den Eid Bolungo muß derjenige, der im Verdachte des Hochverraths ſteht, bei einem gewiſſen Schwarzkünſtler ablegen, den ſie Rangazumbo nennen. Dieſer macht eine gewiſſe Vermiſchung von Kräutern, Schlangenfleiſche, Obſte und allerhand andern Dingen, und gibt ſie dem Beklagten zu trinken, der, wenn er ſchuldig iſt, ihrem Vorgeben nach, unmittelbar darauf in eine Ohnmacht oder Verzukkungen verfällt, und wenn man ihm nicht auf der Stelle ein Gegengift reicht, ſterben ſoll. Dies iſt ein offenbarer Betrug. Denn der Schwarzkünſtler läßt, wenn er den Beklagten zu retten Luſt hat, gewiſſe Dinge aus der Vermiſchung weg, die er hinzu thut, wenn er ſich vorſezt, ihn ſchuldig zu finden.

Dieſer Befehl des Grafen war etwas ganz neues und zuvor nie geſchehen. Denn er hatte anbefohlen, daß Jeder von ſeinen Unterhanen, keinen ausgenommen, an einen von dieſen Orten gehen ſollte, wo dieſe Handlanger des Teufels wohnen, um daſelbſt eine Probe von ſeiner redlichen Geſinnung auf folgende Art abzulegen. Die verdächtige Perſon mußte in ein großes Faß Waſſer hinein ſehen. Wenn er in daſſelbe fiel, ſo wurde ihm gleich der Kopf abgehauen; wenn er aber unſchuldig war, ſo kam er unverſehrt davon. Wo es herrührte, daß ſie fielen oder nicht fielen, das muß die Zeit offenbaren. Da aber dieſe durch die Hände der Heiden vollſtrekt ward,

so ist zu vermuthen, daß sie das Wasser vergifteten. *)

Sie waren nur einige Monate in Sogno gewesen, als ihnen die Leute auf Antrieb des Gewissens die Anzeige thaten, daß die Schwester eines gewissen Edelmanns öffentlich Leute durch Hülfe der Zauberei heilte, und damit sie ihre Zauberei desto mehr kundbar machte, so gieng sie wie eine Hexe gekleidet, und trug den Sitten dieser Länder zuwider, langes fliegendes Haar.**) Sie ließ auch öfters vor sich her die Trommel schlagen, um ihr Gewerbe zu erkennen zu geben, und hatte einen Sohn bei sich, der eben diese Kunst trieb. — Sie gaben darauf wider Beide eine Klage ein, und wandten alle mögliche Mühe an, sie in Verhaft zu bringen. Die Mutter bekam noch in Zeiten von ihrem Vorhaben Nachricht, und entfloh weit in das Land hinein. Der Sohn aber fiel in ihre Fallstrikke, und wurde dem Grafen gebunden überliefert. Dieser ließ ihm so viel Freiheit, daß er bald, ob er gleich gebunden war, Wege fand, zu seinem Vater zu entkommen, der ihn sogleich losband, und zu seiner Sicherheit auf eine Insel im Flusse Zaire schikte.

---

*) Wie ganz natürlich! Das Ganze ist nichts als plumper Pfaffenbetrug. (Wovon im nächsten Bande d. W. ein Mehreres.)

**) Hatte sie denn solches als Negerinn?

Dies war die erste Ursache, die ihnen der Graf zum Mißvergnügen gab, welchem sie es hernach ernstlich verwiesen, daß er ihren guten Werken (?) Einhalt gethan hätte, und daß er seinem Vorfahren, dem Grafen Stephan, schlecht nachahme, der, nachdem er diese verdammten Schwarzkünstler gänzlich ausgerottet, seinen Befehlshabern die Macht gegeben hatte, diejenigen, die sich wieder in seinen Landen blikken liessen, anzuhalten, und ihnen ohne fernere Umstände den Kopf abzuschlagen. Jener Graf war, wie es scheint, dem Willen der Kapuziner so sehr ergeben, daß er selbst mit ihnen herumreisete, um Acht zu haben, ob seine Befehle gehörig erfüllt würden.

Nach diesem Verweise schien der Graf geneigt zu seyn, ihren Absichten Gehör zu geben, und entschuldigte sich zugleich, daß er diese Verbrecher gern zur Strafe ziehen wollte, er könnte ihrer aber nicht habhaft werden, weil sie sich allzutief im Lande verstekt hätten. Der Vater, welcher seinen Sohn, ohne höhere Erlaubniß, auf freien Fuß gestellt hatte, fürchtete deswegen selbst eingezogen zu werden, und stellte sich krank, um dieser Gefahr zu entgehen, und ließ den P. Merolla zu sich zur Beichte holen. Denn es ist in diesem Lande gewöhnlich, daß derjenige, welcher die Lossprechung von Sünden erhalten hat, sogleich von allen Lastern freigesprochen wird, und daher auch seine völlige Freiheit erhält, wenn er gleich zuvor im Gefängisse gewesen wäre. Denn, sagen sie,

wenn ihm Gott vergeben hat, wie kann ein Mensch sich vermessen, ihn schuldig zu finden? *) Diese Antwort gab der Graf den Missionaren, als sie, weil sie die Verstellung des Vaters merkten, ihn gefangen gesezt haben wollten. „Habt ihr ihn nicht losgesprochen? sagte er, Ist er nicht frei? wie kann ich mir also das Recht anmaßen, die Hände an ihn zu legen!" — Er wollte sich auch nichts dawider einreden lassen, weil der Beklagte sein Verwandter war.

Einige Zeit hernach schikte ihnen der Graf einen andern von diesen Schwarzkünstlern, mit der Versicherung, daß er in Zukunft keinen entwischen lassen wollte, der in seine Hände käme. Sie führten denselben hierauf in eine Stube zur Inquisizion. Indem aber Pater Joseph aus einer Stube nebenan Papier holte, so lief der Gefangene vor Merolla's und des Dollmetschers Augen davon, ob sie gleich sehr scharf Acht gegeben hatten, und eine grosse Menge Volks sich in dem nächsten Zimmer befand. Es lief aber ein Hund gleich nach, den der Lärm aufbrachte, wobei ihm Merolla nacheilte, ihn einholte, und durch List zu Boden brachte. Darauf sprang er ihm auf den Leib, und karbatschte ihn tapfer mit dem Strikke seines Ordens, wobei er den heiligen Michael und alle

*) Grosser Vortheil für die Geistlichkeit! — Aber für den Staat?

übrigen Heiligen zu seinem Beistande anrief (!) — Als sein Kollege herzukam, konnte sich dieser nicht enthalten, über seine Tapferkeit zu lachen. Bald hernach kamen auch die Leute hinzugelaufen, die ihn hergeführt hatten, und banden ihn so vest, daß er sich nicht rühren konnte. Denn wie es scheint, so hatten ihnen die Agnus Dei und andere solche Zurüstungen die Furcht benommen, welche die Einwohner sonst vor den Schwarzkünstlern haben. Als sie ihn nun in ihrer Gewalt hatten, so brachten sie ihn bald dahin, daß er seine Irrthümer abschwor; darauf sezten sie ihn in Freiheit.

Während Merolla auf dieser Mission war, ereigneten sich unzählige Fälle von dieser Art. Einst wurde ein Zauberer von mehr als gemeinem Rufe vor ihn gebracht, den er, weil er sich vorgesezt hatte, dem Grafen keinen mehr anzuvertrauen, der Aufsicht des Küsters übergab, welcher Dienst so einträglich und so ansehnlich ist, daß die Missionare keinen dazu nehmen, der nicht wegen seiner Geschiklichkeit, dazu das meiste Recht hat. Und doch ließ dieser Mann nicht lange hernach seinen Gefangenen frei, und schloß an seine Statt einen armen Sklaven an die Kette. Einige Zeit hernach gieng Merolla in sein Haus, um den Uebelthäter zu verhören, und weil er sah, daß es nicht eben die Person war, die er ihm in Verwahrung gegeben hatte, so fragte er, wo derselbe hingekommen wä-

re? Der Küster sagte, es wäre eben der, und der Gefangene bekräftigte sein Vorgeben. Der Missionar stellte sich, als ob er ihnen beiden glaubte, und rief einen Sklaven, der in den Diensten der Kirche stand, und befahl, daß er ohne Verzug dem vorgeblichen Zauberer den Kopf abhauen sollte. Dieser erschrak, besonders als er das Beil herbringen sah, fieng an zu zittern und zu schreien: „Ich bin es nicht, ich bin der Zauberer nicht, der ist von dem Küster losgelassen worden!" — Darauf wandte sich Merolla zu dem Küster, und fragte: „Was sagt ihr dazu?" Dieser antwortete: „Vater, der Zauberer ist fortgegangen, um sich zu essen zu suchen, und hat diesen, bis zu seiner Wiederkunft, als einen Geissel zurükgelassen. Doch ich will gleich ausgehen, und nach ihm sehen, und ich zweifle nicht, daß ich ihn wiederfinde!" — Der Missionar gieng mit ihm. Allein der Teufelsbanner war so klug gewesen, und hatte sich aus dem Staube gemacht. Wegen dieser Vergehung sezte Merolla den Küster von seinem Amte ab, und dieser dankte ihm nicht wenig, daß er ihm noch das Leben ließ.

Die Gefangenen entwischen hier oft wegen der schlechten Beschaffenheit der Gefängnisse, die gemeiniglich nur von Rohr gebaut sind. Dieser Besorgniß abzuhelfen, schikten die Missionare, wenn europäische Schiffe da waren, ihre Gefangenen gemeiniglich an Bord derselben, und liessen sie in fremde Länder übersezzen.

In dem andern Jahre der Mission unsers Paters starb der Superior, und weil sein Kollege P. Joseph, der an desselben Stelle kam, nach Angola abreisete, so war er genöthigt, auf eine Zeit lang sein Amt allein zu verwalten. Um diese Zeit ließ der Kardinal Cibo im Namen des Kollegiums de Propagonda ein Schreiben an sie ergehen, darin er klagte, daß der verderbliche und verdammliche Mißbrauch des Sklavenhandels immer noch fortdauerte, und sie, wenn es möglich wäre, ermunterte, demselben abzuhelfen. Sie sahen wenig Hoffnung, dieses zu Stande zu bringen, weil die ganze Handlung dieses Landes auf Sklaven und Elfenbeine beruhte. Doch wandten sie sich, als sie bald hernach, zusammen kamen, an den König von Kongo und den Grafen von Sogno, und erhielten von ihnen die Begnadigung, daß wenigstens die Kezzer von dieser Art des Handels ausgeschlossen seyn sollten, besonders aber die Engländer, die es sich sehr eifrig angelegen seyn ließen, Sklaven in diesem Lande aufzukaufen, welche sie nach Barbados führten, und in der protestantischen Religion unterwiesen, die der römischen so sehr entgegen gesezt ist.

Darauf machte P. Merolla dem Volke an einem Festtage den Innhalt dieses Schreibens bekannt, und mahnte sie von diesem Handel ab; wenn aber ja eine Handelschaft von dieser Art nothwendig wäre, so möchteu sie noch eher Sklaven

au die Holländer verkaufen, welche alle Jahre so viele nach Kadiz liefern müßten, oder an die Portugiesen noch lieber, als an die Holländer. Diesem leztern Vorschlage gaben sie aus verschiedenen Ursachen kein Gehör. Erstlich wollten sie den Portugiesen keineswegs verstatten, sich in dem Lande auszubreiten; fürs andere, weil die Portugiesen nicht geschehen lassen wollten, daß ihr Gewehr und ihr Kriegsvorrath an die Negern verkauft würde; drittens, weil sie die Sklaven um allzu niedrigen Preis schäzten, und niemals so viel boten, als sie werth waren.

Es hatte sich seit beinahe einem Jahre her kein Schiff auf dieser Küste sehen lassen. Endlich kam ein englisches an, wovon Merolla dem Grafen die Nachricht hinterbrachte, mit dem Ersuchen, nicht Einen Menschen an sie verkaufen zu lassen. Die Antwort des Grafen war, es sollte geschehen. Er sagte es aber auf eine so kaltsinnige Art, daß man leicht abnehmen konnte, daß es ihm nicht Ernst war. In dieser Vermuthung ward unser Pater desto mehr bestärkt, als er den Nuzzen erwog, den der Graf sowol vom Käufer als Verkäufer zu ziehen hatte. Unterdessen gab der Hauptmann des Schiffs vor, daß er sich nur, um frische Lebensmittel einzunehmen, drei Tage hier verweilen wollte; er machte aber nach Verfluß derselben keine Anstalt zur Abfahrt.

Als nun Merolla einst an das Ufer gieng, um mit dem

dem Mafukka, oder Einnehmer der Weiſſen, zu reden, ſo ſah er gleich, als er in ſein Haus hineintrat, zwei Engländer, die er nicht ſo nahe, ſondern an ihren gewöhnlichen Poſten zu ſeyn glaubte. Dieſe giengen hinein, als ſie ihn gewahr wurden; er kehrte ihnen aber den Rükken zu, um wieder heraus zu gehen. Er hatte kaum die Thürſchwelle erreicht, als er zwei Piſtolenkugeln bei ſeinen Ohren vorbei ſauſen hörte. Er erſtaunte darüber, und ſah ſich um, erblikte aber Niemand. Er gieng darauf ganz unverzagt wieder hinein, um ſich bei dem Herrn des Hauſes über dieſes Bubenſtük zu beſchweren, welches er den Engländern beimaß; allein zu ſeiner großen Verwunderung fand er ihn nicht.

Am folgenden Tage kam der Hauptmann zu ihm, mehr um ihm Beleidigungen vorzuſagen, als ſich mit ihm zu berathſchlagen, und fragte, was er für Urſache hätte, ſich den Engländern, die in dieſem Haven handelten, zu widerſezzen? Der Miſſionar verſezte, kraft eines Vergleichs zwiſchen ihm und dem Grafen ſollten alle Kezzer von dem Sklavenhandel in den Herrſchaften von Sogno ausgeſchloſſen ſeyn; in allen andern Stükken aber ſtände ihnen die Handlung frei. — „Was verſtehet Ihr unter Kezzern? fiel ihm jener in die Rede; iſt nicht unſer Herzog von York das Haupt unſerer Kompagnie, römiſchkatholiſch, von dem ich völlige Gewalt habe, wo und mit was für Waa-

ren ich nur will, zu handeln?" — Dieſes räumte ihm der Kapuziner ein, er ſagte aber zugleich, er ſei verſichert, die Abſicht des Herzogs ſei nicht, daß Kriſten als Sklaven gekauft und verkauft werden ſollten, noch daß dergleichen Leute, wie er, der Hauptmann, die Freiheit haben ſollten, nicht nur zu handeln, ſondern auch die Ufer, wo ſie nur hinkämen, zu plündern und zu beunruhigen, auf die Art, wie es ein andrer engliſcher Hauptmann das Jahr zuvor gethan hatte, der, ſobald er ſeine ganze Ladung eingeſchifft hatte, das Land zu verwüſten anfieng, viele Einwohner in die Sklaverei führte, und viele andere, die er nicht wegſtehlen konnte, todtſchlug. Dieſes drohte er der Herzogin von York, ſeiner Landsmännin, zu wiſſen zu thun, damit die Ehre des Herzogs, ihres Gemahls, keinen Abbruch leiden, ſondern dergleichen Uebelthäter nach Verdienſt geſtraft werden möchten. Hierauf gerieth der Hauptmann in groſſe Hizze, und wollte ſowol ſich als ſeinem Landsmanne, dem andern Hauptmann, das Wort reden; er hoffte den Pater zu überſchreien. Wären (ſo erzählt es Merolla) nicht noch einige Leute ihm zu Hülfe hereingekommen, ſo würde dem guten Pater übel mitgeſpielt worden ſeyn.

Merolla ſchikte hierauf an den Grafen, und that ihm zu wiſſen, er würde die Kirche nicht eher aufthun, als bis dieſer Kezzer, ſowol ſeine als der römiſchen Kirche Feinde, fort wären. Auf dieſen Boten kam der Graf eiligſt in das Kloſter. Es

kam nur ein Mann mit ihm, der ein langes auf vier Zoll weit aus der Scheide gezogenes Messer in seiner Hand hatte. Dieses Messer hielt er, als er auf der Erde niederkniete, mit der einen Hand am Heft, und mit der andern an der Scheide. Um dieses besser zu verstehen, muß man anmerken, daß, wenn der Graf mit den Missionaren zu sprechen hat, so ist es keinem Menschen erlaubt, mit ihm in das Zimmer zu gehen, ausser dem Dollmetscher. Wenn ein ausserordentlicher Zufall es erfordert, daß ein anderer mit hineingehen muß, so muß er die ganze Zeit über knieen, welches auch der Dollmetscher zu thun verbunden ist.

Der Graf suchte den P. Merolla auf eine freundliche Art zu überführen, daß er, da er auf allen Seiten von Feinden umgeben sei, sich nothwendig mit Gewehr und Pulver und Blei versehen müßte, welches er am besten von den europäischen Schiffen erhalten könnte, die in seinem Lande Handlung trieben. Dieses und andere Dinge mehr führte er mit großer Verschlagenheit an. Als er aber aus des Kapuziners Antworten merkte, daß er wenig bei ihm ausrichtete, so fieng er an die Stirne zu runzeln, und die Lippen schnell zu bewegen, und machte Mine, mit fürchterlichen Drohungen gegen ihn herauszuplazzen. Darauf richtete sich der Pater auf, um ihm zuvor zu kommen, und sagte ihm ganz beherzt, er sei zum Dienste Gottes und zur Rettung der Seelen in sein Land gekommen, und er würde sogar sein Leben in Ge-

fahr sezzen, um so viele arme Seelen der Gewalt des Teufels zu entreissen, die, wie es nach seinen Reden schien, der Graf ihm willig überantworten wollte. — „Denkt daher, Herr Graf, fuhr er fort, an Euch selbst bei einem so offenbaren Ungehorsam, denn ich meines Orts werde allezeit bemüht seyn, bei meiner Pflicht zu verharren!" —

Mit diesen Worten wollte er fortgehen. Der Graf aber, den sein Betragen gereute, faßte ihn bei dem Arme, sein Gesicht verwandelte sich dabei fast aus Schwarz in Gelb, und er wollte ihn keineswegs fortlassen. — „Höret erst meine Gründe, Vater, höret meine Gründe, ehe ihr geht!" schrie er. Darauf sezte er sich auf eine Bank nieder, und fieng eine lange Rede an. Als aber der Missionar sich die Freiheit nahm, ihm dabei oft in die Rede zu fallen, so lief er mit großem Ungestümme davon, und murmelte bei sich selbst, er sei das Haupt der Kirche in seinem Lande, und ohne ihn könne der Pater nichts thun, ja nicht einmal ein Kind taufen.

Aus diesen und dergleichen Reden konnte Merolla leicht wahrnehmen, daß der Graf es mit den Engländern hielt. Er ward auch nach der Zeit völlig davon überführt, als derselbe des Morgens um drei Uhr durch öffentlichen Ausruf seinen Unterthanen in ganz Banza untersagen ließ, ferner in die Kirche zu gehen. Da aber denen, welche diesem Befehle nicht nachlebten, keine Strafe angekündigt

wurde, so kamen seine Unterthanen, wie gewöhnlich, darin zusammen.

Dessen ohngeachtet hielt der Missionar sich nach seiner Pflicht für verbunden, den Grafen durch einen an die Kirchthüren gehefteten Zettel in den Bann zu thun, wozu er von dem Bischoff von Angola die Vollmacht erhielt. Unmittelbar auf diese Handlung entfernten sich alle Sklaven, welche die Kirche und das Kloster bedienten, wie er vermuthet, auf Anstiften des Grafen, der ihn dadurch desto eher zu zwingen dachte.

Unterdessen kam ein holländisches Schiff an, dessen Hauptmann gleich darauf, nach Gewohnheit, unserm Kapuziner, durch den Sekretär des Grafen zugeführt wurde, um von ihm den Segen zu erhalten, welches hingegen der englische Hauptmann nicht beobachtet hatte. (!) Der Missionar ertheilte ihm den Segen, und stillte auf solche Art die Wut, welche die Zauberer und Schwarzkünstler dem Volke gegen ihn beigebracht hatten, die sich Mühe gaben, es zu überreden, daß er sich den obgedachten Unterhandlungen mit den Europäern vorsezlich widersezte, damit ihre Nazion unbewaffnet seyn möchte, wenn ihre Feinde, die Portugiesen, wider sie anzögen, und daß er dieselben unter der Hand in ihrem Vorhaben bestärkte. Die Ankunft dieses Schiffs war Ursache von der baldigen Abfahrt des englischen. Denn keine dreizehn Tage hernach gieng es unter Segel, am Borde des-

ſelben waren vierzehn bis fünfzehn Negern aus Sogno, und hundert andere, die der Hauptmann, wie er vorgab, von den Heiden gekauft hatte.

Merolla ſchikte darauf zwei Briefe ab, um ſeinem Superior, der ſich dazumal in Angola aufhielt, die ganze Sache zu wiſſen zu thun. Sie wurden aber auf Befehl des Grafen aufgefangen. Darauf ſchrieb er noch drei andere, wovon er einen einem Schwarzen, unter Verſprechung einer anſehnlichen Belohnung, zu beſtellen gab, und die anderen beiden öffentlich fortſchikte, die wie zuvor aufgefangen wurden. Um eben dieſe Zeit ſchrieb auch der Graf einen Brief an den Biſchoff von Loanda, und beklagte ſich gegen denſelben, daß P. Merolla weder die Sakramente ausſpenden, noch die Kirche öffnen wollte, und daß er in öffentlicher Verſammlung die Schwarzkünſtler zum Tode verdammt hätte. Darauf gab der Biſchoff keine Antwort, ſchikte aber bald hernach den Superior nebſt P. Benedikt von Belvedere ab, um unſerm Pater Beiſtand zu leiſten.

Weil der Graf in ſeiner Hartnäkkigkeit beharrte, ſo breiteten ſich die Blattern, welche in den benachbarten Gegenden umgiengen, in ſeinen Ländern aus, und rafften täglich eine groſſe Anzahl Leute weg. *) Da nun das Volk einſah, daß

*) So! Halsſtarrigkeit erzeugt Blattern? Ein neuer Beitrag zur praktiſchen Heilkunde, auf die Erfahrung eines treueifrigen Mönchs gegründet! — Doch, man erinnere ſich ſeines Zeitalters.

dieſes als ein Strafgericht über ſie käme, ſo verſammelte es ſich, und erſuchte den Grafen mit großem Ernſte, daß er ſeinen Fehler wiederrufen, und dafür Buße thun möchte, weil ſonſt, um dieſem Unheile abzuhelfen, nothwendig eine Aufruhr wider ihn entſtehen möchte. Der Graf gab darauf zur Antwort: „Es ſei niemals ſein Wille geweſen, daß ſie ſeinetwegen etwas leiden ſollten. Was er durch den Ausruf hätte verbieten laſſen, ſei bloß geſchehen, um die Miſſionare durch die Furcht zum Gehorſam zu bringen. Weil ſie aber in den Gedanken ſtänden, daß ihre Plage von dieſer Verordnung herrührte, ſo wäre er bereit, ſie zurükzunehmen, wenn er dadurch ihre Wolfahrt befördern könnte!" —

Ob er gleich ohne Verzug ſein Wort in Erfüllung ſezte, ſo war doch das Volk noch nicht ganz befriedigt. Sie ſagten, ſie wollten nicht als Hunde, ſondern als wahre Kriſten ſterben, wie ſie wären erzogen worden. Sie baten ihn daher, er möchte ſich vor unſern Pater ſtellen, und ihn um Vergebung ſeiner Sünden bitten, damit ihnen die Kirchthüren wieder geöffnet werden möchten. Dies that er, (wie Merolla verſichert) auf folgende Art, ob es aber aus Aufrichtigkeit oder aus Häuchelei geſchehen ſei, das will er nicht entſcheiden. Seine Hofleute giengen in der Kleidung die ſie bei Einholung von Geſandten zu tragen pflegen. Er ſelbſt aber erſchien in einem groben Tuche woraus

man Säkke macht, barfuß, mit einer Dornenkrone auf dem Kopfe, einem Kruzifixe in der Hand, und einem Strikke um den Hals. Auf diese Art kam er in das Kloster und fiel demüthig bei der Thüre nieder, und bat den Missionar um Vergebung seiner Sünde. Er entschuldigte sich bloß damit, was er gethan habe, habe er übereilt und ohne Ueberlegung gethan; er sei aber bereit, ihm alle Arten von Genugthuung für seinen Ungehorsam zu geben. Er berief sich insbesondere auf das Beispiel von dem Uebermuthe Davids, und hoffte, nachdem er, wie derselbe, Busse gethan hätte, auf gleiche Weise Gnade zu erlangen. Nachdem er vieles dergleichen gesagt hatte, gab er das Kruzifix einem von seinen Bedienten zu halten, fiel auf die Kniee, und küßte dem P. Merolla die Füsse. Dieser richtete ihn sogleich von der Erde auf, und nahm ihm die Dornenkrone von dem Haupte, und den Strik von dem Halse, und kündigte ihm eben die Worte an, welche er vormals in einem gleichen Falle gegen eine andere Person ausgesprochen hatte: „Wenn Ihr wie David gesündiget habt, so ahmt ihm auf gleiche Weise in eurer Busse nach!" — Darauf begleitete er den Grafen bis auf die Gasse.

Derselbe erschien hernach zum zweitenmale, um von dem Banne losgesprochen zu werden. P. Merolla ertheilte den Mitschuldigen des Grafen die Lossprechung, ihn aber vertröstete er auf die

Ankunft seines Superiors, der binnen drei Tagen da seyn sollte, und geschikter als er wäre, eine Person von so hohem Range loszusprechen. Dieser ertheilte auch wenige Tage nach seiner Ankunft dem bußfertigen Grafen den Ablaß. Der Missionar sagte dem Bischof grossen Dank für seinen gütigen Beistand, und stellte ihm die Ursache vor, die er gehabt hätte, den Schwarzkünstlern die Strafe anzudrohen, wovon ihm der Graf geschrieben hatte.*)

Diese ganze Zeit über trieben die Holländer ihre Handlung mit allem Eifer. Ein gewisser Hauptmann aus dieser Nazion, **Cornelius Clas**, der durch seine Verschlagenheit sich bei den Einwohnern in Ansehen gesezt hatte, gieng herum, und streute wie Merolla sagt, sein kezzerisches Unkraut unter den reinen Weizen des Evangeliums. Um sich den Negern desto gefälliger zu machen, die, wie er wußte, mehrere Freiheit in Ansehung der Sakramente zu haben wünschten, so überredete er sie, es sei kein andres nothwendig, als die Taufe. Wenn sie Lust zu kommuniziren hätten, so könnten sie es thun, die Beichte aber werde nicht erfordert. Er läugnete ferner unverschämter Weise die leibliche Gegenwart des Heilands in der geweihten Hostie. Um sich in desto grössers Ansehen zu sezzen, so rief er öfters die

*) Bei dieser und allen ähnlichen Stellen überlasse ich die Anmerkungen meinen Lesern.

Heiligen, besonders den heiligen Antonius zu Hülfe, obgleich seine Religionsgenossen die Anrufung der Heiligen für unnüz auszugeben pflegen. Er wiederholte hernach allerhand Ausdrükke, aus des Missionars Fastenpredigten, und suchte sie lächerlich zu machen. „O! schrie er, Euer Pater ist ein geschikter Prediger und ein grosser Gelehrter. Er trifft gleich den rechten Flek, und sagt, was zur Sache gehört. Wenn er Euch aber völligen Unterricht geben wollte, so sollte er Euch diese und diese Lehren vortragen." So lief er bei einer Stunde lang herum, und verspottete ihre Meinungen, und empfahl ihnen seine eigene, bis er die Negern auf seine Seite brachte. Die Missionare erfuhren, wie es scheint, von der Sache nichts, bis der Holländer fortgereist war.

In dem fünften Jahre von Merolla's Mission kam ein anderes englisches Schiff auf der Rheede vor Anker, weswegen er zu dem Grafen gieng und ihn bat, daß er keinen von ihnen möchte aus Land steigen lassen, damit nicht eben so üble Folgen daraus entspringen möchten, als sich zuvor geäussert hatten. Der Graf schien geneigt zu seyn, seine Bitte zu erfüllen; er versprach es auch, und doch nahm er die gewöhnlichen Geschenke an, und gestattete den Engländern aufs neue, in seinem Lande Handlung zu treiben, welches aber die Missionare schlechterdings nicht zugeben wollten. Der Hauptmann gieng nach erhaltener Erlaubniß ins

Kloſter, er konnte aber den P. Merolla nicht finden.

Unterdeſſen lieſſen die Miſſionare ohne Aufſchub ein Manifeſt (!) ausgehen, und verordneten bei Strafe des Bannes, daß Niemand Sklaven an die Engländer verkaufen ſollte; doch ſtellten ſie ihnen den Tauſch von allen andern Waaren frei. Der Hauptmann konnte auch nicht mehr, als fünf Negern bekommen, die er ſchon zuvor gekauft hatte. Er kam zum zweitenmale in Begleitung eines holländiſchen Hauptmanns zu unſerm ſtrengen Pater, und redete ihn mit vieler Höflichkeit an: — „Vater, was habe ich Euch für Urſache gegeben, mir zu meinem ſo groſſen Nachtheile eine freie Handlung in dieſem Haven abzuſchlagen, da ich ſo viele Beſchwerlichkeiten und ſo groſſe Gefahren, auf meiner Reiſe bis hieher ausgeſtanden habe?" — Merolla antwortete eben ſo höflich: er wollte alles thun, was in ſeiner Macht ſtände, um jedem Kriſten zu dienen, beſonders aber ihm, der ſo artig zu ſeyn ſchiene. In dieſer Sache aber könnte er nichts ohne ſeines Superiors Befehl thun. Er verſicherte zugleich, ob er ſich zwar ſeiner Handlung auf dem Lande widerſezte, indem er ein Engländer und folglich ein Kezzer wäre, ſo könnte er es doch ungeſtört auf der See thun, wenn er Jemand finden könnte, der mit ihm handeln wollte.

„Dies wäre mir eben recht, erwiederte der Hauptmann; denn auf dieſe Art könnte ich zollfrei handeln. Nun aber fühle ich, fuhr er fort, daß dieſes

Vieh, er meinte die Negern, die Hände allzeit offen hat, Geschenke zu nehmen; wenn es aber wieder eine Gefälligkeit zu erweisen hat, so zukt es die Achseln, und entschuldigt sich mit dem Vorgeben, daß die Missionare es ihm nicht verstatteten. Warum haben die Negern es aber nicht gleich im Anfange heraus gesagt, so hätte ich meine Geschenke ersparet, und wäre in meinen Verrichtungen an einen andern Ort gesegelt. Es müßte nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn ich ihnen nicht zeige mit wem sie zu thun haben!" — Darauf wendete er sich zum Merolla und sagte: „Wol, Vater, ich muß euch dafür danken, daß ihr mir die Wahrheit offenherzig gesagt habt. Wenn sie mir nur erst das wieder gut thun, was ich ihnen gegeben habe, dann will ich abreisen. Zuvorderst aber bitte ich mir Erlaubniß aus, Euer Hochwürden mit einem Fäßchen Weizenmehl zu beschenken, daraus ihr eure Hostien machen könnt, wie auch mit einem Fäßchen Aquavit, und was ich sonst aus meinem Vorrathe entbehren kann!" Der Kapuziner sagte ihm tausendfachen Dank für seinen gütigen Antrag, und ob er gleich das Weizenmehl zu brauchen wußte, so wollte er es doch keineswegs annehmen, und ließ ihn gehen, nachdem er ihm noch einen Korb mit Früchten aufgenöthigt hatte.

Der Graf, welcher sein Geschenk, das ihm gegeben worden war, schon zu seinem Nuzzen verwandt hatte, konnte es nicht wieder ersezzen, und durfte dem Hauptmann auch nicht, aus Furcht

vor dem Banne, die verſprochenen Sklaven überliefern. Dies verdroß den Hauptmann ſo ſehr, daß da er nur zwei Sklaven und etwas Elfenbein, welches er ſchon zuvor gekauft hatte, mitnehmen konnte, er bei der Nacht ſich aus ſeinem Hauſe fortmachte, und ſich auf ſein Schiff zurük begab. Sein Wirth, welcher ihn ſehr bald vermißte, ſtand in Zeiten auf, und gieng ihm nach, um ſeine Bezahlung zu fordern. Allein der Hauptmann hatte drei Stükke auf das Boot des Negers richten laſſen, und drohte, auf ihn loszugehen, und ſagte mit Schimpfwörtern zu ihm: „Komm her, Sklave, ich will dich mit einer Münze bezahlen, die du wohl verdienſt!" — Darauf gieng er unter Segel, nachdem er viele Flüche wider ihn ausgeſtoſſen hatte. Der Graf wurde ſeines Ungehorſams wegen abermals in den Bann gethan, doch aber nicht wie das erſtemal, durch Anheftung eines Zettels an die Kirchthüren, worüber er ſehr erbittert war.

Ehe noch das engliſche Schiff abfuhr, kam ein anderes holländiſches in den Fluß, deſſen Leuten P. Benedikt von Belvedere, unſers Merolla's Kollege, die Landung verwehrte. Seine Urſache war, daß ſie eben ſowol, als die Engländer, Kezzer wären; wobei er ſich auf die Lehren des vorhin erwähnten holländiſchen Hauptmanns bezog. Merolla konnte ihm zwar hierin nicht widerſprechen; doch ſagte er ihm, daß um der Ruhe willen, da ſie die Engländer ſo glüklich losgeworden, es nicht

rathsam wäre, den Holländern den Zutritt zu versagen; denn sonst würde das Volk geneigt seyn, sich zu empören, weil sie ihre Waaren an Niemand anders verkaufen könnten, da sie mit den Portugiesen nichts zu thun haben wollten; wodurch beide die Kirche und der Staat grossen Schaden leiden würden. P. Benedikt zog das, was er sagte, wenig oder gar nicht in Betrachtung; denn er war, wie es schien, von allzu grossem Eifer für das Beste der Kirche erhizt, und begieng hernach einen neuen Fehler in seiner Aufführung.

An einem Ostertage, kamen die Walherrn und Statthalter nach Hofe, um ihrem Herrn glükliche Ostern anzuwünschen. Derjenige, welcher vorsezlich ausbleibt, wird als ein Rebelle angesehen; die aber, welche kommen, werden auf Kosten des Hofs bewirthet, und die Walherren und Statthalter theilen die Lebensmittel unter ihr Gefolge aus. Als P. Benedikt einen verwirrten Schall von Instrumenten und dem Geschreie des Volke hörte, eilte er, so geschwind er konnte, um diesem Feste Einhalt zu thun, welches, wie er glaubte, nicht gefeiert werden sollte, so lange der Graf, der dazumal in dem Banne stand, gegenwärtig wäre. Merolla konnte seine Absichten nicht wol ergründen; denn er kam bloß zu ihm, und bat sich seinen Segen, und die Erlaubniß aus, aus dem Kloster zu gehen, die er ihm nicht abschlagen konnte. Als der Mönch zu dem versammelten Volke hinkam, so

begrüßte ihn der vornehmste Walherr sehr freundlich. Nachdem er die Bewillkommung kaltsinnig angehört und beantwortet hatte, so verwies er es ihnen, sowol, daß sie die Holländer zu ihrer Gesellschaft gelassen, als daß sie überhaupt das Fest feierten, welches sie sich bei den gegenwärtigen Umständen nicht hätten unterfangen sollen. Dieses erbitterte den Walherrn so sehr, daß er in grossem Zorne ausrief: „Was Kezzer! Was Kristen! Was Katholiken! Werden wir nicht alle allein durch die Taufe selig?" — Dem P. Benedikt riß bei diesen Worten die Geduld so sehr, daß er ohne Antwort auf ihn zugieng, und ihm statt der Erinnerung eine derbe Maulschelle gab.

Diese Beleidigung nahmen die Leute des Walherrn so übel auf, daß sie sogleich um ihn herum sich zusammen drängten, und diejenigen, die ausserhalb der Mauer waren, sich gleichfalls hinein zu kommen bemühten. Der Graf, der Generalkapitän, und der große Hauptmann legten sich, als sie erfuhren, was geschehen war, ohne Anstand dazwischen, und verhinderten, daß der Missionar von der Wut des Pöbels nicht mißhandelt wurde, und brachten ihn hernach in guter Sicherheit in das Kloster.

P. Merolla hielt eine baldige Aussöhnung mit dem Wahlherrn für höchstnöthig. Doch, wir wollen sehen, wie er es damit anfieng. Einige Tage hernach ließ er ihn in das Kloster bitten,

und ersuchte ihn, nach einer freundlichen Bewillkommung, dasjenige, was er gesagt hätte, zu widerrufen, und bei dem Pater Benedikt um Vergebung zu bitten, und versprach ihm unter dieser Bedingung Ablaß.

Darauf antwortete derselbe lachend: „Das würde in der That lustig seyn! Ich bin der Beleidigte, und soll noch schuldig seyn? Er ist der Beleidiger, und ich soll ihn um Verzeihung bitten? Muß ich mich schlagen lassen, und doch noch denken, daß ich unrecht gethan habe?" — Der Missionar gab ihm die Antwort: „Das dürfte nicht für eine Beleidigung genommen werden, was nicht in einer solchen Absicht geschehen wäre. Der Schlag ist nicht geschehen, um Euch zu verlezzen, sagte er, sondern Euch zu beschüzzen, und ist bloß für eine Erinnerung anzunehmen, daß ihr nicht den Irrthümern der Kezzer geneigte Ohren leihen sollt! Ihr müßt bedenken, daß es aus väterlicher Zuneigung von eurem geistlichen Vater geschehen ist, dem es nicht übel ansteht, dergleichen zu thun. Ferner wißt ihr, daß bei uns die Bischöffe in der Konfirmazion es thun, und daß die Person, welche den Bakkenstreich bekömmt, ihn vielmehr für eine Ehre, als für eine Beleidigung hält. Zugleich müßt ihr gestehen, daß ihr eine Bestrafung verdient habt, da ihr eine so gefährliche Meinung, in Gegenwart so vieler wahren Katholiken, heraus gesagt habt!"

Durch

Durch dieſe Gründe wurde er von ſeinem Unrechte überzeugt, und verſprach, ſeinen Irrthum nach der Meſſe bei der Kirchthüre zu widerrufen, und bekannte, daß das, was er gethan habe, blos in der Hizze, und nicht aus Ungehorſam gegen die Kirche geſchehen ſei. Als er darauf den P. Benedikt um Verzeihung gebeten, und ihm die Füſſe geküßt hatte, ward er wieder in die Gemeinſchaft aufgenommen. Zulezt bezeugte er dem Grafen ſeine unterthänige Erkänntlichkeit, und bat ihn um Verzeihung, daß er ſich unterſtanden hätte, das Volk in ſeinem Lande zu einem Aufruhre zu reizen.

Um dies Spiel zu vollenden, hielten die zwei Kapuziner dem Wahlherrn und ſeinen Bedienten eine Predigt, oder vielmehr im eigentlichen Verſtande laſen ſie ihnen eine derbe Lekzion, worin der Prediger ſie unter andern Dingen vor dem Hochmute und der Unreinigkeit warnte, und ſie mit Meerkazzen und Schweinen verglich. Wir wollen eine Probe von dieſer wolausgearbeiteten Rede geben.

„Luzifer, der Fürſt des Lichts, ward, weil er ſich von dem Hochmut hatte bethören laſſen, ſamt ſeinen Anhängern geraden Wegs in die Hölle geſtürzt. Kann es auch möglich ſcheinen, daß ein ſo reiner und friedſamer Ort, als der Himmel iſt, die Hochmütigen und Unreinen aufnehmen ſoll? Einige unter euch ſind wie eure Makakos (Meerkazzen), die alles, was ſie geſtohlen haben, bei

sich behalten, und sich eher selbst fangen und umbringen, als ihre Beute fahren lassen. So verschlukken auch die unreinen Schweine ihren Unflat, und fragen nichts nach der Reinigung!" — Doch, dies sei genug!

In der Nacht, da der Graf zum zweiten Male in den Bann gethan worden, stieß seiner Gemahlin eine Ohnmacht zu, welche deßwegen den P. Merolla durch ihren Sohn zu sich bitten ließ. Er kam, und brachte einen andern Kapuziner, Stephan von Romano mit, welcher einige Kenntniß in der Arzneikunst hatte, und *sie bald* wieder herstellte. Diese Dame war, wie es scheint, sehr andächtig, und pflegte den Missionaren öfters, wenn sie mit dem Grafen im Mißverständnisse waren, Erfrischungen von Pomeranzen, Zitronen und dergleichen zuzuschikken. Als der Graf die Höflichkeit, die sie seiner Gemahlin bezeugten, von ferne bemerkte, so schien er einen grossen Gefallen daran zu haben. P. Merolla, der ihn bei dieser guten Gesinnung zu halten gedachte, gieng zu ihm, und bat, er möchte das, was vorgegangen wäre, entschuldigen, weil die Pflicht seines Amts ihn dazu genöthigt. Zugleich kündigte er ihm an, daß, wenn er nur seinen Neigungen schlechterdings folgen wollte, so müßte er ein Heide seyn, und verdiente den Namen eines Kristen nicht; er möchte sich daher lieber der Zucht der Kirche unterwerfen. Hernach suchte ihn der Missionar, um seiner Hizze und seinem Unwillen zuvor zu kommen, den er

ſonſt bei dergleichen Verweiſen blikken ließ, durch die Erinnerung zu beſänftigen, wie er ſein Leben zu ſeinem Beſten in Gefahr dahin gegeben hätte, und wie er ohne allen Zweifel gegen ihn, als ſeinen geiſtlichen Mündel, eine beſondere Zuneigung hegen müßte.

Von der Mitte der Faſten bis zum Pfingſtfeſt, war der Graf nicht innerhalb der Kirchthüren gekommen, außer einigemal insgeheim, und gemeiniglich in groſſer Entfernung. Am Abend vor Himmelfahrt ſchikte er zum P. Merolla, und bat ihn um Loßſprechung. Er würde ſich hiezu haben willig finden laſſen; allein P. Benedikt widerſezte ſich ihm, und ſtellte vor, es ſei keineswegs rathſam, ihn eher wieder in ihre Gemeinſchaft aufzunehmen, als bis die Holländer den Anker gelichtet, und abgefahren wären. Am Pfingſtſonntage ſchikte er nochmals zu ihm, und ließ ihm melden, daß ſeine Unterthanen, wenn ſie ihn nicht wie zuvor in der Kirche ſähen, vermuthlich einen Aufſtand erregen würden. Dieſen abzuwenden erböte er ſich, alles einzugehen, was P. Merolla verlangte, wenn er ihn nur loßſprechen wollte. Der Kapuziner, der ſich in die Neigung des Grafen zum Nachgeben zu ſchikken wußte, ließ ihm antworten: Er ſollte den folgenden Morgen bei der andern Meſſe im Trauerkleide als ein Bußfertiger erſcheinen, und alle Wahlherrn, und die zwei Hauptleute, den General und den groſſen Hauptmann

mitbringen. Wie ich es befohlen hatte, ſagt der frolokkende Miſſionar, ſo geſchah es.

Als ſie alle beiſammen waren, ſo redete er den Grafen an, und ſtellte ihm vor, welchen Schaden er den Seelen ſeiner Unterthanen zufügen würde, wenn er ſie veranlaßte, mit den Kezzern umzugehen. Er führte ihm auch die neulichen Vergehungen der Engländer zu Gemüthe. Als der Graf dies und viele andere ſchöne Sachen angehört hatte, ſo legte er und alle übrigen einen Eid auf dem Meßbuche ab, daß ſie eher ſterben, als ein engliſches Schiff fernerhin in ihren Häven handeln laſſen wollten, welches Verſprechen auch von der Zeit an aufs genaueſte gehalten worden iſt. Die dem Grafen auferlegte Buße war, daß er durch ſeine Macht dreihundert von denen, die (nach den Grundſäzzen der Kirche) in unrechtmäßiger Ehe lebten, zur ordentlichen Heurath zwingen ſollte. Er gieng dieſes willig ein, und hielt darauf mit groſſem Pomp und allgemeiner Freude ſeinen Einzug in die Kirche, und gab von der Zeit an nicht das geringſte Aergerniß mehr.

Der nun ausgeſöhnte Graf vollbrachte nicht nur, was ihm war auferlegt worden, ſondern brachte es ſo weit, daß ſogar vierhundert in den Eheſtand traten. P. Benedikt glaubte, daß noch andere bekehrt werden könnten, er reiste deshalb in dem Lande umher, und überredete (wie Merolla verſichert) binnen wenigen Wochen, bei

sechshundert Personen zum gesezlichen Ehestande. Weil aber dieses eine sehr mühsame Arbeit war, so zog sie ihm einen heftigen Anfall von Magenkrampfe zu, als er noch zwei Tagereisen von Hause entfernt war, welche Krankheit ihn bald gar wegraffte. Ueberdies hinderte auch Merolla's Krankheit den so gut begonnenen Fortgang dieses Bekehrungs-Werks. —

Im vierten Jahre von Merolla's Mission entstand ein heftiger Streit unter den Negern dieses Landes. Der Generalkapitän, des Grafen Bruders Sohn, zerfiel mit einem andern Vetter desselben von seiner Schwester Seite. Als sie einander wechselsweise durch Schimpfworte aufgebracht hatten, so warf der leztere den ersten zu Boden, und gab ihm derbe Faustschläge, wobei jedoch keine Zeugen waren. Als der leidende Theil sich hierüber bei dem Grafen beklagte, so gab ihm dieser zur Antwort: „Was für ein Urtheil soll ich zwischen Euch beiden sprechen, da Ihr so nahe verwandt seid?" — Der Generalkapitän, der schon einmal zuvor auf gleiche Art von dem Bruder der Gräfin beschimpft worden war, versezte in der Hizze: „Was? will Euer Exzellenz, daß ich auch diesen Schimpf verschmerzen soll? Nein, es steht nicht in meiner Gewalt, und ich will meinen Feinden zeigen, daß ich nicht so verächtlich bin!" — Darauf gieng er fort, griff nebst seinen Brüdern zu den Waffen, und schlug Lärm, womit er die an-

deren beiden Vettern des Grafen zum Treffen herausforderte. Da sie aber nicht im Stande waren, ohne den Beistand der Truppen ihres Oheims, die sich bereits für den Generalkapitän erklärt hatten, gegen ihn aufzutreten, so liessen sie sich gar nicht blikken.

Wenn diese Negern Privatzwistigkeiten unter sich haben, so machen sie dieselben nicht durch einen öffentlichen Zweikampf aus, sondern jeder bringt so viel von seinen Freunden zusammen, als er kann, die gegen einander ausziehen, und eben so wie in den Kriegen mit ihren Nachbaren von den Worten zu den Schlägen kommen. Bald hernach begaben sich zwei Wahlherren, von welchen einer Namens Mani Engrella des Grafen Vetter war, zu dem Generalkapitän, um ihn zu besänftigen. Sie fanden ihn majestätisch unter einem Sonnenschirme, gleich als unter einem Thronhimmel sizzen, und da sie zu ihm kamen, empfieng er sie mit der hochmüthigen Anrede: „Wer Lust hat, mit mir zu reden, der mag dazu auf die Erde niederfallen!" — Als die Wahlherren dies nicht thun wollten, indem es eben so viel gewesen wäre, als wenn sie ihn für den Grafen erkannt hätten, so sprang der General in der Hizze auf, brachte eine förmliche Empörung zu Stand, und marschirte mit seinen Anhängern zwei Tagereisen weit von der Stadt. Seine drei Brüder begaben sich ohne Verzug in seine Statthalterschaft, die ein Land war, das der Graf ihm aus Erkänntlichkeit

gegeben hatte, als er einen gefährlichen Rebellen unterdrükt hatte, welcher sich den Titel: Herzog von Bamba und Sogno anmaßte. Er selbst war im Begriffe, ihnen nachzufolgen, und es würde zu nicht geringem Nachtheile des Grafen gewesen seyn, wenn er es gethan hätte. Er führte verschiedene kleine Feldstükke, dreihundert Flinten, dreißig Tonnen Pulver, und eine grosse Menge von Bogen, Pfeilen, und anderm Gewehre, und sehr viele Lebensmittel bei sich.

Die Missionare suchten nun die Sache zu vermitteln; denn am Tage Allerheiligen kam der Graf ganz bestürzt zu dem P. Merolla, und erzählte ihm, welch ein Aufruhr gegen ihn erregt würde. Merolla erbot sich, zu dem Generalkapitän zu gehen, und alles, was in seinen Kräften stände, anzuwenden, um die Unruhe zu stillen. Er begab sich auch wirklich in seinem Nezze auf die Reise. Er war aber nicht über drei oder vier kleine Meilen weit gekommen, als ihn eine Soldatenwache anhielt, und ihm andeutete, er sollte nicht weiter gehen. Als er dessenohngeachtet fort wollte, so fiel der Anführer auf die Kniee und hielt ihn auf. Weil die Negern in dieser Stellung immer mit ihren Priestern und grossen Herren zu reden pflegen, so hielt es unser Kapuziner für eine Ehrenbezeugung, und wollte sich immer weiter tragen lassen. Allein der Soldat legte die Kolbe von seiner Musskete auf die Achsel, und wollte auf ihn Feuer geben. Darauf kehrte der Missionar um, und gab

einem von den Soldaten ein kleines Kruzifix, das er dem Generalkapitän als ein Merkmal überbringen sollte, daß er zu ihm hätte kommen, und mit ihm sprechen wollen. Darauf nahm er einen andern Weg, und langte noch vor Mitternacht zu Rhitombo an, wo Mani Rhitombo sich bei ihm melden ließ. Der demüthige Mönch gab zur Antwort, wenn er sich als seinen gehorsamen geistlichen Sohn bezeigen wollte, so möchte er bleiben wo er wäre, bis fernere Nachricht von dem Grafen einliefe. Zugleich bat er, daß die Briefe, die er in dieser Angelegenheit schreiben würde, nicht aufgefangen werden möchten, und zu desto besserer Unterscheidung sollten dieselben auf einer Stange in der Höhe getragen werden.

Indem er auf Antwort von dem Grafen wartete, ließ Mani Rhitombo ihm melden, er würde ihm in allem, weswegen er gekommen wäre, zu Willen seyn, ohne daß er sich deßwegen in das Lager bemühen dürfte. Weil er keine Ursache mehr hatte, länger zu Rhitombo zu verweilen, so kehrte er nach Sogno zurük, und befahl des Morgens nach seiner Ankunft seinem Dollmetscher, zu dem Grafen zu gehen, und ihm das, was er gethan hätte, zu hinterbringen. Er kam aber seinem Befehle nicht nach, ob er sich gleich dazu willig bezeigte, weil er sich fürchtete, in Ungnade zu fallen. Denn die Negern pflegen sehr oft das, was die Dollmetscher ihnen sagen, in Verdacht zu ziehen, wenn nicht ein Priester dabei ist, der ihre

Aussage bekräftigt, und manchmal sind dergleichen Boten auf blossen Argwohn gefangen gesezt und bestraft worden. Er gieng deswegen selbst hin, und benachrichtigte den Grafen von allem, was vorgegangen war. Er schien sich dadurch ziemlich zufrieden zu geben; doch verlangte er die Ursache zu wissen, warum er den General nicht in den Bann gethan hätte, der so frevelhaft die Waffen wider seinen Herrn ergriffen hatte? Auch wollte er hören, welche Strafe ein so grosser Sünder verdiente? Auf die erste Frage antwortete Merolla, er hätte ihn aus zwei Ursachen nicht in den Bann thun können; erstlich, weil er sich nicht wider die Kirche empört, und zweitens, weil er seinen Vorstellungen Gehör gegeben. Bei der andern Frage des Grafen merkte er, daß sie nicht ohne Absicht, und aus Politik geschähe; denn hätte er den P. Merolla dahin gebracht, daß er den General für einen Aufrührer erkannt hätte, so würde er ihn dann haben in das Gefängniß werfen und hinrichten lassen. Er entgieng aber diesem Fallstrikke, indem er seine Absichten voraus sah, und seiner Exzellenz im Scherze antwortete: Er wolle den kleinen Knaben zu ihm schiken (einen jungen in dem Kloster erzogenen Menschen) welchen der Graf sehr liebte, der möchte ihm sein Gutachten darüber sagen. Dies erregte ein Gelächter unter den Anwesenden, und Merolla war sehr froh, daß er einer so gefährlichen Frage glüklich ausgewichen war.

Am dritten oder vierten Tage hernach erschien

der Statthalter von Rhiova, des Grafen älteſter Sohn, mit einem ſtarken Heer im Felde, welches er zu ſeines Vaters Vertheidigung aufgebracht hatte. Dieſer Maun war im Anfange ungemein höflich und freundlich, er bezeugte ſich aber bald hernach ſehr hochmüthig.

Der Generalkapitän hatte nur allein mit ſeinen drei Brüdern zu erſcheinen verſprochen; er kam aber mit ſeinem ganzen Heere vor die Kirche, im Geſichte des Nani von Rhiova, und erwartete daſelbſt, daß der Graf zu ihm kommen, und ihn wieder zu Gnaden aufnehmen möchte. Als Merolla die Menge des Volks ſah, konnte er ſich nicht vorſtellen, was für einen Ausgang dieſe Zuſammenkunft nehmen möchte. Er ſagte dem andern Sohne des Grafen, der gerade damals im Kloſter war: „Nach ſeinen Gedanken würde ſein Vater gar nicht wohl thun, wenn er in dieſen Umſtänden den geringſten Zorn blikken ließ.“ — Er antwortete: — „Die Art, einen zu empfangen, der auf ſolche Weiſe um Verzeihung bäte, wäre, daß man mit der Kugel in dem Munde käme, und die Flinte fertig hielte, ſie damit zu laden.“ — „Nicht ſo ſchnell, Herr, verſezte der Miſſionar, vielleicht kann ich ein Mittel dawider finden!“ — Darauf gieng er zu dem Sekretär des Generalkapitäns, der unter allen Brüdern deſſelben der verſtändigſte und vorſichtigſte war, und ſagte ihm ſeine Gedanken von dem feindlichen Anſehen einer ſo groſſen Menge. Die Antwort deſſelben war,

ie ſollten alle aus einander nach ihren Häuſern zehen, welches noch denſelben Tag geſchah.

Als er dem Grafen von dieſem allem unverzüglich Nachricht ertheilte, ſo ſezte derſelbe den vier Brüdern den folgenden Morgen an, wo ſie vor ihm ohne alles Gefolge erſcheinen ſollten. Sie fanden ſich auch wirklich ein, und da drei lederne Stühle vor die Kirche geſezt waren, einer für den Grafen, einer für den P. Merolla, und der dritte für den Generalkapitain, ſo ſezte ſich der Graf, nach ſeiner gewöhnlichen demüthigen Art, zur linken Hand. Nach einem kurzen Stillſchweigen machte der Generalkapitän drei tiefe Verbeugungen vor dem Grafen, erkannte in Demut ſein Vergehen, und erhielt Verzeihung. Als dieſes geſchehen war, ſtand der Graf auf, ſchüttelte den Kopf vor Unwillen, und bezeugte, daß ihm das Geſchehene nicht allzuwol gefiele. Darauf wandte er ſich an den P. Merolla, und ſagte: — „Verlanget ihr noch etwas mehr von mir, Vater, iſt Euch nunmehr genug geſchehen, ſeid ihr vergnügt?" Darauf gieng er mit einer gewiſſen Hizze fort, und es koſtete nicht wenig Mühe, ehe er ſoweit zu bringen war, daß er den Generalkapitän, den Sekretär, und die andern Beamten in ihre Aemter wieder einſezte. Ueberdies bediente ſich der Graf dieſer Gelegenheit, verſchiedene Manis von ihren Statthalterſchaften abzuſezzen, die dem Generalkapitän angehangen, und vornehmlich die, welche am nächſten bei ſeiner Banza (Stadt) etwas zu befehlen hatten, und

ernannte lauter solche Leute an ihre Stellen, in welche er das meiste Vertrauen hatte, und beschnitt auf solche Art allmälich seine übermässige Macht. —

So endigte sich dieser Tumult. — Der gute P. Merolla erzählt uns nun Anhangsweise auch noch ein Paar Geschichtchen für Starkglaubige, die wir doch anhören wollen. Wer da glaubt, wird selig! —

Ein lüderlicher Soldat erfrechte sich mit einer Pistole nach seinem Vater zu schiessen, weil dieser ihm mit seinen guten Ermahnungen beschwerlich fiel. Die Kugel aber, (so sagt die Legende) welche die Stirne des Vaters getroffen, sei statt sie zu zerschmettern, auf die Stirne des Sohns zurükgesprungen, und habe ihn heftig verwundet. Dieser sei hierauf in eine Kirche geflüchtet; weil er aber auch da die verdiente Strafe gefürchtet, so habe er sich zu Boanza auf ein holländisches nach Sogno fahrendes Schiff begeben, um in das Königreich Loango und von da aus nach Europa zu gehen. Da ihn aber die Holländer nicht aufnahmen, so sei er auf dem Vorgebirge Padron, bei der Mündung des Flusses Zaire, von allen Menschen verlassen zurükgeblieben. P. Merolla sah ihn, als er zu Wasser in das Königreich Ngojo reiste, da er statt des Stabes seinen Degen in der Hand trug. Er schrie den Bootsleuten zu, die aber einem entlaufenen Soldaten nicht zu Hülfe

kommen wollten. Das merkwürdigste bei dieser Sache, war (nach Merolla) daß die Aerzte die Wunde nicht heilen konnten, so daß sie immer offen blieb, um als Brandmal auf seinem Gesichte seine verruchte That anzuzeigen.

Die andere Geschichte betrifft einen Menschen, den ein Missionar öfters ermahnt hatte, sein gottloses Leben zu lassen, der aber nur über ihn gespottet habe. Allein als er einst mit zwei Kameraden über einen Fluß gegangen, so sei er von einer unsichtbaren Hand in die Luft geführt worden. Einer von seinen Gefährten, der ihn noch bei den Füßen halten wollte, habe eine solche Maulschelle darüber bekommen, daß er in das Boot gesunken, und der Bösewicht sei niemals wieder gesehen worden. Unser Pater sagt ganz ernsthaft, die Zeugen, die dieses als eine geschehene Sache erzählen, seien noch jezt, da er schriebe, am Leben.

Endlich erzählt unser starkgläubige Kapuziner noch andre Wundergeschichten, z. B. von einem Kinde, das mit einem Barte und allen seinen Zähnen auf die Welt gekommen; von einem schwarzen und einem weissen Kinde, die als Zwillinge geboren worden; von einem weissen Kinde, mit welchem eine schwarze Frau niederkam, u. s. w.*) —

*) Das lezte ist eben kein Wunder! (M. s. im VI. B. d. W. S. 26. ff.)

In dem zweiten Jahre seiner Mission überfiel unsern P. Merolla ein heftiges Fieber, welches ihn beinahe an den Rand des Grabes brachte. Die Arznei, deren sich die Europäer hier in diesen Fällen bedienen, ist, daß sie sich fast all ihr Blut aus den Adern abzapfen lassen, und den Verlust durch die Speisen des Landes ersezzen. Wenn sie am Leben bleiben, so ist die Kur schwer, und die Genesung erfolgt späte. Denn es gehen Tage und Monate hin, ehe sich der Leib an die ungewöhnlichen Speisen gewöhnt, und die völlige Wiederherstellung der Gesundheit ist ein Werk von zwei bis drei Jahren, mit beständiger Mühe und Aufmerksamkeit.

Da er so unter der Ungewißheit lag, ob er leben oder sterben würde, so kam ein Abgeordneter des Königs von Kakongo zu ihm, der ihm schrieb, wie er und sein ganzes Reich geneigt wären, den römischen Glauben anzunehmen; er möchte sich daher in aller Eile zu ihm begeben. Denn der Graf von Sogno hatte seine Schwester an diesen König unter der Bedingung verheurathet, daß er ein Krist werden sollte. Merolla entschuldigte sich bei ihm wegen seines übeln Zustands, und meldete, daß auch kein anderer Missionar in dem Lande des Grafen wäre; er wollte aber sein Verlangen, so bald als möglich erfüllen. Er bat zugleich Seine Majestät, daß dem Statthalter von der Insel Zairekakongo, in dem Flusse Zaire, der Befehl gegeben werden möchte, wie der König dem Grafen

verſprochen hätte, daß er von einem ſeiner Dollmetſcher ein Kreuz daſelbſt aufrichten laſſen, und daß er ihm einen Ort unter ſeiner Herrſchaft, zu Erbauung einer Kirche, anweiſen möchte.

Alles dieſes ward ihm ohne Verzug zugeſtanden, und da bald hernach ein Miſſionar ankam, ſo trat derſelbe ſogleich die Reiſe an, um das Werk der Bekehrung zu unternehmen. Da er aber nach Bomankoi, der Hauptſtadt des Königreichs Angoi, auf der Nordſeite des Zaire, kam, ſo hörte er, daß der alte König geſtorben, und daß ein neuer erwählt worden ſei, weswegen er unverzüglich nach Haus zurükkehrte, und auf der Reiſe andere Miſſionen auf den zu Sogno gehörigen Inſeln abwartete. Er hielt nicht für undienlich, auf der Inſel Zairekakongo einzuſprechen, um die Neigungen dieſes Volks zu erforſchen, und als er ein Kreuz unter ihnen aufgerichtet ſah, ſo nahm er daher Gelegenheit, ſie zu fragen, ob ſie Kriſten werden wollten? Die Befehlshaber antworteten, ſie könnten, ohne Verordnung von dem neuen Könige, keine neue Geſezze einführen. Wenn es aber dieſer für genehm hielte, ſo wären ſie zu Annehmung des Kriſtenthums bereit. Es fanden ſich einige unter ihnen, die höhniſch ſagten: wenn wir krank ſind, ſo ſoll uns gewiß das Holz dieſes Kreuzes geſund machen? Dieſes ſagten ſie, wie P. Merolla vermuthet, auf Anſtiften der Schwarzkünſtler, die mehr als zu wol wußten, daß ſie,

so bald als das Kristenthum hier eingeführt wäre, verfolgt werden würden, und deswegen für rathsam erachteten, sich ihm zu widersezzen. Da der Missionar die Fruchtlosigkeit seiner Bemühung merkte, so verließ er diese Insulaner, bis auf eine günstigere Gelegenheit. Der Graf aber beschloß, sie zu Vollziehung der Befehle ihres vorigen Königs mit Gewalt zu zwingen, und gieng deswegen mit einem Kriegsheere zu Felde. —

Gegen das Ende, des fünften Jahres der Mission unsers Paters, kamen die Patres Andreas von Pavia, der zum Superior an die Stelle des P. Merolla ernannt worden, und Angelo Francisco von Mailand, nebst einem Laienbruder, Julio von Orsa, in dem Kloster an. Als nun Merolla mittelst der Erfrischungen, die sie aus Europa mitgebracht hatten, seine Kräfte wieder erlangte, so entschloß er sich, eiligst auf seine Mission abzureisen; er wußte aber nicht allzuwol, wohin er gehen sollte. Es war keine grosse Hoffnung, daß das Werk zu Rhiovakhianza gut von statten gehen sollte, weil die Einwohner seit vielen Jahren keinen Priester zu sehen bekommen hatten, und ihm sehr verächtlich begegnet waren. Er reiste von Sogno dahin ab, welches vier oder fünf Tagereisen davon liegt, und da er aus dieser Ursache schlecht empfangen wurde, so richtete er wenig oder gar nichts Gutes aus. Da er sich überdies die Freiheit genommen hatte, etwas weniges von Talg

zu nehmen, der in diesem Lande sehr häufig ist, so ward er nach andern schlechten Begegnungen in das Gefängniß geworfen, und endlich, wie er dafür hält, mehr aus Geiz, als aus Barmherzigkeit oder Gerechtigkeit, wieder losgelassen.

Dessenohngeachtet ließ Merolla sich doch bereden, weiter zu reisen, und hatte sich zu diesem Ende, wiewol mit einiger Mühe, Dollmetscher von sehr gutem Stande verschafft, als den Sohn des Grafen Don Stephano, nebst dem Sekretär und seinem Bruder, welche beide Vettern des Grafen waren, und deren schon sonst Erwähnung geschehen ist. Da er aber merkte, daß der Graf es nicht gern sah, wenn sie alle zusammen reisten, so änderte er sein Vorhaben, und gieng nach Ngoyo zu Schiffe, in der Absicht, von dort aus nach Kakongo zu gehen, da unterdessen ein Landskind von Sogno von guten Gaben, das von Jugend auf in dem Kloster erzogen worden, nach Chiovakhianza abgieng, und daselbst binnen wenig Tagen über fünftausend Kinder taufte. Als er daselbst eine Zeitlang geblieben war, so erhielt er auf Vorbitte der Missionare ein Kanonikat an der bischöfflichen Kirche zu Loanda.

Als Merolla bei dem Grafen Abschied nahm, so sagte ihm dieser, er könnte ihm wegen seiner schleunigen Abreise mit weiter nichts dienen, als mit einem Paar Ziegen und einigen Hülsenfrüchten. Er gieng dann zu Schiffe, und der erste Haven,

in welchem er einlief, war Kabinde, in dem Königreiche Ngojo, wo die Portugiesen und Holländer Jahr aus Jahr ein Handlung treiben. Daselbst konnte er mit aller seiner Mühe nur eine einzige Frau bekehren, der das Bildniß der Jungfrau Maria so wol gefiel, daß sie nach ihrer Art von Andacht die Hände zusammen schlug und ausrief: Eguandi Ziambiabundu magotti benkhi benkhi! Das ist: „Es ist die Mutter Gottes, o! wie schön ist sie!" Darauf fiel sie auf die Knie und betete sie an. Dieses Bezeugen von Andacht bei einem so unwissenden Volke rührte unsern Kapuziner so sehr, daß ihm die Augen vor Freude übergiengen.

Als er eine Zeitlang zu Kabinde gewesen war, sagte ihm der Mafukka, er hätte Befehl von dem Könige, ihm alle Kapuziner, die in diese Gegend kämen, zuzuschikken. Der Verfasser sagte, daß er, da er von Sogno käme, nicht wüßte, ob er wol aufgenommen werden möchte. Der Mafukka antwortete, er wollte schreiben, um den Willen des Königs darüber zu vernehmen, und rieth dem Merolla, ein gleiches zu thun. Dieser entschloß sich eher dazu, als daß er zu dem Könige reisen wollte, dessen Residenz noch drei Tagereisen zu Wasser und vier zu Lande entfernt war.

Als er nicht lange hernach in einem Haven von Ngojo vor Anker kam, schikte er einen Brief an

den König dieſes Landes ab, worin er ihm ſeine Ankunft meldete. Er ließ denſelben durch zwei Perſonen überreichen, nämlich durch einen Portugieſen, Ferdinand Gomez, dem er ſeines Geizes wegen nicht gänzlich traute; der andere war ein Neger und Verwandter des erwähnten Königs. Dem leztern gab er ein Geſchenk an den König mit, welches eine Krone von Kryſtall war, und eine andere von blauem Glaſe an die Königin. Dieſes Geſchenk ward von dem Könige ſo wohl aufgenommen, daß er es als ein Zeichen ſeines Wolgefallens auf den Kopf ſezte, und ſeine Gemahlin mit ihrer Krone ein gleiches thun ließ. Die Anweſenden geriethen in nicht geringe Verwunderung darüber, indem ſie ein Geſez unter ſich haben, welches dem Könige unterſagt, etwas, das von den Weiſſen herkömmt, zu tragen, und dieſes Geſez nennen ſie Rhejilla. Er ließ darauf die Ueberbringer mit aller erſinnlichen Höflichkeit bewirthen, und ſchikte ſie nach acht Tagen mit einem Briefe an den Miſſionar zurük. Er dankte ihm in denſelben für ſein gütiges Vorhaben, verſprach ihm eine gütige Aufnahme, und rieth ihm, einen reichen portugieſiſchen Kaufmann zu ſeinem Wegweiſer mit einigen beträchtlichen Waaren mitzubringen, um dem Volke zu gefallen.

Einige Jahre zuvor hatte ſich ein König von Ngojo von einem Geiſtlichen taufen, und nachher den Befehl kund thun laſſen, daß innerhalb einer gewiſſen Zeit alle Schwarzkünſtler aus ſeinem

Gebiete entweichen, oder den Tod zu gewarten haben ſollten. Dieſe ſtifteten einen Aufruhr wider ihn unter ſeinen Unterthanen an, ſo daß ſie in der Raſerei bewaffnet zu dem Palaſte des Königs liefen, und ihren König belagern wollten. Der König erhielt noch in Zeiten von ihren Bewegungen Nachricht, und flüchtete in großer Eile zu einem ſeiner Söhne, der dazumal Statthalter eines angränzenden Gebiets war, indem er ſich nirgends für ſo ſicher achtete, als unter dem Schuzze deſſen, dem er das Leben gegeben. Als der Sohn ſeinen Vater von ſeinen aufrühriſchen Unterthanen hizzig verfolgt ſah, ſo lieferte er ihn entweder aus Furcht vor dem Tode, oder aus einer politiſchen Urſache aus. Was konnte der bedrängte Vater bei ſolchen Umſtänden anders thun, ſagt P. Merolla, als daß er zu dem Kruzifixe ſeine Zuflucht nahm, welches er allezeit bei ſich trug. Er küßte es über und über, und ſchrie: **Wenn ich durch die Verrätherei eines Sohnes ſterben muß, ſollte ich nicht eben dieſes um meines Erlöſers willen thun, der für mich verrathen worden, und geſtorben iſt? Ja, wenn ich tauſend Leben hätte, ſo wollte ich ſie alle für ihn hingeben!** Nach dieſen Worten drükte er das Kreuz in ſeine Arme, küßte es, und reichte ſeinen Kopf dem Henkersſchwerde dar. Sein ungetreuer Sohn blieb nicht lange ungeſtraft; denn er kam bald hernach elend um, nachdem er von ſeiner Statthalterſchaft abgeſezt worden war.

Eben dieſes widerfuhr dem ruchloſen aufrühriſchen Vetter des Königs von Loango, welcher auf gleiche Weiſe, durch einen rühmlichen Tod ſeinen Geiſt wegen ſeiner Bemühungen aufgab, den Glauben in ſeinen Landen fortzupflanzen.

Eine von den Urſachen, warum P. Merolla nach Rakongo gieng, war, um den Leichnam des erſten dieſer beiden Könige zu ſehen, den das Volk in keiner ſonderlichen Ehrerbietung zu halten ſchien, ob er ihn gleich ſehr hoch verehrte. Dieſe unglükliche Begebenheit hatte bei dem Könige zu Merollas Zeiten einen ſolchen Eindruk gemacht, daß er gute Urſache hatte, eine Handlung mit den Portugieſen, in der Hoffnung ihres Beiſtandes, zu begehren. Unſer Miſſionar beſtand vielleicht deswegen nicht ſogleich auf der Verfolgung der Zauberer und Schwarzkünſtler. Doch hatte er ſich bei ſeiner Majeſtät ausgebeten, um einen deſto ſicherern Grund der römiſchen Religion in ſeinen Landen zu legen, daß alle oder doch die Vornehmſten von ihnen zu ihm kommen, und ihre Meinung gegen ihn vertheidigen möchten; und wenn ſie dieſes ablehnten, ſo würde er dann ſeine prieſterliche Kraft über ihrre Zaubereien ausüben, und alle ihre Anſchläge zu nichte machen. Dieſer Mönch machte ſich die Hoffnung, daß durch die Einführung ſeiner Religion, in dieſem Reiche die Kezzer, das iſt die Proteſtanten, die hieher handelten, in Furcht gejagt, und ihnen nicht weiter verſtattet werden wür-

de, durch den Haven von Kabinde in das Königreich Loango zu reisen.

Gomez trieb ihn sehr heftig an, er möchte dem Könige von Kakongo zu wissen thun, daß, wenn es seiner Majestät gefiele, er als Kaufmann zu ihm kommen wollte, zu welchem Ende er sich mit vielerlei Arten von Waaren versehen hatte. Seine Absicht war, seine Waaren am Borde zu verkaufen, und alsdann fortzusegeln, ohne etwas auf dem Lande zu lassen. Die Negern aber wurden sein Vorhaben inne, und sagten ihm, wenn er Lust hätte, Sklaven in diesem Lande zu erhandeln, so müßte er alle seine Waaren erstlich ausschiffen. Dieser ehrliche Mann, sagt unser Missionarius, gedachte, alle seine Schelmereien unter meinem Ansehen zu bemänteln. Er hielt daher für rathsam, um sich aus dem Verdacht zu sezzen, als ob er mit ihm eins wäre, mit dem Könige zu sprechen, der acht kleine Meilen davon seinen Siz hatte. Gomez wollte ihn schlechterdings begleiten. Die Reise fiel ihnen über die Maaße beschwerlich. Von dem Meere aus hatten sie einen sehr steilen Berg hinaufzuklettern, welches den P. Merolla nöthigte, aus dem Nezze zu steigen, und zu Fuße zu gehen. Da er aber endlich aus großer Schwachheit in Ohnmacht fiel, so ließ er sich wieder tragen, und ward mit großer Mühe den Berg hinauf geschleppt.

Als sie das Haus des Mafukka erreichten,

der ein Verwandter des Königs war, und eine kleine Meile weit von dem Hofe sich aufhielt, rief ihn Merolla bei Seite, und entdekte ihm, was Gomez vorhatte. Er schien sehr erzürnt zu seyn; er ließ sich aber durch die Vermittlung des Missionars besänftigen, der ihn darauf ernstlich befragte, ob er glaubte, daß seine Majestät sich taufen lassen würde, wenn er sich nach der Banza begäbe, in welcher derselbe seinen Siz hatte? Er erhielt zur Antwort: Ja, ganz gewiß, wenn nämlich eine Handlung mit den Weissen errichtet würde, anders aber bei gegenwärtigen Umständen nicht. Darauf trug ihm der Missionar auf, dem Könige zu melden, er würde nach Loanda absegeln, um diese Sache mit dem portugiesischen Statthalter daselbst zu verabreden, und dann zurükkommen, oder seinen Superior abschikken, um seinen Herrn zu taufen. Darauf wandte er sich in Gegenwart des Mafukka an den Gomez, und bat ihn, seine Sachen zu Ende zu bringen, und diese armen Leute nicht ferner zu hintergehen. Es war auch derselbe mit sechs Sklaven zufrieden, die er gegen seine Waaren vertauschte, und nach diesem machte er sich zur Abreise fertig.

Gegen Abend kam ein Abgeordneter mit fünf anderen von dem Könige von Kongo an den Kapuziner, der ihn durch ein Schreiben ersuchte, um Gottes Willen zu ihm zu kommen, und ihn zu trösten, indem viele Jahre verstrichen wären, seit er keinen Kapuziner in seinen Ländern gesehen, und

seine Mutter Donna Potenziana hätte verschiedenes zum Besten der römischen Religion mit ihm zu sprechen. Der König schikte auch zwei Sklaven zum Geschenke mit, den einen für Merolla, und den andern für den Mafukka, wegen der ihm geleisteten Dienste. Der fromme Kapuziner wollte den seinigen anfänglich nicht annehmen. Indem er aber bedachte, daß der Mafukka, wenn er es nicht thäte, beide an die Kezzer verkaufen würde, so schenkte er ihn dem Gomez gegen eine Flasche Wein, zum Dienste des Abendmals, und andere kleinen Sachen. Darauf beurlaubte er sich von dem Mafukka von Kakongo, und ersuchte ihn, dem Könige, seinem Herrn, zu melden, daß er nach Loanda gegangen wäre, um das, was seine Majestät anbefohlen, auszurichten. Er beschenkte ihn mit allerhand Kleinigkeiten, die etwa soviel als ein Sklave an Werthe betrugen, damit er sich desto williger finden lassen möchte, ihn mit Lebensmitteln auf seine Reise zu versorgen. Er that es, und verschaffte ihm auch noch ausser den kongoischen Negern einige Reisegefährten, so daß ihr Zug zusammen aus dreizehn Personen bestand.

Am 7ten März im Jahre 1688 begaben sie sich auf die Reise nach Kongo, und nachdem sie zwei kleine Tagereisen zu Lande gethan hatten, kamen sie in der Banza von Bomanzgoy an, wo er von einem Freunde des Mafukka, einem höflichen Manne, und von dem Statthalter wol empfangen wurde, welcher ihm ein Boot verschaffte,

um den Fluß weiter hinauf zu fahren. Diese Reise war wegen der unmäßigen Hizze so beschwerlich, daß er es kaum ausdauern konnte. In der Nacht mußte er am Lande auf dem feuchten Boden liegen, indem es gerade die Regenzeit war, wobei ihn die Mükken, Nelgos genannt, *) unaufhörlich plagten, welche eher den Namen der Blutigel verdienten, indem sie, wo sie hinkamen, nicht eher nachließen, bis sie abfielen und barsten; oder er mußte auf dem Kahne in freier Luft liegen bleiben, welches eine noch ärgere Plage ist. Noch schlimmer war, daß der Diener des Nafukka, der sein Geld im voraus bekommen hatte, unserm Missionar nicht so viel übrig lassen wollte, daß er vier Tage davon hätte leben können, da unterdessen er und die übrigen Negern, die einander ablöseten, auf dem Lande umher schweiften und sich lustig machten, so lange bis sie nach Boma kamen, wo sie bei der Wendung des Flusses ein neues Boot antrafen. Sie gaben zwar noch seinem Dollmetscher dann und wann etwas weniges; er selbst aber hatte seine ganze Erhaltung dem wenigen Weine, den er bei sich führte, zuzuschreiben. Die von dem Könige abgeschikten Kongoer baten ihn, er möchte Geduld haben, bis er in das Gebiet ihres Herrn käme, dann würde er Gelegenheit haben, sich an diesen boshaften Ungläubigen zu rächen.

*) Ohne Zweifel Moskiten (Culex pipiens L.) M. s. im V. B. d. W.

Die Insel Boma ist wol gelegen, ziemlich groß, sehr volkreich, und hat einen Ueberfluß an aller jener Himmelsgegend gemässen Lebensmitteln. Sie ist dem Könige von Kongo zinsbar. Rings herum liegen verschiedene kleine dem Grafen von Sogno gehörige Inseln. Die Einwohner bedienen sich der Beschneidung nicht, wie einige benachbarte Heiden, deren Schwarzkünstler die Kinder am achten Tage beschneiden. Wenn die Missionare hinkommen, um ihr Amt auf den sognoischen Inseln zu verwalten, so führen diese Leute ihnen ihre Kinder zur Taufe zu. Ausser *diesem* beobachten sie wenig oder gar nichts von einer Religion, wie er glaubt, hauptsächlich aus Ermangelung der Priester, die sie unterweisen. Die Weiber kamen auch wirklich, als ob sie toll wären, mit ihren Kindern zu ihm gelaufen; der Mani aber wollte ihm nicht gestatten, sie ohne Erlaubniß von seinem Herrn zu taufen. Als sie den Kanal hinauf ruderten, schikte der Herr der Insel, der nicht weit davon war, zum Merolla, und verlangte, mit ihm zu reden. Er ließ aber demselben zuvorderst wissen, er möchte sich nicht unterfangen, ihn anzurühren; denn er sei ein wahrer Heide. Seine Arme waren mit eisernen und ehernen Ringen umgeben, die, wie es scheint bezaubert waren; weswegen er fürchtete, daß sie durch eine blosse Berührung des Kapuziners ihre Kraft verlieren möchten. Er saß auf einem ledernen Stule unter einem Sonnenschirme. Er hatte einen leinwandenen Schurz

vorgemacht, und den übrigen Theil seines Leibes in einen scharlachenen Mantel eingehüllt, der weder Farbe noch Wolle mehr hatte. Merolla sezte sich gleichfalls auf einen kleinen ledernen Stul nieder, den er allezeit zum Verichtehören mit sich führte, und überreichte ihm nach einer kurzen Unterredung ein Geschenk, ohne welches eine Mission schwerlich gut von statten geht.

Dieser Prinz, der dem Missionar ein Haus neben seinem eigenen anwies, wünschte, daß er eine Sklavinn von ihm taufen möchte. Da sie aber seine Beischläferin war, und er nicht zugeben wollte, daß sie mit ihm nach den römischen Zeremonien verheurathet werden sollte, so weigerte sich Merolla, welches dem Prinzen misfiel. Dessen ohngeachtet taufte er viele andere, und ärndete sowohl einen geistlichen als weltlichen Segen ein; denn es brachte ihm fast Jedermann Geschenke. Nach diesem wandte er sich zu dem Bedienten des Mafukka, „Sehet, sagte er, was für ein Unterschied zwischen Eurer und unserer Religion ist; denn da euch die eurige erlaubet, undankbar zu seyn, so legt uns die unsrige auf, selbst denen mitzutheilen, die übel mit uns umgegangen sind. Nehmt daher alle diese Geschenke für Euch, und lasst mir nur so viel übrig, als ich diesen Abend zu meiner Nahrung brauche!" — Diese erzwungene Großmuth machte aber so wenig Eindruk auf den Neger, daß er ihm weiter nichts übrig ließ, als einen Topf mit Hünerbrühe und etwas Erbsen.

So bald er und sein Dollmetscher, der ganz allein bei ihm war, die Abendmahlzeit angerichtet hatten, zu welcher er noch zwei Eier fügte, fieng er an mit gutem Apetite zu speisen, verzehrte die Brühe, und kostete von den Erbsen. Aber eine halbe Stunde hernach überfielen ihn solche Schmerzen, als ob sich die Gedärme umwenden wollten. Er zündete deshalb ein Licht an, und warf sich auf das Bette, wo er ausserordentliche Qual ausstand. Weil er auf die Gedanken fiel, daß er vergiftet wäre, so nahm er aus einem kleinen Korbe, in welchem er einige Gegengifte hatte, *eine Klaue* von einem Elendthiere (!) und legte sie auf; er befand sich aber eher noch schlimmer, als zuvor; denn die Zähne fiengen ihm an zu wakkeln, und das Gesicht entgieng ihm. Darauf suchte er sich mit kleinen Zitronen von einer gewissen Gattung zu helfen. Der erste Tropfen, den er in den Mund nahm, schaffte ihm Linderung, und als er den übrigen Saft zu sich genommen hatte, fieng er gleich an schläfrig zu werden, und fiel in einen Schlaf, der, er weiß selbst nicht wie lange währte, wobei er die Hand unter den Bakken gelegt hatte.

Als unterdessen seine Reisegefährten herbei kamen hielten sie ihn für todt, endlich aber kam er wieder zu sich. Er wendete sich sogleich an die Negern: „Gott vergebe es euch!" sagte er, und wollte noch mehr sagen, er konnte aber nichts vernehmliches sprechen. Mit dem was er sagte, zielte

er darauf, daß sechs von seinem Orden bei Bamba, auf der Reise von Angola waren vergiftet worden, welche Straße er, wie es schien, vermied, um nicht ein gleiches Schikſal zu haben. Was seine Krankheit betraf, so war die erste Wirkung derselben ein Erbrechen, welches acht Tage und Nächte nach einander anhielt. In vieren davon hatte er wenig oder gar keine Ruhe, und gab noch dazu alles, was er aß, von sich. Als er bald hernach wieder ziemlich gesund worden war, so ließ er sich erkundigen, ob seine Leute zum Aufbruch bereit wären. Er erfuhr aber, daß die Kiſte, in welcher er den Altar und die Geräthschaft dazu verwahrte, an dem Lande stände, der Kahn aber wäre abgefahren. Denn der Herr dieſes Landes hatte die Nacht zuvor den Bootsleuten sagen laſſen, daß, wenn sie sich unterständen, den Miſſionar wegzuführen, so sollten sie mit dem Kopfe dafür büſſen. P. Merolla schikte darauf zu diesem Fürsten, und ließ ihn höflich ersuchen, er möchte ihm ein anderes Boot verschaffen. Seine Antwort war, daß wenn der Kapuziner ein Boot brauchte, so hätte er einen Mantel nöthig, weil das Geschenk, das er ihm zuvor gegeben, nicht genug wäre. Merolla hatte gerade noch zwei Stükke bunten Baumwollenzeuch, welches der Fürst, wie es scheint, erfahren hatte. Er überschikte ihm sogleich eines davon, um sich seine Gunst zu erwerben. Der Mani aber wollte es nicht annehmen, bis er das andere auch hätte. Der Miſ-

sionar gedachte es noch dadurch zu retten, daß er vorgab, es sei zum Dienste Gottes bestimmt; allein der nicht weniger verschlagene Fürst versezte, das Boot würde gleichfalls zum Dienste Gottes gehalten, und er würde es deswegen nicht bekommen. Als unser Kapuziner nun sah, daß er mit seiner Entschuldigung nichts ausrichtete, so schikte er es ihm, und erhielt drei Tage hernach ein Boot, und die dazu gehörigen Leute.

Bei dieser Gelegenheit erzählt P. Merolla eine andere Geschichte von dieser Art, die sich auf derselben Insel zugetragen hat, die ihm Thomas von Sestola, sein Superior, erzählt hatte. Bei der Ankunft eines gewissen Missionars, bemächtigte sich der Mani etwas von seinem Kirchengeräthe. Als sich dieser darüber bei dem Grafen von Sogno beschwerte, von dem er herkam, so forderte dieser die Sache bei Vermeidung des Krieges zurük. Dieses fruchtete soviel, daß die Güter ohne Anstand heraus gegeben wurden, und der Missionar grosse Geschenke und Ehrenbezeugungen erhielt. Um aber doch allem Misverständnisse zwischen diesen zwei Fürsten zuvorzukommen, so wurde der obenerwähnte schwarze Priester Don Franzisko dahin geschikt, den diese Inselbewohner daher desto besser empfiengen, da er mit ihnen von einerlei Farbe und aus einerlei Lande war.

Als derselbe einst die Messe las, so that

der Mani, der dem Reichthum mehr, als der Religion ergeben war, nichts anders, als daß er beständig die Augen auf das Meßgewand und die silberne Stole des Priesters gerichtet hatte, aus deren einem er sich einen Rok, und aus den anderen eine Brustdekke machen zu lassen Lust hatte. So bald die Messe aus war, so bat er sich dieses ganz dreist aus. Der listige Priester antwortete, sie ständen zu seinen Diensten, da die Kapuziner genug dergleichen Dinge hätten, wenn er sie ihm nur so lange lassen wollte, daß er während seines Aufenthalts allhier sein Amt darin verrichten könnte. Dieses ward ihm zugestanden. Doch der schwarze Priester machte sich noch in derselben Nacht davon. In dieser Sache war er scharfsinniger, als unser Italiäner, der, wie er selbst sagt, behutsamer würde gewesen seyn, wenn er seine Geschichte eher gewußt hätte.

Dieses waren Ränke der Heiden, aus Hasse gegen die Missionare, wegen ihrer Verfolgungen und ihres Uebermuths. Sieben Kapuziner waren in der Zeit, da Merolla in Kongo war, vergiftet worden. Der lezte von denselben war Joseph Maria von Sestri. Dieser reisete nebst fünf und dreißig andern von dem Grafen abgeschikten Personen, von Sogno nach Inkusso, einer Stadt in Kongo. Bei seinem Abschiede sagte er zu Merolla, es wären sechse vor ihm vergiftet worden, und er würde der siebente seyn.

Das Jahr über, als er sich zu Inkusso auf-

hielt, bemühte er sich, alles, was den verstorbenen Missionaren zugehört hatte, in seine Hände zu bekommen. Unterdessen lag ihm der Generalvikar, Don Michael de Castro, ein Mulatte, sehr eifrig an, er möchte zu ihm kommen, weil er Verlangen trüge, den Pflichten des Osterfests nachzuleben, zu beichten und das Sakrament zu empfangen; denn er sei ein alter Mann, der einen Beistand in Verwaltung der Sakramente nöthig hätte. Sestri reisete demnach zu ihm, und brachte die aufgesuchten Sachen mit, in der Absicht, solche dem Superior zuzuschikken. Um vier Uhr langte er gesund in dem Hause des Generalvikars an, und noch vor Abends ward er von Ohnmachten befallen, und starb, nicht ohne gegründeten Verdacht, daß ihm Gift beigebracht worden, nachdem er eine grosse Menge Theriak, wiewohl ohne Wirkung, zu sich genommen hatte. Er war kaum todt, so hieß der Generalvikar Jedermann fortgehen, brach seine Kisten auf, und nahm vier Kelche, zwei Rauchfässer und zwei Monstranzen, alles von Silber, und noch viele andere Dinge heraus, mit dem Vorgeben, der sterbende Missionar habe ihm einen Theil davon geschenkt, und den andern wollte er dem Superior von Loanda schikken, welches er aber nicht that.

Diese That des Generalvikars verhinderte, daß sein Sohn nicht in den Orden aufgenommen wurde. Das Kapitel zu Loanda sprach den Bannfluch wider ihn aus, und der neue Bischoff einen

andern,

andern, um ihn zu Herausgebung deſſen zu zwingen, was ſein Vater ſich ſo unrechtmäßiger Weiſe zugeeignet hatte. Es half aber wenig oder nichts. Der alte Bikar hatte ſechstauſend Sklaven, auſſer den Unterthanen, zu ſeinem Befehle, durch welche er ſich vornahm, die Beförderung ſeines Sohnes zur prieſterlichen Würde zu erzwingen, damit dieſer ihn zum Könige von Kongo krönen könnte, ohne zu bedenken, ob er dazu erwählt werden könnte. Zu der Zeit aber, da er alle dieſe Dinge im Sinne hatte, war er ſchon ganz entkräftet.

Dieſer Geſchichte iſt eine andere nicht unähnlich, welche unſer Pater von einem Geiſtlichen von der Inſel St. Thomas erzählet. Dieſer hatte einen groſſen Neid auf zwei Miſſionare, Angelo Maria von Ajaccio, und Bonaventura von Firenza geworfen, welche aus dem Königreiche Ouwerri, oder Awerri, herkamen. Vor ihrer Ankunft pflegte er ſelbſt alle ſechs Monate in dieſes Land zu reiſen, um die Einwohner deſſelben zu taufen, welches ihm monatlich einen Sklaven einbrachte; überdies ſchenkte ihm auch der König einen zur Belohnung ſeiner Mühe. Nunmehr aber ſah er ſich dieſes Gewinnes, durch den Aufenthalt zweier Miſſionarien in dieſem Reiche, auf vier Jahre beraubt, weswegen er nebſt andern einen ſchröklichen Aufſtand gegen ſie erregte. Er meldete dem Statthalter der Inſel, daß ſie in dieſen Ländern mit falſchen Päſſen herum reiſeten, daß ſie die Seele der Königin von Awerri verführt

hätten, und mit den Feinden der portugiesischen Herrschaften in Briefwechsel ständen. Als der Statthalter, der sich nicht selbst mit den Missionaren vermengen wollte, die Klage vernommen hatte, so schikte er sie nach Loanda, von wo aus sie dem Gerichte zu Lissabon übergeben wurden. Als es sich daselbst zeigte, daß sie zu allem, was sie gethan, genugsame Vollmacht von der Krone gehabt, so wurde ihren Klägern auferlegt, zu erscheinen, und ihr Vorgeben, wenn sie könnten, zu beweisen. Da sie aber dazu nicht vermögend waren, so floh der Priester, als der vornehmste Verläumder, nach Brasilien, und die anderen suchten an anderen Orten Schuz.

Nachdem Merolla über den Zaire gesezt war, so mußte er einen sehr steilen Berg hinauf steigen, wobei ihn zwei Leute unter den Armen hielten. Als er endlich in das Dorf Bungu kam, sah er Kohl nach europäischer Art gepflanzt, den vielleicht ein Missionar hieher gebracht hatte. Es gibt auch Kohl in dem Königreiche Angola, er trägt aber keinen Saamen, sondern wird durch Sprößlinge fortgepflanzt, die zu einer grossen Höhe wachsen.

Als er fortreisen wollte, und die alten Träger zurükgegangen waren, so wollten die neuen, die ihm, wie gewöhnlich, von dem Mani des Orts angewiesen worden, nicht eher einen Fuß rühren, bis sie bezahlt wären; da doch die Missionarien das Vorrecht haben, daß sie auf Kosten der Städte

reiſen, durch welche ſie ziehen. Merolla ſagte zu ihnen, er gienge zu dem Könige in Angelegenheiten ſeiner Majeſtät, und daher müßte derſelbe die Koſten tragen. Sie antworteten mit groſſer Wut: „Wir wollen bezahlt ſeyn!“ — ſchlugen die Hände zuſammen, und ſtampften mit den Füſſen, als ob ſie toll wären. Der Kapuziner lächelte über ihr Bezeugen, und ſagte, wenn ſie dies noch dreimal thäten, ſo ſollten ſie bezahlt werden. Dieſes brachte ſie gleichfalls zum Lachen; worauf ſie die Achſeln zukten und thaten, was er verlangt hatte; darauf bükten ſie ſich und hoben ihn in die Höhe. Ihre Abſicht ſchien zu ſeyn, ihn durch Furcht zu ihrem Willen zu bringen, und ob ihnen gleich die Art, es dahin zu bringen, nicht von ſtatten gieng, ſo erlangten ſie doch, was ſie wünſchten.

Am folgenden Tage kam er in die Stadt Norkhia, wo er in anderthalb Tagen hundert und ſechs und zwanzig Perſonen taufte. Wie er hörte, ſo war an dieſem Orte, welches ſonſt der wolgelegenſte in dieſen Gegenden war, den er geſehen hatte, nie zuvor ein Prieſter geweſen, indem die Stadt etwas von der Hauptſtraße abliegt, ſo daß die Einwohner ihre Kinder auf ſechs Tagereiſen weit an die Orte zu tragen pflegten, wo die Miſſionare ſich ordentlich aufhielten. Da ſich eine ſehr groſſe Menge Volks bei ihm verſammelte, und der Hof ſeiner Wohnung ſehr klein war, ſo beſchloß er, ſein Amt auf dem Markte zu verrichten. Als der Mani es ſah, ſo ſagte er zu ihm, er könnte in die

Kirche gehen, wenn es ihm gefiele, welche nicht weit davon wäre. Der Missionar war froh, daß er von einer Kirche hörte, und gieng unverzüglich dahin.

Sie sah ihm ziemlich groß aus, und vor dem Eingange stand ein grosses hölzernes Kreuz. Als er seine Augen auf die Thüre richtete, sah er, daß sie ganz anders war, als bei andern Kirchen. Darauf ersuchte er den Nani, daß er sie aufschliessen lassen möchte. Statt dessen aber machte sich dieser mit der ganzen übrigen Gesellschaft davon. Da er auf solche Art sich selbst überlassen war, so stieß er mit dem Fuße an die Thüre, und brach sie auf. Daselbst erblikte er statt des Altars einen grossen Haufen Sand, in welchem ein Horn, fünf Spannen lang, gerade aufgerichtet war, und noch ein kleineres auf einer andern Seite. An der einen Seite der Mauer hiengen zwei grobe Hemden, so wie er sonst in dem Königreiche Ngojo gesehen hatte.

Ueber diesen Anblik ihres Karia Lemba, so nennen sie ihren Teufel, erstaunte er so sehr, daß ihm die Haare zu Berge standen, und die Zunge erstarrte. Er fieng an laut zu schreien, und machte die Beleidigung sehr groß. Er würde das Haus selbst in dem Augenblik verbrannt haben, wenn er nicht gefürchtet hätte, daß die benachbarten Häuser Feuer fangen, oder vielmehr, daß er unter den Einwohnern in Gefahr kommen möchte, wie es Andern ergangen war. Dessenohngeachtet beschloß er,

seinen Vorsaz mit mehrerer Bequemlichkeit auf der Rükreise auszuführen, wenn er sich zuvor der Gunst des Königs versichert hätte.

Hier kam dem Merolla ein Sohn des Königs von Kongo entgegen, der achtzehn Jahre alt, und ausdrüklich um seinetwillen abgeschikt worden war. Als der junge Prinz sah, daß er ihm sehr wenig Ehre bezeugte, besonders nach dem Aergernisse, das Merolla in der Kirche gefunden hatte, so ließ er seine Leute zusammen kommen, und reisete fort. Es ward dem Missionar gesagt, er hätte nicht wol gethan, daß er dem Sohne ihres Königs so wenig Achtung erwiesen hätte, und man lag ihm deswegen an, daß er ihn wieder zu sich bitten lassen möchte; allein die Antwort des demüthigen Mönchs war, daß, wie er von freien Stükken fortgegangen seie, so möchte er auch von freien Stükken wieder kommen; wenn er es aber thäte, so sollte er ihm willkommen seyn. Er kam auch in der That zurük, und bezeugte sich endlich zufrieden.

Nachdem er anderthalb Tagreisen mit dem Prinzen gemacht hatte, so traf er den Oheim des Königs, und einen von seinen Verwandten, mit Trommeln und Trompeten und einem starken Gefolge an. Als er noch eine halbe kleine Meile von der Banza von Bemba war, wo der König seinen Siz hatte, so wurde dem Pater gesagt, er dürfte ohne fernere Verordnung nicht weiter gehen. Er mußte deswegen zurükbleiben, und hatte Niemand als seinen

Dollmetscher bei sich. Endlich brachten ihm etliche Personen den Befehl, nach Hof zu kommen. Als er nun nicht mehr gar weit von der Stadt entfernt war, so mußte er abermals stille halten, um den Sekretär zu erwarten, der zu seiner Einholung dahin kam, und ihn auf den Markt führte, wo das Volk in fast unzähliger Menge, und in Köre abgetheilt, den Rosenkranzgesang in kongoischer Sprache sang.

Oben an saß der König mit einem grossen Mantel um die Achseln; um den Rükken hatte er ein seidenes Kamisol mit silbernen Streifen, und von der Mitte des Leibes an, bis auf die Füsse, ein schönes Kleid nach der Mode des Landes. Als Merolla vor seine Majestät geführt wurde, reichte er ihm ein elfelbeinernes Kruzifix, anderthalb Spannen lang, auf einem Kreuze von Ebenholze zu küssen dar. Nachdem der Mönch es geküßt hatte, wollte der König schlechterdings das seinige küssen. Darauf fiel er auf die Knie, und empfieng den Segen von ihm.

Unterdessen zog das Volk in guter Ordnung in die Kirche, wo der Kapuziner nach einem kurzen Gebete an den Altar gieng, und eine Predigt hielt. Als sie zu Ende war, begleitete er den König bis in seinen Pallast, wo er sich eine Zeitlang mit seiner Majestät unterredete, der bei dem Abschiednehmen ihn durchaus nicht eher, als bis auf der Gasse verließ. Seine Edelleute hatten Befehl, ihn bis

in ein Haus, welches dem Oheime des Königs gehörte, wo sich diese Herren alle Morgen richtig einfanden, in ihre lange Mäntel eingehüllt, und ihn paarweise zur Kirche führten.

Einige Tage hernach fragte er seine Majestät, warum er so öfters ihn von Sogno aus verlanget hätte? Der König antwortete, damit er einen Priester in seinen Ländern haben möchte. Der Missionar versezte, er glaubte, daß seine Majestät noch etwas anders zur Absicht hätten. Ob er gleich nicht antwortete, so konnte Merolla doch an seinem Lächeln merken, daß er einige Gedanken darüber hätte, die ihm gefielen, und sagte weiter: „Euer Majestät müssen mir Erlaubniß geben, darauf zu rathen, und ich falle auf die Vermuthung, daß sie mich haben holen lassen, um die Krone von Kongo auf ihr Haupt zu sezzen!" — Darüber entstand ein grosses Händeklatschen und Gesumse, welches Zeichen von grosser Freude unter diesen Leuten sind, wie auch ein verwirrter Lärm von dem Reden der Hofleute, von dem Trommelschlagen, dem Schalle der Trompeten, und andern Instrumenten.

Die Monarchen von Kongo haben eine Bulle von dem Pabste Urban, dem Achten, die ihnen Erlaubniß gibt, sich von den kapuzinischen Missionar nach römischer Art krönen zu lassen; und dieser zu Folge, sind sie bis auf die jezzigen Zeiten gekrönt worden. Der König zeigte ihm auf sein

Verlangen die Urkunde, welche die Namen der Wahlherren enthielt, die ihm ihre Stimmen gegeben hatten, unter denen der Graf von Sogno war.

Seine nächste Sorge war, die königliche Krone von Kongo herzuschaffen, welche gedachter Pabst Urban ehemals hieher gesandt hatte, und die sich dazumal in Verwahrung der Portugiesen zu Loanda befand; welche folgendergestalt dazu kamen. Don Garcia der Andere, und der siebenzehnte kristliche König dieses Landes, hatte, um die königliche Würde in seiner Nachkommenschaft erblich zu machen, unter andern tyrannischen Handlungen, verschiedene von den vornehmsten Familien dieses Königreichs ausgerottet. Als er sterben sollte, so hatte er mit Niemand anders zu schaffen, als mit Schwarzkünstlern und Wahrsagern, die einen ausserordentlichen Haß gegen seinen ältesten Sohn, Don Alfonso trugen, indem sie wol wußten, daß wenn sie ihn zur Krone kommen liessen, er sie nicht allein unterdrükken, sondern auch aus dem Lande vertreiben würde; deswegen beredeten sie den kranken König, er hätte, um sich desto geschwinder den Weg zu seinem Reiche zu bahnen, den Vorsaz gefaßt, ihn zu vergiften.

Garcia erklärte deswegen den Alfonso für unwürdig zu seinem Throne, ließ ihn nachher hinrichten, und schlug den Antonio, seinen andern Sohn, zu seinem Nachfolger vor. Nicht lange her-

nach starb Garcia, in dem ein und zwanzigsten Jahre seiner Regierung, und Don Antonio folgte ihm. Seine Regierung war gottlos und grausam. Gleichwie er selbst an dem Tode seines Bruders Theil hatte, so ließ er alle seine Anverwandten, und unter andern seine Frau, unter der Beschuldigung des Ehebruchs, hinrichten, damit er eine von seinen Anverwandtinnen heirathen könnte, mit der er ehemals ein Liebesverständnis hatte. Durch diese Grausamkeiten wurde er bei den Portugiesen und andern Weissen verhaßt, und als dieses zu seinen Ohren kam, nahm er sich vor, sie zu schlagen und aus seinem Lande zu verjagen.

Um dies zu bewerkstelligen, brachte er ein Kriegsheer von neunmal hundert tausend Mann auf. Diese ungeheure Zahl (sagt unser Pater) darf Niemanden unglaublich vorkommen, weil das Land über die Maßen volkreich ist, und alle Unterthanen des Königs die Verbindlichkeit haben, mit ihm in den Krieg zu ziehen. *)

Ehe dieses Heer zu Felde zog, gab Franz von St. Salvator, ein Kaplan, und naher Verwandter des Königs, ihm den Rath, er möchte nicht das Leben so vieler armen Sklaven gegen ein so kriegerisches Volk, wie die Portugiesen wären, wagen. Er war aber zu seinen Vorstellungen taub. Am ersten Tage ihres Marsches fiel ein

*) Und dennoch ist sie ganz sicher übertrieben! —

Wolkenbruch. Franziskus wiederholte seine Bitte, womit er aber eben so wenig ausrichtete, als zuvor. Als er einmal mit einigen Soldaten von seinem Heere auf die Seite gieng, um Ruhe zu halten, so sprang ein abscheulicher Tiger, gleichsam zu einer neuen Warnung, plözlich aus dem Walde hervor, und lief gerades Wegs auf ihn zu; aber Franziskus, welcher dem Könige niemals von der Seite kam, zog einen Säbel aus seinem Gürtel, und hieb das Thier auf einen Hieb entzwei.

Weil die Portugiesen den Vorsaz hatten, die Goldbergwerke, welche die Mosikongoer so lange Zeit versprochen hatten, und deren Entdekkung sie beständig versparten, endlich auszufinden; so brachten sie vierhundert tapfere Europäer, und fast zwei tausend Schwarze von ihren Sklaven, mit nicht mehr als zwei Kanonen zusammen, und lagerten sich in dem Marquisate Pemba, wo sie bald von achtzigtausend Mann umringet wurden. Der Kapuziner stellte sich in seiner Kleidung zwischen beide Heere, und bemühte sich, Frieden zu machen. Der halsstarrige König aber gab, statt sich zureden zu lassen, sogleich das Zeichen zur Schlacht. Das portugiesische Feuergewehr richtete eine solche Niederlage unter den Schwarzen an, daß der eine Theil des Heers floh, und der andere seinem Beispiel bald folgte. Als der König seine Leute geschlagen sah, so gedachte er, sich hinter einen grossen Felsen zu verkriechen; es wurde aber ein Stük

deſſelben von einer Kanonenkugel abgeriſſen, ſo daß er und ſein Kaplan zugleich erſchlagen und begraben wurden. Es kamen nur wenige durch die Flucht davon, welche ihre ganze Geräthſchaft, und unter andern des Königs goldene Gefäße im Stiche lieſſen. Weil nun dieſe denkwürdige Niederlage vornehmlich durch das Gold veranlaſſet worden iſt, ſo haben ſich die Einwohner nach der Zeit ſtäts gehütet, darnach zu graben, aus Furcht, ſie möchten ihr Land und ihre Freiheit verlieren.

Der Kopf des todten Königs wurde von den Ueberwindern abgehauen, und nebſt der Krone und dem Zepter nach Loanda gebracht. Daſelbſt begruben ſie ihn in der Kirche unſerer Frauen zu Nazareth, wo das ganze Kapitel den Exequien beiwohnte. Dieſe Schlacht, die insgemein für wunderbar angeſehen wird, hat Merolla auf den Wänden in gedachter Kirche abgemalt geſehen, und ſich auch von einem portugieſiſchen Hauptmann, der dabei geweſen, erzählen laſſen. Dieſer ſagte ihm auch, daß er, als ſie dem Feinde nachgeſezt, in ein Haus gekommen, in welchem er zwei Stükke Fleiſch am Feuer geſehen, womit er ſeinen Hunger zu ſtillen gedacht; als er ſie aber von dem Spieße abnehmen wollen, ſei er gewahr worden, daß es Menſchenfleiſch war. Hieraus iſt zu ſchlieſſen, daß da, überhaupt zu reden, keine Menſchenfreſſer in Kongo ſind, doch die Drangſale des Krieges die Einwohner dieſes Marquiſats angetrieben, zu den äuſſerſten Mitteln zu greifen.

Was die Krone betraf, so erklärten sich die Portugiesen, daß sie bereit wären, sie wieder herauß zu geben, wenn sie darum ersucht würden. Da eine sehr große Verwirrung und vieles Blutvergiessen auf den Tod des Don Antonio erfolgt war, so gab P. Merolla dem Könige den Rath, er sollte mit seinem Heere St. Salvador in Besiz nehmen, die ehemalige Hauptstadt von Rongo, und Siz der Könige. Von da aus könnte er einen Gesandten an den Statthalter von Loanda schiken, und ihm die Krone und das Zepter abfordern, der, um nicht von dem Herzoge von Bamba, seinem Feinde, verhindert zu werden, seinen Weg durch Pemba nehmen könnte. Er erbot sich, selbst nach Sogno, und von da aus nach Loanda zu gehen, wo er den Gesandten im Monate August erwarten wollte. Der Statthalter, dessen Zeit bald zu Ende gieng, würde alsdann gegen ein geringes Geschenke die Krone herausgeben, womit er und der Superior seine Majestät krönen wollten. Da dieses nun mit Einwilligung der Portugiesen geschähe, so würde sich ihnen Niemand widersezzen. Der König billigte seine Vorschläge. Da sie aber nicht füglich eher in Ausführung zu sezzen waren, als bis das Korn von dem Felde weg war, so versprach er es, so bald der Herbst einfiel, nebst den umliegenden Ländern und Flekken, in Besiz zu nehmen.

Hierauf ertheilte der König dem Don Garcia, der sich zum Könige von Rongo hatte ausrufen

lassen, und nachdem das Heer geschlagen worden, nach Sogno geflüchtet war, auf Vorbitte des Merolla nicht nur Verzeihung, sondern er machte ihn auch zum Statthalter einer Stadt. Er brachte es auch bei seiner Majestät so weit, daß er dem Grafen von Sogno das Land Rhiovakhianza wieder einräumte, damit er sowol diesen Herrn, als die Portugiesen zu Freunden haben und in Sicherheit regieren möchte.

Der P. Merolla hatte um so viel weniger Ursache, für gedachten Rebellen eine Gnade auszubitten, da derselbe eine Kirche in der Stadt Rassa in Kongo hatte in Brand stekken lassen, nur um seinen Eifer in Löschung der Feuersbrunst an den Tag zu legen. Es hatte aber das Feuer schon so weit um sich gegriffen, daß die Kirche bis auf den Grund abbrannte, und zu Belohnung seines Eifers that ihn der Missionar Michael von Torino in den Bann, als ihn dieser Afterkönig besuchen wollte. Er wurde aber zu Sogno wieder losgesprochen.

Der P. Merolla blieb bei zwanzig Tage zu Lemba. Dieses Jahr hielten sie die Fasten vierzehn Tage eher, als die Europäer, weil sie dieselbe nach dem Laufe des Mondes bestimmt hatten; sie ließen aber den Merolla nichts davon wissen, damit er sie nicht etwa um vierzehn Tage verlängern möchte. An eben dem Abend, da er in die Stadt kam, zog der Marquis von Mattari im Triumph

ein, weil er zwei Fürsten unter das Joch gebracht hatte, deren Herrschaften an das Königreich Mikokko gränzten.

Die Erwähnung von Mikokko erinnerte unsern Kapuziner an eine merkwürdige Geschichte, die ihm der Superior Thomas von Sestola erzählt hat, und die einen gewissen Missionar betrifft, der in dieses Land gereiset, und nachdem er auf fünfzig tausend Seelen getauft, darin gestorben ist.

Dieser verlangte, vor den König zu kommen, und mit ihm wegen Einführung der römischen Religion zu sprechen. Seine Majestät glaubte es gleich auf den ersten Antrag, wie es schien, daß es die wahre Religion wäre, und wollte sich taufen lassen. Gleich aber, als er das Sakrament empfangen sollte, kam ihm ein unvermutheter Gedanke in den Sinn, den, wie P. Merolla sagt, ihm ohne Zweifel der Teufel eingegeben hat, welchen er so vortrug: „Vater, ehe ich „getauft werde, wollte ich euch um zwei Din„ge bitten, die ihr mir nicht abschlagen dürft. „Erstlich, daß ihr mir die Hälfte von euerm Barte „schenkt, zweitens, daß ihr mir einen Nachfolger „aus euren Lenden gebt, weswegen ich alle mei„ne Weiber vor euch bringen lassen will, damit ihr „euch diejenige ausleſen mögt, die euch am besten „gefällt. Wir sind alle sterblich, wie ihr wißt, „fuhr er fort, wenn ihr nun entweder stärbet, oder

„Luſt hättet, uns zu verlaſſen, wie ſollen wir die „neue Religion, die ihr unter uns gepflanzt habt, „erhalten? Zu was Ende ſoll ich mich einem neuen „Geſezze unterwerfen, wenn ich nicht vorher ſehe, „daß es dauern wird. Macht daher, daß ich ei„nen Sohn von euerm Leibe bekomme, der ſeines „Vaters ſeltene Eigenſchaften beſizze, und durch „den dieſe Lehre deſto ſicherer auf die Nachkommen„ſchaft gebracht werden möge!"

Der beſcheidene Prieſter war darüber ſehr verwundert, und antwortete mit Lächeln, ſein Verlangen wäre ſo ſonderbar, daß er ihm in keinem von beiden willfahren könnte. Der Beweggrund zu des Königs erſter Bitte war, damit er das Haar aufheben und ſehen laſſen könnte, daß es dem Stifter der kriſtlichen Religion in ſeinem Lande zugehörte, und wer weiß, ſagt Merolla, ob nicht ſeine Unterthanen es aus blindem Eifer angebetet haben würden? Denn es iſt gewiß, ſezt er hinzu, wir brauchen allezeit, wenn wir den Schwarzen etwas in die Hände geben, ſo viel Umſtände dabei, daß ſie es leicht anbeten könnten. Als dem portugieſiſchen Nunzius von der obgedachten Bulle des geſegneten Sakramentes, wie es die Kongoer nennen, geſagt wurde, daß ſie bei Eröffnung derſelben Lichter anzündeten, ſo gab er zur Antwort, man könnte in Anſehung des ehrwürdigen Bildes, das darin vorgeſtellet würde, dem Volke erlauben, ſolche in ihrer Einfalt anzubeten.

Als unser Missionar etwa acht Tage zu Lemba gewesen war, so befiel ihn ein doppeltes dreitägiges Fieber, und bei dem Nabel bekam er noch dazu so viel Beulen und Geschwüre, daß er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte. Während seiner Krankheit besuchte ihn der König nicht nur öfters in Person, sondern ließ sich alle sechs Stunden nach seinem Zustande erkundigen. Ein gleiches thaten die Königin und die Infantin Donna Monika, welche ihm verschiedene Erfrischungen zuschikten. Weil er Lust hatte, zur Ader zu lassen, so wollte es der Oheim des Königs schlechterdings selbst verrichten, weil er ihn sonst Niemande anders anvertrauen wollte, und that es auch mit solcher Geschiklichkeit, daß er kaum die Lanzette fühlte.

Da er ein wenig besser war, so beschloß er, abzureisen, und seinen Weg nicht durch Boma, sondern durch Sogno zu nehmen, und bat den König, daß er ihm einige von seinen Leuten mitgeben möchte, die ihn bis nach Rhiova, einem zu Sogno gehörigen Lande, oder bis nach Zariambala, einer Insel in eben diesem Gebiete, führten. Seine Majestät willigte in sein Verlangen, wunderte sich aber sehr über seine so baldige Abreise. Als er bald hernach an den Hof der königlichen Mutter gieng, um von ihr Abschied zu nehmen, so fand er in der ersten Thüre zwei Diener mit Fakkeln, in dem andern Zimmer wieder zwei mit Fakkeln, nebst mehrern Bedienten, und in dem dritten

ten noch mehrere, weil es schon dunkel war. Er fand die Königin in einen Mantel eingehüllt sizzen, unter welchem sie weiter nichts als ein Hemde hatte, und ihre Tochter saß auf einem Sessel neben ihr.

Als er ihr ein kurzes Abschiedskompliment gemacht hatte, so richtete sie sich plözlich auf, und sagte mit untergestämmten Armen: „Was wird „die Welt sprechen, wenn wir, nachdem wir einen „Diener des Evangeliums mit so vieler Mühe er„halten haben, ihn so leicht fortgehen lassen? „Nein! nein! das darf nicht seyn. Ich will mit dem „Könige, meinem Sohne, reden, daß er Euch durch„aus nicht fortläßt!" — „Madame, erwiederte Nerolla mit Lachen, „wenn Eure Majestät mir die „Ehre gethan hat, mich zu kaufen, so möchte ich nur „gern wissen, auf welchem Pombo oder Markte „dies geschehen ist, und was sie für mich gegeben „hat, damit ich das Kaufgeld mit Dank wieder „geben kann, denn fort muß ich." Diese Antwort verursachte ein grosses Gelächter in der Gesellschaft, besonders bei der Königin selbst. Er sezte noch hinzu: „Wenn man mich nicht nach Loanda läßt, wie kann ich das zu Stande bringen, was ich versprochen habe, und was Sie so ernstlich verlangen.?" Darauf wurde er nicht weiter aufgehalten.

Der Name dieser Königin war Donna Potenziana, und ihr Name kam mit ihrer Gemüts-

art überein, indem sie allezeit nach einer grossen Macht gestrebt, und eine große Feindin von der verwittweten Königin Donna Anna, und Donna Agnes, einer andern Königin war. Diese drei Frauen haben dies arme Reich ins Unglük gestürzt, indem eine Jede sich bemühte, ihrem Mann zur Krone zu verhelfen, und Jede insbesondere einen Kapuziner bei sich zu haben verlangte. Dies war Ursache an dem Tode vieler Priester, und machte, daß ihr Superior sich nicht allzuwillig finden ließ, Missionare nach Kongo zu senden.

Als nun P. Merolla seine Reise *antrat*, so wollte ihn der König mit Sklaven beschenken. Da er aber schon dreizehn in dem Kloster zu Sogno hatte, so nahm er nur einen zu seiner Bedienung auf der Reise an. Seine Majestät gab ihm einige Personen zur Begleitung mit, und unter andern zwei von seinen Anverwandten, damit er überall, wo er hinkäme, desto besser aufgenommen würde. Bei dem Abschiede erhielt er auch die Freiheit, den vorhin erwähnten schändlichen und gottlosen Ort niederzureissen, wo so viele Zaubereien und Bosheiten verübt worden waren, wie auch die Fähnchen von den Begräbnissen auf den Feldern wegzunehmen, welche nach Merolla's Meinung etwas abergläubisches und strafbares waren.

Als sie bei dem Flusse angekommen waren, welcher die eine Gränze von dem Königreiche Kongo macht, und auf ihrer Seite keine Kähne

fanden, so gaben sie den Einwohnern auf der andern Seite ein Zeichen, daß sie mit ihren Kähnen herüber kommen, und sie übersezzen sollten. Hierauf hielten seine Reisegefährten, die in ziemlich starker Anzahl und theils mit Flinten, theils mit langen Piken bewaffnet waren, dreimal Unterredung, um sich zu berathschlagen, was für einen Weg sie zu ergreifen hätten. Endlich kamen drei Kähne herüber, in deren einen sie den Merolla und seinen Dollmetscher sezten, unter dem Versprechen bald nachzukommen. Statt dessen aber giengen sie ihrer Wege, vermuthlich weil sie Bedenken trugen, sich unter die Einwohner von Sogno zu wagen.

Als er die andere Seite des Flusses erreicht hatte, so verlangte der Mani des Orts, daß er die ganze Nacht über da bleiben und einige Kinder taufen sollte, er könnte den andern Morgen sich so früh auf den Weg machen, als es ihm gefiele. So bald der Morgen kam, sagte ihm der Mani im Zorne, wenn er nun schlechterdings fortwollte, so müßte er seinen Beutel zuvor aufthun, ehe er wieder in das Boot stiege. Von ganzem Herzen sagte Merolla, sagt mir nur, wie viel ihr verlanget, und ihr sollt es haben. Fünfzehn Bibonkhi, sagte er; welches bei zehn Thaler ausmacht. Als Merolla das Verlangte bezahlen wollte, sagte der Mani, ich habe mich verrechnet, ich muß dreißig Bibonkhi haben. Da sind dreissig, sagte der Mönch, und indem er sie hinlegte,

ſtand ein Kerl auf, und ſchrie: der Mani muß nicht viel mit Schifferſachen umgegangen ſeyn, weil er für etwas dreißig nimmt, wofür er ſechzig bekommen ſollte. Und wenn es noch zehnmal ſo viel wäre, antwortete Merolla, ſo will ich es bezahlen, weil ich doch einmal für allemal auszahlen ſoll. Darauf legte er die völlige verlangte Summe hin, und ſtieg in das Boot.

Gegen Abend, da er dem Lande Sogno nahe zu ſeyn glaubte, wurde er einer Inſel gewahr, an welcher die Bootsleute landeten. Indem er noch in dem Boote ſaß, kam ein abſcheulicher Kerl mit einem Geſichte, wie ein großer häßlicher Schwarzkünſtler zu ihm, und ſagte ihm auf eine grobe Art, er hätte Befehl von dem Sekretär von Kongo, ihn ans Land zu führen. Wie kann das ſeyn, ſagte der Kapuziner, da ich den Sekretär von Kongo in Kongo verlaſſen habe? Ich ſage, antwortete jener, der Sekretär des Königreichs Kongo verlangt eure Gegenwart. Wie es ſcheint, ſo machte der Mani dieſes Orts auf dieſen Titel Anſpruch. Darauf ſagte Merolla zu dieſem groben Boten, er ſollte ſeinem Herrn ſagen, er möchte die Gütigkeit haben, ihn entſchuldigt zu halten, weil er ſich nicht wol befände. Der Neger kam zum andern Male und noch ungeſtümmer als zuvor, und befahl ihm, er ſollte ans Land gehen. Merolla erſuchte ihn, ſeinem Herrn zu wiſſen zu thun, er ſei ein Miſſionar und Superior der Miſſion in Sogno; er komme ſo eben von Kongo her, und

der König von Simantamba habe ihm dreihundert bewehrte Mann zu sicherm Geleite zugeordnet, und berief sich darin auf das Zeugniß der Bootsleute, die ihn hergeführt hatten.

Als diese den Mani oder Sekretär zufrieden gestellt, und dieser in ihrer Aussage durch einen sogneſischen Muschilongo, den er an den Verfasser abschikte, vergewissert worden, so ließ er sich durch eben diese Person bei dem Merolla entschuldigen, daß er zuerst einen so trozzigen und übelgesitteten Bedienten gesendet, der deswegen gestraft werden sollte, weil er seinen Befehl überschritten hätte, und ließ sich zu einem Besuche bei ihm anmelden, ob es gleich schon Nacht war. Der Kapuziner lehnte den Besuch ab, und versprach, dem Mani zu rechter Zeit auf den folgenden Morgen aufzuwarten. Der Sekretär bewirthete ihn mit einer Ziege, mit Obste, einem Topfe Landwein, und einer Flasche Branntwein, welcher eine Vermischung, wie einen Julep, bei sich hatte, so, daß der Missionar sich nicht vorstellen konnte, wie er dazu gekommen war, und für die dreißig Bibonkhis, die er seinen Unterthanen gegeben, gab er ihm sechzig wieder.

In dem Augenblikke, da er ankam, fieng er an, neben einem Hause zu taufen, in welchem die Frau zu Bette gegangen war. Da das Volk in dem Hofe vor demselben in grosser Menge zusammen kam, und die Kürbisse, mit denen er besteft

war, niedertrat, so kam sie mit Heulen heraus, als ob sie toll wäre. Der Missionar, den dieses in seiner Verrichtung störte, hielt seinen Stab in die Höhe, um sie stille zu machen. Sie nahm das für eine Drohung auf, oder hatte sonst eine boshafte Absicht, genug sie holte im Zorn einen Spaten, und fieng an, den Ort, wo das Volk beisammen stand, ringsherum zu umgraben, eine Zeremonie, die sie allezeit aus Aberglauben beobachten. Nachdem sie fertig war, fieng sie wieder an zu heulen, als ob sie behext wäre. Merolla, der sie in ihrer Hartnäkigkeit beharren sah, machte ihr eben wieder das vorige Zeichen, um stille zu seyn. Darauf rannte sie fort, was sie konnte, um eine Hexe zu rufen, in der Absicht, wie es scheint, ihn zu bezaubern. Im Rennen schrie sie noch für sich: Was, soll ein Fremder einem Landskinde so begegnen? Muß ich mich, ich weiß nicht durch wen, aus meinem Hause jagen lassen? Nein, nein, wenn ich ihn nicht in der Güte wegbringen kann, so soll ihm in Bösem die Seele aus dem Leibe fahren!

Sie ließ sich bald wieder sehen, und brachte eine junge Hexe mit, die eine Schülerin von ihr war. Sobald das Getümmel fort war, legten sich diese beiden auf die Erde nieder, und lehnten sich an eine Wand an. Man konnte es aber an ihrer Tracht leicht erkennen, was sie waren. Auf dem Kopfe trugen sie ein Stük Tuch, das wie ein Turban zusammengelegt war, so daß man wei-

ter nichts, als ein Auge, von dem Gesichte sehen konnte. Aus diesem seltsamen Kukloche sah die alte Hexe eine Zeitlang ganz stier heraus, und murmelte vor sich hin. Darauf kratzte sie mit ihrer Hand ein kleines Loch in die Erde. Hier gieng nun erst die Komödie an. Denn der Kapuziner, als er dies sah, ließ seinen Dollmetscher den Augenblik weggehen, indem er als ein Priester, der allezeit auf Gott getraut, nicht zweifelte, ihre Zauberei zunichte zu machen. Zuerst gebot er dem Teufel, sich ihm nicht zu nahen; sie aber hatte auf das, was er sagte, wenig Acht, und fuhr mit ihren Zaubereien fort. Nach diesen gebot er den bösen Geistern zum zweitenmale, sich wegzubegeben, worauf sie ihrer Schülerin einen derben Schlag ins Gesicht gab, und ihr befahl, wegzugehen und sie allein zu lassen. Auf sein drittes Gebot gieng sie auch fort; sie kam aber den andern Tag früh wieder, und trieb ihre teuflischen Künste wie zuvor. Er beschloß, nach seiner gewöhnlichen Verschlagenheit, nicht lange an einem Orte zu bleiben, und damit ihren Anschlägen zu entgehen, die sie wider ihn hatte, ihn zu Tode zu hexen, weswegen sie das Loch in der Erde gemacht hatte. Denn wenn sie Willens sind, Jemand zu Tode zu zaubern, so legen sie ein gewisses Kraut in ein auf solche Art gegrabenes Loch, so wie dasselbe verwelkt und vergeht, so verschwinden auch die Kräfte und Lebensgeister der Person, der sie ungünstig sind (!)

Nachdem Merolla alles gethan hatte, was

zu verrichten war, ehe seine Schiffer wiederkamen, so schlich er sich an das ganz nahe gelegene Ufer, wohin ihm die Hexe dreimal nachgieng. Als er sah, daß er ihr nicht aus dem Wege gehen konnte, so sezte er sich, in Erwartung seiner Schiffer, an dem Gestade nieder. Als dies die Hexe sah, so kauerte sie ihm gegen über auf die Erde. Die Leute, welche begierig waren, den Ausgang dieses Kampfs abzuwarten, hatten sich, ihm unwissend, in einem anliegenden Hirsenfelde verstekt. Er gebot ihr noch einmal, im Namen der heiligen Dreieinigkeit und der gebenedeiten Jungfrau wegzugehen, und blies sie dabei ganz gelinde an, worauf sie wie der Bliz mit drei Sprüngen und einem dreifachen Geheule davon rannte. Ihre Geschwindigkeit im Weglaufen war etwas so ausserordentliches, daß alle Zuschauer darüber erstaunten, und glaubten, es könnte durch keine menschliche Kräfte verrichtet worden seyn (!). Als die Hexe zu fliehen anfieng, kam das Volk hervor, lief ihr nach, und schrie mit vielen Vorwürfen hinter ihr her: Der Teufel ist geflohen, und der Priester hat sich nicht von der Stelle bewegt. Der Teufel hole alle Hexen und Hexerei!

Als sich bald hernach seine Schiffer sehen liessen, gab er ihnen gute Worte, daß sie unverzüglich abfahren möchten. In der andern Nacht nach ihrer Abfahrt von diesem Orte kamen sie an die Insel Zariambola, welche nach Sogno gehört, wo er

sich für sicher hielt. Auf ihrer Reise dahin trafen sie einen Vetter des Grafen an, welchem Merolla meldete, daß er jezt gleich von Kongo mit einer guten Botschaft für die Grafschaft Sogno herkäme. Dies wurde sogleich dem Grafen zu Ohren gebracht.

Als sein gedachter Vetter auf diesem Wege zum andernmale reisete, und erfuhr, daß Merolla von dem Mani hintergangen worden, der ihn mit Herbeischaffung eines neuen Kahns aufhielt, so wurde er sehr zornig, und stampfte auf die Erde mit diesen Worten: Bezeigt ihr euch so in den Angelegenheiten meines Vetters? Ich werde bedacht seyn, so bald ich nach Sogno komme, daß ihr von eurer Regierung abgesezt werdet. Der Mani versicherte zu seiner Entschuldigung, er hätte ihm eine genugsame Anzahl Schiffer zugewiesen, und wenn der Missionar nicht fortgegangen sei, so wäre es nicht ihre Schuld.

Als er um Mitternacht in dem Haven von Pinda vor Anker kam, so liefen ihm seine Schiffer davon. Er stieg darauf ans Land, und zieng ins Kapuzinerkloster. Am andern Morgen kam der Graf mit einem größern Gefolge, als sonst gewöhnlich, zu ihm, um ihm zu seiner Ankunft Glük zu wünschen. So bald ihn Merolla sah, sprach er zu ihm: „Sagte ich nicht Euer Exzelleuz, daß, wenn ich meine Mission nicht zu Lande wohl ausführen könnte, so würde ich es zu Wasser thun.?" — Der Graf fiel, ohne ein Wort zu antworten, sogleich

auf die Erde, um seine Füsse zu küssen, welches er auch wirklich that, ob Merolla ihn gleich, so viel er nur konnte, daran verhinderte, worüber sich seine Brüder, die dazumal gegenwärtig waren, sehr verwunderten. Unser Pater hob ihn ganz beschämt den Augenblik auf, und gieng darauf mit ihm auf die Seite, und benachrichtigte Seine Exzellenz von dem, was zwischen ihm und dem Don Johann Simantamba, in Ansehung der Herausgabe von Khiovakhianza, verhandelt worden war. Er war ungemein vergnügt darüber, und willigte gern in die Wiedereinsezzung des Rebellen Don Garzia, den er die ganze Zeit über aus Staatsabsichten, seinen Neigungen zuwider, unterhalten müssen.

Gleich hernach sagte unserm Merolla der Pater Andreas von Pavia, einer von den beiden Missionaren, die er zurükgelassen hatte, daß ein nach Loanda segelfertiges holländisches Schiff da wäre, wenn er sich dieser Gelegenheit bedienen wollte, dahin zu reisen, und seine Geschäfte, in Ansehung der Krönung des Königs, zu Stande zu bringen. Weil er aber nicht geneigt war, so geschwind wieder zur See zu gehen, so unternahm Andreas diese Reise selbst, und beurlaubte sich daher noch denselben Augenblik bei dem Grafen.

Da die holländischen Schiffe insgemein gut segeln, so kam er noch vor Verlaufe eines Monats zurük. Als er dem Statthalter die Sache vortrug,

umarmte ihn dieser vor Freuden, und sagte, er könnte sich nichts bessers gewünscht haben, indem nunmehr hoffentlich, zum grossen Vortheile der Portugiesen, der Weg nach Kongo geöffnet werden würde. Um zu beweisen, daß die Portugiesen sich ansehnliche Vortheile von einer Handlung mit Kongo versprachen, erzählt Merolla, daß, als er zum anderumale zu Loando gewesen, und Abschied von dem Statthalter genommen, so habe ihm derselbe ernstlich empfohlen, den Portugiesen die Handelsfreiheit von dem Grafen von Sogno auszuwirken. Darauf hatten die daneben stehenden Pächter der königlichen Einkünfte gesagt: „Ein freier Handel nach Sogno will wenig oder nichts für uns sagen. Denn dieses Land ist wie ein grosser Baum, auf dem man nichts als Aeste und Blätter findet; da hingegen eine Reise nach Kongo uns nicht nur Blätter, sondern auch Früchte verschaffen würde!"

Ludwig Lobo, der lezte Statthalter zu Loanda, meldete während seiner Regierung bei der königlichen Kammer, daß er die Krone von Kongo zu haben wünschte. Sie war aber keineswegs zu finden. Darauf befahl er, daß eine neue von Silber und vergoldet auf seine Kosten gemacht werden sollte, damit er sie in Bereitschaft haben möchte, wenn der kongoische Gesandte sie abfordern sollte. Als der König von Portugal erfuhr, daß die Krone verloren gegangen war, so schrieb er an den Bischoff und an den Statthalter, daß sie

sich angelegen seyn lassen sollten, die Person ausfindig zu machen, in deren Händen sie zulezt gewesen sei, und den, der sie gehabt hat, eben so zu bestrafen, als ob er sie gestolen hätte.

Unter andern Diensten, welche Lobo dem Könige von Portugal geleistet hat, war, daß er den ersten Grund zum guten Vernehmen mit Kongo gelegt, und dieses Reich von Portugal abhängig gemacht hat. Der Mönch Andreas konnte wegen der kurzen Zeit, die er vor seiner Reise gehabt hatte, keine Nachricht geben, wann der kongoische Gesandte ankommen sollte. Als aber hernach der Verfasser bei der Zurükkunft des Schiffes von Loango selbst nach Loanda fuhr, so meldete er dem Statthalter, daß es um den August geschehen würde. Der August kam heran, und es ließ sich kein Gesandter sehen.

Nicht lange hernach berichteten einige neulich von Kongo angekommene Missionaren, daß sie den Gesandten unterwegs mit einem grossen Gefolge gesehen hätten. Der kongoische Gesandte, der sich gleichfalls in der Stadt befand, um dem Bischoffe zu seiner Gelangung zum Bisthume Glük zu wünschen, hatte Nachricht, daß er auf Befehl des Herzogs von Bamba angehalten worden, als er durch seine Länder gereiset, da dieser Herr allezeit ein Feind von Kongo gewesen, wegen seiner Ansprüche auf die Krone, die sich auf seine Ankunft von der Donna Anna, einer von den obgedachten

ſtreitigen Königinnen, gründete. Die Portugieſen waren darüber vergnügt, daß ein Geſandter abgeſchikt worden war, und es würde alles gut von ſtatten gegangen ſeyn, wenn nicht einige Unruhen dazwiſchen gekommen wären. Denn der neue Statthalter war im Begriffe, die Königin von Singa mit Kriege zu überziehen, welche eine den Portugieſen zuſtändige Landſchaft mit Feuer und Schwerdte verheert, und den Sova oder Herrn davon in die Sklaverei geführt hatte. Doch machten ſich die Miſſionare immer noch Hoffnung, die Krönung bald zu Stande zu bringen, zumal da Andreas von Pavia ſich dieſe Sache ſo ernſtlich angelegen ſeyn ließ.

Während dieſes im Werke war, bemühten ſich die übrigen Miſſionaren nebſt dem Superior, das Kriſtenthum in Kakongo wieder zu pflanzen. Der Statthalter zu Loanda und die königliche Kammer gaben ihnen die Verſicherung, daß ſie ihnen auf die Gefahr ihrer kleinen Handlung in dieſem Königreiche Beiſtand leiſten, und daß ſie die erſten Schiffe, die ſie frei hätten, zu dieſer Miſſion brauchen wollten. Der Statthalter war in Beförderung dieſer Angelegenheit ſehr ämſig, und der Biſchoff faſt noch mehr. P. Merolla ſagte ihnen, daß nicht nur portugieſiſche, ſondern auch italiäniſche Prieſter nöthig ſeyn würden, um dieſem Volke allen Argwohn zu benehmen. Die Portugieſen ſchienen aber nicht geſonnen zu ſeyn,

die Italiener an dieser Mission Theil nehmen zu lassen.

Dabei meldete unser Pater, daß, als ein gewisses Oberhaupt eines Klosters zu Loanda durch Ferdinand Gomez Nachricht erhalten, daß der König von Kakongo zur Annehmung des römischen Glaubens geneigt sei, so habe er selbst beschlossen, die Mühe über sich zu nehmen, ihm den kristlichen Glauben zu predigen. Zu diesem Ende gab er vor, er habe von seinen Obern Befehl erhalten, nach Kabinde zu gehen, weil er wußte, daß Merolla wegen seines damaligen schwachen Zustandes nicht gehen könnte. Er verschafte auch Empfehlungsschreiben von dem Superior der Kapuziner an ihr Kloster zu Sogno, wo er freundlich aufgenommen wurde. Von da aus schikte er einen portugiesischen Priester an seinen Amtsgehülfen in Kakongo, welchem er auftrug, mit dem Könige zu sprechen. Ohne diese Person konnte er sich ganz und gar keinen Fortgang versprechen, indem er in der kongoischen Sprache gänzlich unerfahren war, welche hingegen dieser Priester sehr gut redete. Er konnte aber doch nicht zu einem Gehöre bei dem Könige gelangen, weswegen er in seines Superiors Namen an seine Majestät schrieb, als er aber keine Antwort erhielt, so gab er alle Hoffnung auf, und kehrte beschämt nach Loanda zurük.

Hierauf schrieb Andreas von Pavia an gedachten König, daß er bereit sei, zu ihm zu kommen, und ihn zu taufen, wenn er ihm eine Zeit

dazu bestimmen wollte. Es gieng um diese Zeit die Rede, daß auf Befehl des Königs von Portugal alle fremde Missionaren weggehen, und alle Kapuzinerklöster dem besagten Orden eingeräumt werden sollten. Darauf trieb der zurükgeschikte Superior den Pavia sehr ernstlich zur Reise, ob ihm gleich sonst nichts damit gedient war, nur damit er ihm den Weg bahnen und ein Kloster für ihn errichten möchte. Als Pavia hinkam, ließ ihm der König melden, er könnte sich nicht entschliessen, ihn vor sich zu lassen, weil er dem P. Merolla vormals sein Wort gegeben, den er nicht nur der Religion, sondern auch der Handelschaft wegen bei sich zu haben wünschte, weil er einen Kaufmann mitbringen sollte.

Indem Merolla zu Loanda war, so ertheilte das Kollegium der Propaganda, dem Mönche Monteleone Befehl, auf die Insel St. Thomas zu gehen, und daselbst ein Kloster zu errichten, zu dem Ende, daß die Missionare, die etwa dahin kämen, desto leichter ihre Reise nach Kongo fortsezzen könnten. Da die Einwohner von dieser Gegend sich den Pabst, als eine sehr heilige Person, und die italienischen Priester als seines Gleichen vorstellen, so verstatteten sie denselben ohne das geringste Bedenken, in ihrer Kleidung in ihre allergeheimste Zimmer zu gehen, welches Priestern von andern Nazionen nicht erlaubt seyn würde.

Hiedurch ist, aller Hindernisse ungeachtet, binnen wenig Jahren, eine sehr grosse Menge bekehrt worden. Unser Pater weiß, daß er selbst nicht weniger, als dreizehntausend Seelen, getauft, und sehr viele Paare zusammen gegeben hat. Einer von seinem Orden hat, wie anderwärts angemerkt worden, allein über fünfzig tausend getauft, und Hieronymus von Montesarchio taufte, wie er dem Merolla sagte, binnen einer Zeit von zwanzig Jahren über hundert tausend Menschen, und unter andern den König oder vielmehr den Herzog von Kongobella, einen Vasallen des Königs von Mikokko, nebst seinem Vetter und verschiedenen andern Personen von Stande.

Einer von den Gründen, welche die Negern für ihre heidnischen Meinungen anführen, ist, daß der Elefant niemals Salz ißt, worunter sie die Taufe verstehen, und doch fett und groß wird, und eine lange Zeit lebt. Die Taufe nennen sie in ihrer Sprache Minemungu, welches so viel heißt, als das gesegnete Salzwürzen. Wenn man fragt: ob dieser oder jener ein Krist oder Heide ist? so antworten sie, wenn er ein Krist ist: er sei ein Krist, denn er habe das Salz gekostet, das von dem Priester gesegnet worden ist. Und wenn einer von ihnen mit Wasser allein getauft würde, so würde er nicht allzuwol zufrieden seyn. Ein hartnäkkiger Neger, der diesen Grund anführte, ließ sich in seiner lezten Krankheit taufen, heurathete eine Unbekehrte, und starb den dritten Tag hernach.

Die

Die Königin von Singa wurde mit dem ersten Theile von ihren Unterthanen, durch die grosse Bemühung des Antonius Laudati von Ganeta, eines Kapuziners bekehrt, wie ein portugiesischer Hauptmann, welcher dabei gegenwärtig gewesen, dem P. Merolla sagte. Die Königin und der Missionar standen beisammen und unterredeten sich, als auf einmal der Mönch seine Majestät folgendermassen anredete: „Madame, wenn ich so viele „schöne und grosse Thäler sehe, die mit so vielen „kristallenen Strömen geschmükt und bereichert, „und vor dem Schaden des Wassers durch solche „hohe und angenehme Berge gesichert sind, und die „alle unter den Befehlen Eurer Majestät stehen, so „kann ich nicht umhin, mir die Freiheit zu neh„men, sie zu fragen, wer der Urheber von diesem „allem ist, wer die Erde fruchtbar macht und die „Früchte reifen läßt?" Darauf gab die Königin zur Antwort: Meine Vorfahren. — Also, erwiederte der Kapuziner, besizzen Eure Majestät die ganze Macht ihrer Vorfahren? — Ja, antwortete sie, und noch weit mehr, denn noch über das, was sie gehabt haben, bin ich eine unumschränkte Beherrscherin des Königreichs Matamba!

Darauf hob der Mönch einen Strohhalm auf, der auf der Erde lag, und sagte: Madame, erzeigen sie mir die Gnade, dieses, ohne es zu halten, in der Luft hängen zu lassen. Die

Königin wandte das Gesicht weg, und hörte eine so schlechte Bitte verächtlich an. Der Mönch aber wiederholte seine Bitte, und als er ihr den Halm in die Hände geben wollte, ließ sie ihn fallen. Der Mönch bükte sich, ihn aufzuheben, aber die Königin, die behender war, als er, ergriff ihn zuerst. Die Ursache, sprach der Mönch, warum der Strohhalm fiel, war, weil Eure Majestät ihm nicht befahlen, daß er nicht fallen sollte; nunmehr aber haben Sie die Gnade, ihm zu gebieten, daß er von sich selbst ohne Hülfe in der Luft hänge. Sie that es; allein er wollte nicht gehorchen. Darauf brach der Mönch in folgende Ausdrükke aus: Eure Majestät wissen, daß Ihre Vorfahren eben so wenig vermögend gewesen sind, diese schönen Felder und Bäumen zu schaffen, als sie durch ihr Wort das Stroh in der Luft zu erhalten vermögen. Als er sie hierauf überzeugte, daß ein allmächtiger Schöpfer oder eine erste Ursache aller Dinge wäre, so bekannte sie sich aufs neue zum katholischen Glauben, von welchem sie abgefallen war, und starb bald hernach.

Der P. Merolla erzählt hierauf eine sehr sonderbare Geschichte, die er von einem französischen Schiffer zu El Mina in Guinea erfahren, und die ihm auch ein Portugiese, der Augenzeuge gewesen ist, bekräftigte. Dieser Hauptmann ward, als er an der Goldküste Handlung trieb,

von einem holländischen Kapet gefangen genommen. Als er vor den Statthalter gebracht worden war, schlossen sie ihn mit eisernen Ketten in einem Gefängnisse ein, und ließen ihn durch dreißig handveste Negern bewachen, so daß er nichts als den Tod erwartete. Dem Vornehmsten unter diesen Negern machte es Vergnügen, als er den Gefangenen sein Leiden so standhaft ertragen sah, und weil er ihn dem Ansehen nach für einen verständigen Mann hielt, so sagte er endlich: „Da „Ihr keinem Menschen etwas zu Leide gethan habt, „und Eure Feinde sich so übermäßig grausam gegen „Euch bezeugen, indem sie Euch nicht nur gefangen „gesezt haben, sondern Euch auch eure Güter und „eures Lebens berauben, so erbiete ich mich, Euch „frei zu machen, wozu mich mein Abscheu vor dergleichen Handlungen antreibt."

Der Hauptmann faßte darauf Muth, und versicherte ihn, daß, wenn er das Herz hätte, ihn zu befreien, und sicher an sein Schiff zu führen, so sollte er alles, was er nur verlangte, zur Belohnung zu gewarten haben. „Wie ist aber, sagte er, „ein solches Glük für mich möglich, da so viele „Wächter über mich gesezt sind?" — „Lasset „mich dafür sorgen, versezte der Neger, denn ich „zweifle nicht, daß ich mit Hülfe von sechsen meiner Gehülfen, die ich bereits auf meine Seite „gebracht habe, alles ausrichten werde, was Ihr „verlangt. Das Mittel, das ich vorschlage, ist,

„daß wir unsere übrigen Wächter mit Weine be„trinken wollen, damit dann wir, die wir eure „Freunde sind, nach euerm Gefallen handeln können."

Er erfüllte auch in kurzer Zeit sein Versprechen. Nachdem sie aus dem Gefängnisse entronnen waren, wanderten sie die ganze Nacht durch in dikken Gehölzen, und kamen endlich in dem Haven an. Als der Neger an Bord gehen wollte, machte er der holländischen Wache weiß, der Statthalter hätte den Hauptmann und seine Leute in Freiheit gesezt. Die Holländer trauten dem Neger, den sie allezeit für einen ehrlichen Kerl angesehen hatten, ließen die übrigen Leute aus ihrem Gefängnisse los, und giengen nach Erhaltung einer kleiner Belohnung fort.

Als der Hauptmann sich aufs neue Meister von seinem Schiffe sah, so machte er alle seine Kisten auf, und bot seinem Befreier alles, was er nur verlangte, zur Belohnung an. Allein der Neger wollte nichts annehmen, mit der Versicherung, daß dasjenige, was er gethan hätte, allein aus Mitleiden, ohne irgend einigen Eigennuz geschehen sei. Wenn es ihm aber gefiele, ihn und seine Kameraden in seine Dienste zu nehmen, so würden sie ihm nachfolgen, wohin er nur wollte. Der Franzose nahm sie mit der größten Freude auf, und war froh, daß er diese Gelegenheit hatte, ihnen seine Dankbarkeit zu bezeigen. Sie hie-

ben darauf ihr Kabeltau ab, und giengen gerade nach Frankreich unter Segel, um nicht den Holländern noch einmal in die Hände zu fallen. Den edelmüthigen Negern wurden auf der ganzen Reise die größten Höflichkeiten erzeigt. Die Bootsleute ließen gegen sie, und besonders gegen ihren Anführer, öfters ihre Dankbarkeit blikken, und nannten sie ihre Retter. Als sie ans Land kamen, so bestrebten sich die Verwandten und Freunde des Hauptmanns um die Wette, wer diesen Negern die meiste Erkänntlichkeit beweisen sollte.

Als sie sich drei Monate lang daselbst aufgehalten hatten, riethen die Negern dem Hauptmann, daß er sein Schiff aufs neue mit einigen kostbaren Waaren und Raritäten beladen sollte, und erboten sich, ihn in einen Haven unter El Mina in Guinea zu führen, der den Holländern nicht unterworfen wäre, wo er ohne alle Gefahr so viel gewinnen könnte, als er nur wollte. Wer hätte nun in diese Erhalter seines Lebens einiges Mistrauen sezzen sollen? Da der Ort, den sie nannten, dem Hauptmann als ein großer Handelsplaz bekannt war, so richtete er die Ladung seines Schiffs darnach ein, und gieng ostwärts unter Segel. Als er auf der Insel St. Thomas Lebensmittel eingenommen hatte, gieng er wieder in See, und indem sie einen gewöhnlichen Wind, welchen die Portugiesen Viracao nennen, erwarteten, der daselbst alle sechs Stunden mit der Ebbe und Flut zu- und ab-

nimmt, so schliefen alle Bootsleute ein, bis auf den Piloten, den Steuermann, und noch einen andern. Allein die verschlagenen Negern blieben wachend, um ihr Vorhaben ins Werk zu sezzen. Einer von ihnen fieng an, Holz zu hakken, damit der Lärm, welches die übrigen in ihrer Unternehmung machten, vor dem Getöse der Axt nicht möchte gehört werden können. Sie schlugen auch dem Piloten und vier Bootsleuten die Köpfe ein, in der Absicht, mit allen anderen auf gleiche Art umzugehen.

Der Hauptmann wurde durch einen kleinen Knaben aufgewekt, und ergriff einen Hirschfänger und zwei Paar Pistolen. Weil er aber die Kajütenthüre von aussen verriegelt fand, so mußte er durch ein Kanonenloch durchkriechen. Als er auf das Verdek kam, fand er einige von seinen Leuten todt liegen, und andere sich noch wehren. Er machte daher Lärm, daß die übrigen aufwachten, und griff mit seiner ganzen Macht an, welche vier von den Negern, und unter ihnen den Anführer derselben, in kurzer Zeit niedermachte. Die drei übergebliebenen gestanden, sie hätten den Anschlag gehabt, das ganze Schiffsvolk zu ermorden, und alsdann mit dem Schiffe in ihr Vaterland zu fahren, wo sie sich mit der List, wie sie die Europäer hintergangen, berühmt gemacht haben würden. Sie mußten aber ihre Thorheit theuer bezahlen, indem sie ohne Umstände an die Segelstan-

ge aufgeknüpft wurden. Da dies im Gesichte der Insel St. Thomas geschah, so feuerten die Leute am Ufer eine Muskete ab, weil sie wissen wollten, was vorgienge. Der Hauptmann hieng eine weisse Flagge aus, und schikte sein Boot hin, um ihnen zu melden, wie diese Negern mit ihm umgegangen wären, worüber sich die Einwohner ungemein wunderten, besonders aber, wie diese listige Negern ein so böses Vorhaben so lange bei sich hatten verbergen können.

Eben dieser Hauptmann erzählte dem Merolla ferner, daß er sich nachher vorgesezt hätte, nach Sogno zu gehen, um den Fluß Zaire zu besehen, und einen Versuch zu machen, ob er auf diesem Flusse nach Abyßinien kommen könnte, ob man ihm gleich gesagt hatte, daß es für große Schiffe nicht sicher wäre, auf diesem Flusse zu segeln, weil so viele Inseln darauf wären, und so viele Flüsse hinein fielen. Als die Einwohner von Ngojo, bei deren Küsten er vorbei mußte, ein Schiff mit solchen Leuten erblikten, dergleichen sie zuvor nie gesehen hatten, so schikten sie einen Kahn zu ihnen, und ließen ihnen sagen, sie müßten zu Kabinde Anker werfen; als sie ferner hörten, daß dieses Schiff den Fluß weiter hinauf fahren und seinen Lauf entdekken wollte, so thaten sie den Schiffern zu wissen, daß sie, wenn sie in ihrem Haven einliefen, Wegweiser zu ihrer Unternehmung, und eine überflüßige

Menge von Sklaven und Elfenbein finden würden. Vor allen Dingen aber riethen sie ihnen, sich in Sogno nicht aufzuhalten; denn die Einwohner wären Feinde der Weissen, und hätten nur vor wenig Jahren sehr viele von ihnen erschlagen. Der Hauptmann schikte, um diesen Leuten zu Willen zu seyn, ein mit Waaren beladenes Boot und zwei Bootsknechte ans Ufer. Die Negern führten sie weit in das Land hinein, und theilten die Waaren unter sie aus.

Es giengen vierzehn Tage vorbei, ohne daß eine Nachricht von den beiden Bootsleuten, noch von irgend einer zu Stande gebrachten Handlung, einlief. Unterdessen gaben die Negern immer gute Worte, giengen täglich an Bord, um ein gutes Verständnis zu erhalten, und tranken und schmarozten auf des Hauptmanns Kosten. Endlich kam der Mani oder Statthalter von Kabinde selbst, mit fünf oder sechs anderen an Bord; worauf der Hauptmann sie plözlich anfallen und in Ketten schliessen ließ, mit der Drohung, daß, wenn ihm nicht unverzüglich seine beiden Bootsleute mit ihren Waaren wieder ausgeliefert würden, so wollte er nicht nur sie in die Sklaverei wegführen, sondern auch sonst noch alle diejenigen, die er in diesem Reiche ertappen könnte.

Weil nun die Kapuziner dem Grafen von Sogno zugeredet hatten, daß er dem Hauptmann zu sei-

nem Rechte verhelfen möchte, so wurden der Mann und seine Leute gefangen gesezt, wodurch er die Bootsleute und einen Theil von seinen Gütern wieder erlangte. Zugleich erhielten die Negern von Ngojo Befehl, zu Erseßung der übrigen zwölf Sklaven zu schaffen. Weil aber diese nicht kamen, so gieng er mit den sieben, die er bekommen hatte, unter Segel, und sezte den achten ans Land, um die zwölf für ihn bestimmten Sklaven nach Soguo zu bringen, wo er auf dreihundert Sklaven erhandelte, die er sodann nach der Insel Hispaniola zum Verkaufe führte. Der Schiffshauptmann hatte eine grosse Freude darüber, daß er einen Statthalter von den Negern bekommen hatte, der nach der Gewohnheit des Landes gekleidet war, um diesen seinem Könige zum Geschenke zu bringen.

Weil Merolla immer noch krank war, so sah er sich genöthigt, Afrika zu verlassen. Doch war seine Absicht, noch einmal dahin zurük zu kehren, wenn er seine Gesundheit in Brasilien wieder erlangt hätte. Er gieng demnach von Loanda unter Segel, und kam in kurzer Zeit nach Bahia, der Hauptstadt in Brasilien, wo er einige Zeit in einem französischen Kapuzinerkloster lebte. Diese Mönche sprachen einen von ihren Landsleuten an, welcher willig war, ihn nach Lissabon zu führen, und ihm seiner Unpäßlichkeit halber eine bequeme Kajüte einzuräumen. Er wollte ihn aber nicht zum Kaplan machen, weil

er sich dem portugiesischen Gesezze nicht unterwerfen wollte, welches ein Verbrechen daraus macht, wenn ein Schiff ohne Kaplan in See geht. Es bat ihn hernach der Statthalter von Massangano, welcher auf einem Schiffe mit ihm von Angola abgefahren war, mit ihm bis nach Portugal zu reisen. Er nahm sein Anerbieten mit Dank an, und erreichte nach drei Monaten die Höhe von Lissabon, in Gesellschaft von acht und zwanzig mit Tabak und Zukker beladenen Schiffen.

Da es schon fast Nacht war, ehe sie an den Haven kamen, so konnten nur drei von ihren Schiffen hineinfahren, nämlich das, worauf Merolla war, das französische und noch ein anderes. Bei Anbruch des Tages kam der Gesundheitsbesorger auf diese drei Schiffe an Bord, um den Zustand ihrer Gesundheit zu untersuchen. Der Franzose fiel bei seiner Annäherung auf die Gedanken, daß es eine Feluke von dem Zollhause wäre, und wollte eine Quantität Tabak verstekken, den er in seiner Pulverkammer hatte. Indem er aber einen Funken von seinem Lichte auf ein Pulverfaß fallen ließ, fieng das Pulver Feuer, und das Hintertheil des Schiffs flog in die Luft. Das Wasser schoß durch diese Lükke in das zerschmetterte Schiff, so daß es in einem Augenblikke untergieng, und Niemand von den Leuten davon kam, als die, welche schwimmen konnten, die sich entweder bis an

das Ufer arbeiteten, oder von den Booten aufgenommen wurden.

Als Franziskus von Pavia und Merolla ans Land giengen, machten sie ihre Aufwartung bei dem Könige, der sie sehr gnädig empfieng, und aus Hochachtung gegen sie die ganze Zeit über stand und den Hut in der Hand hielt. Er küßte ihren Ordenshabit, und besprach sich darauf von ihrem Orden und von ihrer Mission, und insbesondere von den italiänischen Missionaren, gegen die er, wie er sagte, eine besondere Hochachtung hätte, da er gehört, wie viel Gutes sie in Kongo ausgerichtet; und ob er gleich allen ausländischen Priestern untersagt hätte, in seinen eroberten Ländern von diesem Welttheile ihr Amt zu verwalten, so wäre doch seine Meinung keineswegs, die italienischen Kapuziner damit auszuschliessen.

Dieser König hatte einige Zeit zuvor ein Gesez wider die Unordnungen in der Kleiderpracht gemacht. Denn die franzöſischen Kaufleute pflegten gemeiniglich alle Jahre neue Kleidermoden einzuführen, und Puppen damit anzukleiden, welche sie den Leuten zum Ansehen ausstellten, die diese Kleider den Augenblik an sich kauften. Hiedurch kam das meiste portugieſiſche Geld den Franzoſen in die Hände; weswegen der König, um die Ausführung des Geldes zu verhindern, den Werth desſelben erhöhte. Jedoch dies Mittel war ohne Er-

folg. Denn die Kaufleute steigerten den Preiß ihrer Waaren, und die Leute waren so sehr in dieselben verliebt, daß sie sie haben wollten, sie mochten kosten was sie wollten.

Der König gab hierauf einen andern Befehl, durch welchen er seinen Unterthanen untersagte, Gold, Silber und Seide zu tragen, und ihnen befahl, nur Bois oder in dem Lande verfertigte Zeuche zu tragen. Er verbot auch alle fremde Hüte und Strümpfe, und gieng darin seinen Unterthanen mit seinen Beispiele vor, um ihnen desto mehr Lust zur Beobachtung dieses Gesezzes zu machen. In Ansehung der Seide, des Goldes und Silbers, welches in den Kirchen nöthig war, sezte er gewisse Kommissarien, die das benöthigte von Venedig und andern Orten her verschrieben, welches versiegelt werden mußte, damit es nicht in grösserer Menge eingeführt würde. Auf diese Art sind die überflüssigen Ausgaben, aus diesem Königreiche und den dazu gehörigen Ländern gänzlich vertilgt worden.

Von Lissabon segelte **Merolla** nach **Livorno**, und von da nach Genua auf einem Schiffe, welches die heilige Rose hieß. Indem sie um Mitternacht in den Haven hinein fahren wollten, so drehte sich der Wind ihnen gerade entgegen, und trieb sie von neuem in die See zurük. Bei Anbruche des Tags, als sie ruderten, um in den Haven hineinzukommen, näherte sich ihnen ein französi-

ſches Kriegsſchiff, welches gleich aus dem Haven herauskam, und ſich nach dem Winde hielt, deſſen Hauptmann ihnen zurief, daß ſie ihr Boot zu ihm an Bord ſenden ſollten. Sie aber ſegelten immer fort, ohne ſich daran zu kehren. Darauf gab ihnen der Franzoſe zu erkennen, da er ſähe, daß es ein Kriegsſchiff wäre, ſo habe er ausdrüklichen Befehl von ſeinem Könige, den Hauptmann entweder zu nöthigen, an Bord zu kommen oder es in Grund zu ſchieſſen.

Dieſe Kunde ſezte das ganze Schiffsvolk in groſſe Beſtürzung, beſonders, weil ſie bei ihrer Annäherung vor Genua alle ihre Kanonen abgefeuert hatten, bis auf dreizehn, die ſie zu Begrüſſung des Kreuzes in dieſer Stadt aufbehalten hatten. Ihre Musketen lagen gleichfalls alle in der Zeugkammer in Verwahrung, und die Bootsleute hatten, weil ſie ans Land gehen wollten, ihre beſten Kleider angezogen. Deſſenohngeachtet ſezten zwei Offiziere alles, was ſie nur von Gewehre hatten, in Bereitſchaft, und ſtellten ſowol die Reiſenden, als Bootsleute auf den Verdekken in Ordnung, in der Vermuthung, daß der Feind ſeine Drohung in Erfüllung ſezzen würde, weil ſie ſich ſchlechterdings weigerten, ſeinem Zumuthen Gehör zu geben. Das Getümmel und Geſchrei war unter den Bootsleuten und Soldaten überall ſo groß, daß Merolla faſt in der Hölle zu ſeyn glaubte.

Endlich um den übeln Folgen vorzubeugen, die ein so übereiltes Gefecht nach sich gezogen haben würde, schikte der französische Hauptmann seinen Bruder an Bord, um zu sehen, wer sie wären. Als er bei seiner Annäherung gewahr wurde, daß Zubereitungen zu einem Gefechte gemacht wurden, und zugleich, daß es Genueser waren, so rief er ihnen zu: Wozu alle diese kriegerische Anstalten, da zwischen uns und Genua Friede ist? Sie antworteten ihm, auf der See müßte man gegen alle Zufälle auf der Hut seyn, und sie hätten nicht versichert seyn können, daß sein Schiff ein französisches wäre, weil es nichts seltenes wäre, falsche Flaggen aufzustekken. Als er eine grosse Menge Menschen auf den Verdekken erblikte; so fragte er, wie viel ihrer am Borde wären, und man sagte ihm, vierhundert, welches die Wahrheit war. Endlich meldete er, er hätte Befehl von seinem Herrn, alle Franzosen, die Kaufleute ausgenommen, sie möchten seyn auf welchem Schiffe sie wollten, abzufordern, und erkundigte sich, ob sie welche unter sich hätten. Nachdem eine Untersuchung angestellt worden, lieferte man ihm unverzüglich alle diejenigen, die sich fanden, aus; worauf die Franzosen ihren Weg in Frieden fortsezten, und das Schiff in den Haven hinein fahren liessen.

Es würde sehr unglüklich für sie abgelaufen seyn, wenn sie sich mit diesem französischen Schiffe in ein Treffen eingelassen hätten, wegen der aus-

ſerordentlich groſſen Menge von Waaren von allerhand Sorten; da ſie mehr als anderthalb Millionen Geldes, das den Kaufleuten zugehörte, wie auch ſehr viel ungeprägtes und unverarbeitetes Silber am Borde hatten. Ueberdieſes führte ihr Schiff alles das Geld, welches in dem Jahre von dem Kommiſſär der Kruſade in Spanien eingeſammelt worden war, wie auch einige andere Summen, die aus Mildthätigkeit zur Kanoniſation zweier Heiligen in Rom beſtimmt waren.

Hiemit ſchlieſſen wir dieſen, ſo viel nöthig war, kaſtrirten Auszug aus P. Merolla's Reiſebeſchreibung, und zugleich auch dieſen zwölften Band.

Ende des zwölften Bandes.

Staatsbibliothek
MÜNCHEN